

**ZWISCHEN INTEGRATION UND AUSGRENZUNG –  
LEBENSVERHÄLTNISSE TÜRKISCHER MIGRANTEN DER ZWEITEN  
GENERATION**

VON DER CARL VON OSSIETZKY UNIVERSITÄT – FAKULTÄT IV HUMAN- UND  
GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTEN – ZUR ERLANGUNG EINES DOKTORS DER  
WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTEN (Dr. rer. pol.) GENEHMIGTE DISSERTATION

von

**Andrea Janßen**

geboren 08.05.1972 in Westerstede

und

**Ayça Polat**

geboren 07.03.1972 in Istanbul

Referent: Prof. Dr. Walter Siebel

Koreferent: Prof. Dr. Martin Kronauer

Tag der Disputation: 4. Februar 2005



# INHALTSVERZEICHNIS

	<b>EINLEITUNG</b>	1
<b>I</b>	<b>ZUR THEORIE VON INTEGRATION UND AUSGRENZUNG</b>	3
<b>II</b>	<b>METHODEN</b>	13
<b>1</b>	<b>Zur Begehung</b>	13
1.1	Zur Durchführung der Begehung	15
1.2.	Probleme bei der Begehung	16
<b>2</b>	<b>Zu den Interviews</b>	17
2.1	Auswahl der Erhebungsmethode	18
2.1.1	<i>Zur Entwicklung des Leitfadens</i>	18
2.1.2	<i>Zur Interviewsituation</i>	19
2.1.3	<i>Zur Auswertung der Interviews</i>	21
2.2	Zu Problemen während der Interviewsituation	25
<b>3</b>	<b>Die Mühen der Ebene: Zur Rekrutierung von Interviewpartnern</b>	30
3.1	Das Problem der Rekrutierung von Interviewpartnern in der Methodenliteratur	31
3.2	Rekrutierungsstrategien: Erfolge und Misserfolge	36
3.3	Erklärungen für die Zugangsprobleme	42
3.4	Fazit: Augen zu und durch?	46
<b>III</b>	<b>SOZIALE NETZWERKE</b>	47
<b>1</b>	<b>Bedeutung und Kriterien sozialer Netzwerke</b>	47
<b>2</b>	<b>Familienzentriertheit, soziale Homogenität und Lokalität: Gemeinsamkeiten der Netzwerke</b>	52
<b>3</b>	<b>Netzwerktypen: Familie plus X</b>	55
3.1	Das familiale Netz	55
3.2	Das ethnisch homogene, erweiterte Familiennetz	58
3.3	Das ethnisch heterogene, erweiterte Familiennetz	60
<b>4</b>	<b>Erklärungen für die Netzwerktypen</b>	61
<b>5</b>	<b>Auswirkungen der Netzwerke auf die Wohn – und Arbeitskarrieren</b>	70
<b>6</b>	<b>Fazit</b>	71

<b>IV</b>	<b>WOHNEN</b>	74
<b>1</b>	<b>Zur Wohnsituation türkischer Migranten</b>	74
<b>2</b>	<b>Benachteiligung und Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt</b>	81
2.1	Benachteiligung durch Verfahren? Zur Rekrutierung neuer Mieter	84
2.2	Institutionalisierte Diskriminierung: Kriterien der Mieterauswahl	88
2.3	Individuelle Diskriminierung: Spielräume der Gatekeeper	92
2.4	Begründungen der Gatekeeper	94
<b>3</b>	<b>Zwischenfazit</b>	101
<b>4</b>	<b>Wohnkarrieren</b>	104
4.1	Diskriminierungserfahrungen der Migranten	104
4.2	Zur Wohnsituation der befragten türkischen Migranten	106
4.3	Wohnkarrieren	107
4.3.1	<i>Bescheiden, räumlich begrenzt, wenig mobil: Gemeinsamkeiten der Wohnkarrieren</i>	108
4.3.2	<i>Typen von Wohnkarrieren</i>	113
4.3.3	<i>Erklärungen für die Wohnkarrieren</i>	120
4.4	Fazit: Karrieretypen auf dem Wohnungsmarkt	127
<b>5</b>	<b>Quartierseffekte</b>	129
5.1	Überlegungen zu Quartierseffekten	129
5.2	Zwei Beispiele	134
5.2.1	<i>Die Großsiedlung Vahrenheide-Ost</i>	135
5.2.2	<i>Das Altbauquartier Linden-Nord</i>	150
5.3	Benachteiligende Quartiere?	162
<b>V</b>	<b>ARBEIT</b>	169
<b>1</b>	<b>Türkische Migranten auf dem Arbeitsmarkt</b>	169
1.1	Entwicklung der Arbeitsmarktsituation türkischer Migranten	170
1.2	Erklärungen für die Arbeitsmarktsituation	181
<b>2</b>	<b>Benachteiligung und Diskriminierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt</b>	187
2.1	Das Sample der Gatekeeper des Arbeitsmarktes	188
2.2	Chancen türkischer Migranten in den Betrieben	190

2.2.1	<i>Benachteiligung durch Verfahren? Rekrutierungsstrategien von Unternehmen</i>	190
2.2.2	<i>Zur Diskriminierung türkischer Migranten durch Gatekeeper</i>	194
2.2.3	<i>Motive</i>	197
<b>3</b>	<b>Zwischenfazit</b>	200
<b>4</b>	<b>Arbeitsmarktkarrieren der türkischen Migranten</b>	201
4.1	Zur Arbeitsmarktsituation der befragten türkischen Migranten	202
4.2	Arbeitsmarktkarrieren	204
4.2.1	<i>Gemeinsamkeiten</i>	207
4.2.2	<i>Drei typische Karrieren</i>	212
4.3	Erklärungen für die Arbeitsmarktkarrieren	223
4.4	Zusammenfassung	231
<b>VI</b>	<b>FAZIT</b>	234
<b>1</b>	<b>Türkische Migranten der zweiten Generation – integriert oder ausgegrenzt?</b>	234
<b>2</b>	<b>Politische Schlussfolgerungen</b>	246
	<b>LITERATUR</b>	255

## **ANHANG**

- *Leitfaden für die Interviews mit Migranten*
- *Auswertungsraster der Interviews mit Migranten*
- *Leitfaden für die Interviews mit Gatekeepern des Arbeitsmarktes*
- *Leitfaden für die Interviews mit Gatekeepern des Wohnungsmarktes*
- *Auswertungsraster der Interviews mit Migranten*
- *Bogen für die Begehung der Stadtteile*

## TABELLENVERZEICHNIS

Tab. 4.1	Wohnbedingungen von deutschen und türkischen Haushalten in Westdeutschland 1985 und 1998	76
Tab. 4.2	Mietpreisentwicklung deutscher und ausländischer Haushalte 1987, 1993 und 1998 in DM pro m <sup>2</sup>	77
Tab. 5.1	Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Männer nach Branchen, 1980 und 1999	174
Tab. 5.2	Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Frauen nach Branchen, 1980 und 1999	175
Tab. 5.3	Bruttoarbeitsverdienst türkischer und deutscher abhängig Beschäftigter in Westdeutschland	180
Tab. 5.4	Höchster Schulabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 1991	183
Tab. 5.5	Höchster Schulabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 2000	184
Tab. 5.6	Höchster Ausbildungsabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 1991	185
Tab. 5.7	Höchster Ausbildungsabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 2000	185
Tab. 5.8	Das Sample der Gatekeeper nach Wirtschaftszweigen	189
Tab. 5.9	Aufteilung des Samples der Migranten nach den drei Karrieretypen	212

## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Grafik 5.1	Erwerbsquoten, 1989 und 2000	170
Grafik 5.2	Erwerbstätigenquoten, 1989 und 2000	171
Grafik 5.3	Arbeitslosenquote, 1980 – 2002	172
Grafik 5.4	Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Männer und Frauen nach Stellung im Beruf, 1980 und 1999	176
Grafik 5.5	Deutsche und türkische Beschäftigte nach Arbeitsmarktsegmenten 1984 und 1994	178
Grafik 5.6	Geringfügig Beschäftigte, 1991 und 2000	179
Grafik 5.7	Überwiegender Lebensunterhalt durch Sozialhilfe, 1989 und 2000	181
Grafik 5.8	Stufen der Auswahlverfahren von Bewerbern	193
Grafik 5.9	Übergänge an der ersten Schwelle	227
Grafik 5.10	Übergänge an der zweiten Schwelle	228

## BILDERVERZEICHNIS

Bild 4.1	Zeilenbau in Vahrenheide-Ost	136
Bild 4.2	Vahrenheider Markt	136
Bild 4.3	Häuserfront in Linden-Nord	152
Bild 4.4	Obst- und Gemüseladen an der Limmerstraße	152

# EINLEITUNG

Die vorliegende Studie untersucht die Frage, an welchen gesellschaftlichen und subjektiven Faktoren sich Integrations- und Ausgrenzungsverläufe von türkischen Migranten der zweiten Generation entscheiden.

Die Integration von ausländischen Migranten ist seit der Anwerbung von Arbeitsmigranten in den sechziger Jahren auch in der BRD ein relevantes Thema. Die Arbeitsmigranten der ersten Generation wurden durch die Rekrutierung als ‚Gastarbeiter‘ lediglich in den Arbeitsmarkt integriert, nicht aber in andere Bereiche der Gesellschaft. Dies gilt in besonderem Maße für die erste Generation türkischer Migranten. Das Leben gesellschaftlicher Randständigkeit ertrugen sie mit der Perspektive, in das Herkunftsland zurückzukehren. Für die zweite Generation türkischer Migranten dagegen stellt sich die Frage der Integration unausweichlich. In der Studie wird von der These ausgegangen, dass sie die Rückkehrperspektive aufgegeben haben und sich an den hiesigen gesellschaftlichen Standards orientieren. Aus der zweiten Generation sind längst dauerhafte Einwanderer geworden. Aber sie bleiben in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen benachteiligt.

Der erste theoretische Bezugspunkt der Studie sind somit Theorien über die Integration von Einwanderern. Ein zweiter Bezugspunkt ist die Debatte über neue Formen sozialer Ungleichheit, die mit Begriffen wie urban underclass und soziale Ausgrenzung bezeichnet werden. Dauerhafte Massenarbeitslosigkeit, wachsende soziale Segregation und brüchig werdende soziale Netzwerke gelten als Ursachen dafür, dass seit gut einem Jahrzehnt auch in der BRD über soziale Ausgrenzung diskutiert wird. Türkische Migranten gehören zu den Gruppen, die am stärksten von sozialer Ausgrenzung bedroht sind. Deshalb wurden Prozesse der Integration und Ausgrenzung bei der zweiten Generation türkischer Migranten untersucht. Schwerpunkte der Untersuchung sind die Situation auf dem Arbeitsmarkt und dem Wohnungsmarkt sowie die Bedeutung und Funktionsweise sozialer Netzwerke. Die zentralen Fragen der Untersuchung lauten deshalb: Was bedeutet in diesen Dimensionen Integration, was Ausgrenzung? Woran entscheidet es sich, ob Integration gelingt oder der Weg in die Randständigkeit bis hin zur dauerhaften Ausgrenzung führt?

Der Bericht besteht aus sechs Kapiteln: Kapitel I thematisiert den theoretischen Kontext der Arbeit. In Kapitel II werden das methodische Vorgehen dargestellt und unsere Erfahrungen und Probleme bei der Durchführung und Auswertung der empirischen Erhebungen reflektiert. In den Kapiteln III bis V werden die empirischen Ergebnisse präsentiert. Dabei beginnen wir mit der Darstellung der sozialen Netze der Migranten(III). In den an-



schließenden Kapiteln werden die Wohnungsmarkt- (IV) und die Arbeitsmarktkarrieren (V) vorgestellt.

Die Darstellung der Ergebnisse der Interviews mit den Migranten erfolgt in den drei Dimensionen nach demselben Prinzip: Zunächst werden die Gemeinsamkeiten der türkischen Migranten in der jeweiligen Dimension herausgearbeitet, dann werden die Unterschiede thematisiert. Diese Unterschiede lassen sich in den jeweiligen Dimensionen als Typen von Integration und Ausgrenzung abbilden.

Im abschließenden Kapitel werden die wichtigsten Ergebnisse der Studie zusammengefasst und es wird ein Fazit gezogen unter der Fragestellung, welche Schlussfolgerungen für politische Maßnahmen sich aus diesen Erkenntnissen ergeben (VI).

# I ZUR THEORIE VON INTEGRATION UND AUSGRENZUNG

Was heißt nun Integration von Migranten? Der Begriff wird häufig rein normativ und verengt auf Fragen der Kultur verwendet und deshalb von einigen abgelehnt (Bukow et al. 2001). Münch (1997) hat in seiner Bestandsaufnahme ökonomischer, politischer und soziologischer Integrationstheorien gezeigt, dass bisher keine Theorie eine umfassende Erklärung für alle Aspekte der Integration bieten kann und dass für spezifische Fragestellungen nur ein Bezug auf „spezifische Theorieansätze“ (ebd.: 103) in Frage kommt.

Grundlegend ist die Unterscheidung Lockwoods (1969) von Systemintegration und sozialer Integration. Mit ersterer ist der Zusammenhalt und die konflikthafte Beziehung der Teilsysteme Markt und Staat gemeint, die durch Recht und Geld reguliert werden. Die soziale Integration bezieht sich auf die konflikthafte Beziehung von Akteuren – sowohl Individuen als auch Gruppen – zueinander sowie zu gesellschaftlichen Teilbereichen und zur Gesellschaft insgesamt. Ein Scheitern der Systemintegration bezeichnen wir als Desintegration (ebd.: 131), ein Scheitern der sozialen Integration als Ausgrenzung.

Eine Konkretisierung und Differenzierung für die soziale Integration von Migranten bietet Essers Konzept der Unterscheidung von vier Formen der Integration (Esser 2001: 8ff.): Kulturation, Platzierung, Interaktion und Identifikation. Mit Kulturation ist der Erwerb kognitiver Fähigkeiten gemeint, die Individuen zur gesellschaftlichen Teilhabe benötigen. Als Platzierung wird die Einnahme sozialer Positionen bezeichnet, die sich vor allem aus der Stellung in der Hierarchie des Arbeitsmarktes ergibt. Mit Interaktionen werden soziale Kontakte, die Einbindung in soziale Netzwerke sowie die Partizipation in der Öffentlichkeit charakterisiert, und bei der Identifikation geht es um die subjektive Verortung von Individuen innerhalb der Gesellschaft. Dabei entstehen vielfältige Wechselwirkungen zwischen den Integrationsdimensionen. Ein gewisser Grad an Kulturation muss zum Beispiel vorhanden sein, damit sich der Migrant auf dem Arbeitsmarkt und hinsichtlich sozialer Beziehungen integrieren kann; zugleich sind Beziehungen zur Aufnahmegesellschaft – seien es solche zum Arbeitsmarkt oder aus anderen Kontexten entstandene soziale Beziehungen – zum Erwerb von kognitiven Fähigkeiten notwendig.

Zu der Frage, wann eine Integration von Migranten erfolgreich verlaufen ist und wann sie als gescheitert angesehen werden muss, gibt es – je nach theoretischem Hintergrund – verschiedene Konzepte.

Park und die Chicagoer Schule (1950) haben die Integration von Migranten als einen gesetzmäßig verlaufenden Prozess konzipiert, auf dessen letzter Stufe jegliche Fremdheit

aufgehoben ist. Diese letzte Stufe der Integration, die nach Park kaum in der ersten Generation zu erreichen ist (vgl. Treibel 1999: 89), ist assoziiert mit einem Bild der Gesellschaft als ‚melting pot‘, in dem sich die verschiedenen Kulturen der Migranten zu etwas Neuem, in sich Homogenen verbunden haben. Es sind nicht nur die Migranten, die einen Anpassungsprozess durchlaufen, sondern auch die Aufnahmegesellschaft verändert sich im Zuge der Migration, was – führt man sich die Massenzuwanderung nach Chicago Anfang des 20. Jahrhunderts vor Augen – nicht verwunderlich erscheint. Dieser Prozess wird von Park Assimilation genannt, womit er gerade diesen wechselseitigen Angleichungsprozess meint.

Spätere Überlegungen zur Integration, die am Konzept der Assimilation nach Park ansetzen, gehen nicht mehr von einer kompletten Assimilation aus, sondern von einer partiellen, die in den verschiedenen Bereichen unterschiedlich verläuft (vgl. Treibel 1999: 96ff.).

Esser (2001) versteht Assimilation dagegen als einen einseitigen Vorgang, der sich als Anpassung der Migranten an die Aufnahmegesellschaft vollzieht. Die Leistung der Integration wird in überwiegendem Maße von den Migranten selbst erbracht, obgleich die Offenheit der Aufnahmegesellschaft eine Voraussetzung einer gelungenen Integration darstellt. Esser sieht im Gegensatz zu Park die Assimilation nicht als das unvermeidliche Endstadium eines Integrationsprozesses. Er entwirft drei Alternativen zur Assimilation, die ihm aber als nicht wünschenswert bzw. nicht realistisch erscheinen: Neben der Marginalisierung, bei der der Migrant – wie der ‚marginal man‘ von Park – weder in der Herkunfts- noch in der Aufnahmegesellschaft integriert ist, nennt er die Formen der Segmentation und der Mehrfachintegration. Während die Mehrfachintegration – also die Gleichzeitigkeit von Beziehungen zur Herkunftsgesellschaft oder ethnischen Gemeinde und zur Aufnahmegesellschaft – seiner Einschätzung nach zwar unproblematisch, aber illusorisch und empirisch nur selten zu finden ist,<sup>1</sup> sieht er die Segmentation als größere Gefahr. Der ausschließliche Bezug des Migranten auf die ethnische Gemeinde bedeute eben nicht Integration in das Aufnahmeland, sondern eine „(...) dauerhafte Alternative der Lebensgestaltung. Sie [die ethnischen Gemeinden, A.d.V.] können daher der Ausgangspunkt auch zu einer dauerhaften Segmentation der ethnischen Gruppen werden.“ (Esser 2001: 19) Als erstrebenswertes Ziel der Integration sieht Esser die Auflösung von Gruppenunterschieden.

---

<sup>1</sup> Als Grund nennt Esser neben den zur Mehrfachintegration notwendigen "Lern- und Interaktionstätigkeiten" die Neigung des Menschen zum bipolaren „ingroup-outgroup-Schema“ (2001: 19). Integration in ethnisch heterogene soziale Netzwerke sieht Esser nicht als mögliche Option für Beziehungsstrukturen der zweiten oder späteren Generationen an, sondern behält sie besonderen Gruppen wie Diplomatenkindern vor.

Ein Assimilationsmodell wie das, das Esser vertritt, geht von einer Angleichung der Migrantengruppen an die Aufnahmegesellschaft aus. Voraussetzung eines solchen nahezu spurlosen Verschwindens von Fremdheit ist eine sehr homogene Gesellschaft, wie es die Bundesrepublik in den fünfziger Jahren gewesen ist. In den letzten Jahrzehnten hat sich Deutschland jedoch zu einem Einwanderungsland entwickelt, in dem diese Homogenität nicht mehr vorhanden ist. Somit erscheint eine Zielvorstellung, nach der sich Migranten in allen Lebensbereichen anpassen, nicht mehr zeitgemäß. Innerhalb der Aufnahmegesellschaft existiert bereits so viel Fremdheit, dass es nicht die eine homogene Gesellschaft gibt, an die sich die Migranten anpassen könnten. In klassischen Einwanderungsländern wie USA oder Kanada gibt es andere Konzepte, die der gesellschaftlichen Heterogenität und den Veränderungen in der Gesellschaft Rechnung tragen (vgl. Gestring et al. 2004). Bereits bei Park ist die Integration von Zuwanderern nicht als Verschwinden kultureller Besonderheiten gemeint, sondern als Prozess, an dessen Ende eine neue Homogenität in der Gesellschaft steht. Neuere theoretische Ansätze aus den USA unterstreichen die symbolischen und identifikativen Funktionen ethnischer Zugehörigkeit. Nach Waters (1991) kann die ethnische Herkunft im Alltag eine Rolle spielen, ist aber für die Chancen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wie Arbeitsmarkt oder Wohnungsmarkt bedeutungslos. Die Nachfahren der europäischen Einwanderer haben meist nicht eine ethnische Wurzel, sondern sind verschiedener Abstammung. Sie können deshalb die ethnische Identität wählen, die ihnen am besten gefällt. Die Ausnahme ist hier die Gruppe der Schwarzen, die ihre ethnische Identität im Gegensatz zu den europäischen Zuwanderern der vierten oder fünften Generation nicht selbst wählen können, da sie ihnen zugewiesen wird. Während Schwarze aufgrund ihrer Hautfarbe diskriminiert werden, spielt die freiwillige ethnische Identifikation der ‚weißen‘ Amerikaner nur eine Rolle, wenn es um die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Community geht, nicht aber bei den Chancen auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt.

Ein ähnliches Konzept entwickelt Michael Walzer (1996), wenn er vom Bindestrich-Amerikanismus spricht. Die ethnische und kulturelle Herkunft kann weiter eine Grundlage für die Identitätsbildung sein, politisch versteht man sich dagegen als amerikanischer Staatsbürger.

Unser Verständnis von Integration weist einige Parallelen zu diesen Überlegungen auf: Wir sehen Integration von Migranten dann als erfolgreich an, wenn die Ethnizität für Chancen in der Gesellschaft keine Rolle mehr spielt, zum Beispiel ob und welche Wohnung oder Arbeit man bekommt. Zugleich kann die ethnische Zugehörigkeit als Teil der Identität ei-

nen symbolischen Charakter haben und auch Alltag und Lebensweise maßgeblich beeinflussen. Ausschlaggebend für Integration ist die Chancengleichheit, die in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wie Arbeit, Wohnen, Bildung etc. gewährleistet sein muss.

Umstritten ist in der Literatur die Bedeutung der räumlichen Dimension der Integration. Die Chicagoer Schule von Park (1928) sah Einwandererquartiere als Übergangszonen. Sie seien notwendig, um den Migranten zunächst einen Ort zu geben, in dem sie sich orientieren und allmählich auf die Aufnahmegesellschaft einlassen können. Elwert (1982) betont die Möglichkeit der Binnenintegration, in der die ethnische Community eine mögliche Stufe im Prozess der Integration wird. Esser (2001) und Heitmeyer (1998) halten eine Integration bei ethnischer Segregation nicht für möglich, sondern verbinden diese eher mit der Abkehr von der Aufnahmegesellschaft. Heitmeyer versteht ethnische Communities als Fallen, aus denen sich die zweite Generation nicht mehr befreien kann, da die ethnischen Eliten, die sich in den segregierten Vierteln bilden, ihre Machtposition wahren und deshalb ihre Kinder von der Aufnahmegesellschaft fernhalten wollen. Da Esser eine Mehrfachintegration für unrealistisch hält, bedeutet ethnische Segregation auch immer Segmentation. Häußermann/Siebel (2001) differenzieren die ethnische Segregation: Ist sie freiwillig, können sich in den Vierteln ethnische Ökonomien und Selbsthilfekräfte entwickeln; zum Problem wird Segregation dann, wenn die Bewohner segregierter Viertel nicht in der Lage sind (zum Beispiel aufgrund von Diskriminierung), ihren Wohnort zu verlassen. Dies gilt für ethnische Segregation genauso wie für die segregierten Quartiere von soziökonomisch Benachteiligten.

Ob Integration von Migranten gelingt oder ob sie scheitert, hängt in großem Maße von den Rahmenbedingungen ab, die die jeweilige Gesellschaft bietet. Siebel (1997a: 40) nennt, indem er die Zuwanderungsbedingungen von Polen ins Ruhrgebiet im 19. Jahrhundert analysiert, unterschiedliche gesellschaftliche Voraussetzungen, damit Integration gelingen kann: Neben der Fähigkeit, Konflikte auszuhalten, die beide Parteien aufbringen müssen, braucht Integration vor allem Zeit, intakte und aufnahmefähige Wohnungs- und Arbeitsmärkte und eine sozialstaatliche Absicherung. Nur mit Wohnungs- und Arbeitsmärkten, die offen sind für Zuwanderer und ihnen nicht nur – wenn überhaupt – Plätze in den unteren Segmenten zuweisen, kann Integration erfolgreich sein. Auch ist ein Sozialstaat erforderlich, der die Entwicklungen dieser Märkte im Zaum hält und kompensiert. Diese Rahmenbedingungen für Integration haben sich in den letzten Jahrzehnten in westlichen Gesellschaften grundlegend verändert: Nach dem kurzen „Traum immerwährender

Prosperität“ (Lutz 1984) wird nun eine neue soziale Ungleichheit behauptet, die sich mit alten Begriffen wie etwa Armut nicht mehr hinreichend beschreiben lässt (Kronauer 2002). Dabei geht es nicht mehr allein um Verteilungsfragen, sondern um Fragen der Teilhabe resp. des Ausschlusses. Durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse, Massenarbeitslosigkeit, die Schwächung von sozialen Netzen und durch soziale Segregation steigt die Gefahr, dass relevante Gruppen von der Teilhabe an gesellschaftlichen Teilsystemen ausgeschlossen werden.

Die Debatte um die neue Qualität von sozialer Ungleichheit hat ihren Ursprung in der US-amerikanischen Diskussion um die ‚urban underclass‘ (vgl. Wilson 1987). Wilson behauptet eine neue Qualität des Schwarzenghettos in US-amerikanischen Innenstädten, die er mit drei eng miteinander verwobenen Entwicklungen begründet. Als erstes nennt er den ökonomischen Strukturwandel: Als Folge der Deindustrialisierung verschwinden die geringqualifizierten Arbeitsplätze der Schwarzen. Die mit der Dienstleistungsgesellschaft neu geschaffenen Arbeitsplätze sind Schwarzen oftmals unzugänglich, da ihnen für die oberen Segmente die Qualifikationen fehlen und die unqualifizierten Jobs eher an Frauen oder andere Migrantengruppen vergeben werden. Die zweite Entwicklung ist der räumliche Strukturwandel, da die verbliebenden industriellen Arbeitsplätze vermehrt in das Umland verlagert werden, wo sie für die Schwarzen der innerstädtischen Ghettos kaum erreichbar sind.

Die dritte Entwicklung betrifft die soziale Isolation in den Ghettos: Diejenigen, denen ein Aufstieg auf dem Arbeitsmarkt gelungen ist, ziehen in die Vororte. Zurück bleiben jene, die den Aufstieg nicht geschafft haben. Es entsteht ein sozial isoliertes Milieu, das von Arbeitslosigkeit und fehlenden positiven Vorbildern geprägt ist. Entsprechend dem Argumentationsmuster der Kultur der Armut (Lewis 1982) erfordert der Überlebenskampf in diesem Milieu Verhaltensweisen und Orientierungen, die zwar das Überleben in diesem Milieu erleichtern, aber der Integration in die amerikanische Mittelstandsgesellschaft zuwiderlaufen. Die objektive Ausgrenzung wird so subjektiv reproduziert.

Die Lebensverhältnisse von Ausgrenzung bedrohter Bevölkerungsgruppen in Ländern wie England, Frankreich und Deutschland sind nicht vergleichbar mit denen der Bewohner in den Ghettos US-amerikanischer Städte. Letztere taugen allenfalls als „Katastrophenszenarien“ (Dubet/Lapeyronnie 1994: 35; vgl. für England: Gallie 1994; Morris 1993; Payne/Payne 1994, für Frankreich: Wacquant 2004, für Deutschland: Bremer 2000; Bremer/Gestring 1997; Häußermann 1997; Häußermann/Kazepov 1996; Kronauer et al. 1993).

In der europäischen Debatte haben sich daher die Begriffe ‚Exklusion‘ oder ‚soziale Ausgrenzung‘ für die Beschreibung der neuen Qualität sozialer Ungleichheit durchgesetzt (Kronauer 1997; Kronauer 2002; Siebel 1997b).

Anknüpfend an das Verständnis von sozialer Ausgrenzung und anknüpfend an die theoretische Diskussion über die Integration von Migranten halten wir vier Aspekte von Integration und Ausgrenzung für relevant:

Es sind *relationale Begriffe*, sie finden in *verschiedenen Dimensionen* statt; Integration und Ausgrenzung sind *Prozesse* und diese Prozesse sind *zweiseitig* determiniert.

### *Integration und Ausgrenzung als relationale Begriffe*

Der Begriff der relativen Armut bezeichnet das Verhältnis eines Einzelnen oder einer Gruppe zu einem Durchschnittswert. Als arm gilt danach zum Beispiel wessen Einkommen unter 50 Prozent des Durchschnittseinkommens des jeweiligen Landes liegt. Genauso bemessen sich die Begriffe Integration und Ausgrenzung an gesellschaftlichen Standards. Diese Standards sind – gegenwärtig noch – geprägt durch eine einmalige Phase wirtschaftlicher Prosperität, sozialstaatlicher Absicherung und gesellschaftlicher Integration (Kronauer 1998). Integriert ist, wer an diesen „gesellschaftlich vorherrschenden Standards“ (Marshall 1992: 40) partizipieren, ausgegrenzt ist, wer an ihnen nicht teilhaben kann. Somit hat Integration und Ausgrenzung in dieser Gesellschaft heute eine andere Bedeutung als in früheren Jahrhunderten oder in Gesellschaften, deren Standards von denen westlicher Gesellschaften abweichen. Dementsprechend ist nicht allein die Situation des Einzelnen oder die einer Gruppe interessant, sondern auch, wie sich diese Situation in Relation zur Mehrheitsgesellschaft verhält.

### *Integration und Ausgrenzung als multidimensionale Begriffe*

Integration und Ausgrenzung finden in verschiedenen Dimensionen statt, die sich gegenseitig beeinflussen bzw. verschärfen können (vgl. Bremer/Gestring 2004). Während es in der *sozialen Dimension* um die Einbindung in soziale Netze und in der *ökonomischen* um dauerhafte, sichere Beschäftigungsverhältnisse geht sowie um die Möglichkeit, an bestimmten Konsumstandards teilzuhaben, beinhaltet die *rechtliche Dimension* die Frage nach rechtlicher Gleichstellung von Einheimischen und Zuwanderern. Die *kulturelle Dimension* bezieht sich auf kulturelle Teilhabe und Anerkennung zum Beispiel von Minderheiten. In der *räumlichen Dimension* von Ausgrenzung geht es zum einen um die Wohnverhältnisse und zum anderen um die Eigenschaften des Wohnquartiers. Zudem haben

Integration und Ausgrenzung eine *subjektive Dimension*: Der härteste Indikator für Ausgrenzung ist, wenn sich Betroffene selbst als ‚entbehrlich‘ oder ‚überflüssig‘ wahrnehmen Zugehörigkeitsgefühl zur Gesellschaft mehr besitzen. „Dies kann sich zu einer ‚inneren Kündigung‘ gegenüber der Gesellschaft steigern [...], die häufig zu Folge hat, dass die Normen dieser Gesellschaft für die Betroffenen keine Geltung mehr haben.“ (Häußermann et al. 2004: 25).

### *Integration und Ausgrenzung als Prozesse*

Im Gegensatz zum Konzept der *urban underclass*, das den Zustand einer Gruppe beschreibt, bezieht sich die Frage nach Integration und Ausgrenzung nicht auf den momentanen Zustand, sondern auf den Prozess, der diesem Zustand vorausgeht. Wenn wie bei der *urban underclass* das Ergebnis des Prozesses im Mittelpunkt steht, wird Ausgrenzung als Problembeschreibung einer gesellschaftlichen Minderheit thematisiert. Wenn dagegen die Prozesse von Integration resp. Ausgrenzung selbst beobachtet werden, dann erhält diese Auseinandersetzung die Qualität einer Problembeschreibung der Gesellschaft. Während bei der Betrachtung des Zustands einer Gruppe zwar Ursachen für diesen Zustand benannt werden können, gelingt meist keine Schilderung darüber, wie sich diese Ursachen konkret im Leben der Betroffenen bemerkbar gemacht haben. Betrachtet man dagegen individuelle Verläufe von Integration resp. Ausgrenzung, lässt sich daran nachvollziehen, wie sich die gesellschaftlichen Veränderungen in den Biographien auswirken und welche Mechanismen die Ursachen sind. So kann deutlich werden, wie beispielsweise makrosoziologisch beobachtete Prozesse wie ‚Globalisierung‘ sich auf Lebensbedingungen von Individuen niederschlagen.

Nach Castel (2000) beginnt Ausgrenzung vielfach in der Mitte der Gesellschaft und führt langsam an deren Rand. Dabei können Integration resp. Ausgrenzung aus zwei Perspektiven betrachtet werden. In einer relativen Perspektive wird der Abstand von Individuen oder Gruppen zur Mehrheitsgesellschaft betrachtet. In einer absoluten Perspektive steht die Entwicklungsrichtung im Mittelpunkt: So wie Integrationsprozesse Bewegungen in die Mitte der Gesellschaft sind, sind Ausgrenzungsprozesse Bewegungen zu deren Rändern. In diesem Sinne beginnt Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt nicht erst mit der Langzeitarbeitslosigkeit, sondern mit prekären Beschäftigungsverhältnissen wie erzwungener Teilzeitarbeit und befristeten Arbeitsverträgen. Kronauer beschreibt einzelne Stationen der Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt: „Wer einmal die feste Betriebsbindung (und entsprechenden Anrechte) verloren hat, wer auf befristete Beschäftigung, Arbeit in Kleinbetrieben



ohne oder mit abgeschwächtem Kündigungsschutz oder Leiharbeit angewiesen ist, gerät leicht in den Zirkel der sich selbst bestätigenden oder gar verstärkenden Prekarität“ (Kronauer 2002:161). Ausgrenzung im Wohnungsmarkt beginnt nicht erst bei Obdachlosigkeit, sondern bei einer Segregation, die ökonomisch oder durch Diskriminierung erzwungen ist. Die Fluchtpunkte von Integration und Ausgrenzung können als Pole einer Achse beschrieben werden, auf der diese Prozesse ablaufen: „Der Fluchtpunkt sozialer Ausschließungsprozesse ist die Nutzlosigkeit – als soziale Zuschreibung und als Lebensgefühl zugleich.“ (Kronauer 2002: 51) Dagegen wären Fluchtpunkte von Integrationsprozessen ein Mehr an Teilhabe an gesellschaftlichen Standards: ein unbefristetes, sicheres und gut bezahltes Beschäftigungsverhältnis, ein Eigenheim und ein vielfältiges, leistungsfähiges soziales Netzwerk.

### *Integration und Ausgrenzung als zweiseitige Prozesse*

Integration und Ausgrenzung sind durch strukturelle und durch personale Faktoren zu erklären. Gesellschaftliche Bedingungen und Handlungsweisen von *Gatekeepern* einerseits und Qualifikationen, Verhaltensweisen und Selbstdefinitionen der Individuen andererseits entscheiden darüber, wie diese Prozesse verlaufen. Die Menschen sind nicht nur Opfer der Verhältnisse. Sie tragen durch eigene Entscheidungen, Verhaltensweisen und Orientierungen dazu bei, ob sie an den Rand der Gesellschaft geraten oder in deren Mitte.

### *Gegenstand und Sample*

Ausgehend von diesem Verständnis von Integration und Ausgrenzung haben wir unsere empirischen Erhebungen wie folgt angelegt:

- Es geht um die Beschreibung von Prozessen, also interessieren uns die biographischen Verläufe von Karrieren.
- Es geht um mehrdimensionale Prozesse, also beschäftigen wir uns mit den Biographien in drei Dimensionen: Arbeit, Wohnen und soziale Netzwerke.
- Es geht um subjektive und gesellschaftliche Faktoren, also haben wir Interviews mit türkischen Migranten der zweiten Generation und mit Gatekeepern des Wohnungs- und Arbeitsmarktes durchgeführt. Gatekeeper sind Personen, die aufgrund ihrer beruflichen Position über Zugang und Positionierung von Bewerbern in den jeweiligen Märkten entscheiden.

Türkische Migranten der zweiten Generation sind deshalb als Untersuchungsgruppe interessant, weil die türkische Bevölkerungsgruppe einerseits die größte Migrantengruppe ist

und andererseits, weil türkische Migranten im Vergleich zu anderen Migrantengruppen am meisten von Ausgrenzung bedroht sind. Als Angehörige der zweiten Generation haben wir dabei Personen türkischer Herkunft befragt, die spätestens mit 12 Jahren eingereist sind und damit noch einen beträchtlichen Teil ihrer Schulzeit in Deutschland verbracht haben. Die Interviewten sollten mindestens 25, maximal 40 Jahre alt sein, weil wir Biographien in den Dimensionen Arbeit, Wohnen und soziale Netzwerke erheben und jüngere Interviewpartner noch über relativ wenige Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt und Wohnungsmarkt verfügen. Schließlich haben wir eine in Bezug auf den Schulabschluss homogene Gruppe untersucht: türkische Migranten mit einem Hauptschulabschluss; Hauptschulabschluss, weil für diese Gruppe im Vergleich zu denen ohne Hauptschulabschluss oder mit höherem Schulabschluss die Frage Integration versus Ausgrenzung noch vergleichsweise offen ist (Dietz et al. 1997). Geplant waren 60 Interviews – jeweils 30 Männer und Frauen –, aber da wir enorme Schwierigkeiten hatten, passende Interviewpartner zu finden, haben wir mit Rücksicht auf die Zeitplanung die empirische Phase nach 55 Interviews abgebrochen (vgl. Kap. II.3).

Weil die räumliche Dimension nicht nur die Wohnsituation, sondern auch die Eigenschaften des Wohnquartiers umfasst, und weil bei der theoretischen Diskussion über Integration von Migranten ethnische Segregation eine wichtige Rolle spielt, haben wir Interviews mit türkischen Migranten aus zwei typischen Migrantenvierteln gemacht: einer monofunktionalen Großsiedlung der siebziger Jahre und eines innenstadtnahen, multifunktionalen Altbauquartiers. Die Quartiere Vahrenheide-Ost und Linden-Nord gehören in Hannover zu den Stadtteilen, die den höchsten Anteil an ausländischer Bevölkerung aufweisen. So ist es möglich, zum einen die Effekte ethnischer Segregation zu untersuchen und zum anderen die These zu überprüfen, dass funktional gemischte Wohnquartiere bessere Voraussetzungen bieten, benachteiligte Lebenslagen zu bewältigen als monofunktionale (Herlyn et al. 1991).

Zur Betrachtung der gesellschaftlichen Bedingungen dienen nicht nur die 41 Interviews mit den Gatekeepern, sondern auch sekundärstatistische Analysen zur Positionierung türkischer Migranten auf dem Arbeits- und Wohnungsmarktes. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Vorarbeiten, auf die sich das Projekt stützen kann: In einer Vorstudie, die einen Vergleich zwischen der Situation von Migranten in Oldenburg und Hannover zieht, hat Bremer (2000) die sozioökonomische Lage der Migranten in Hannover anhand von quantitativen Daten und Experteninterviews analysiert. Außerdem wurden im Rahmen des Projektes zwei Diplomarbeiten angefertigt. Eine Arbeit beschäftigt sich mit der ethnischen

Segregation in Hannover und der sozioökonomischen Situation in den beiden Stadtteilen Linden-Nord und Vahrenheide-Ost (Janßen 2001), die andere untersucht das Image dieser beiden Stadtteile und das der türkischen Migranten in Hannover mittels einer Analyse von Hannoverschen Tageszeitungen (Handschuch 2003).

Hannover wurde als Ort ausgewählt, weil als Voraussetzung des Projekts, das vom Niedersächsische Forschungsverbund „Technikentwicklung und Strukturwandel“ der VW-Stiftung Niedersachsen gefördert wurde, die Ansiedlung der Forschung im niedersächsischen Raum galt und Hannover die größte niedersächsische Stadt ist.

## II METHODEN

Der Gegenstand der Untersuchung – türkische Migranten der zweiten Generation, die in zwei typischen Migrantenquartieren wohnen – und unser Verständnis von Integration und Ausgrenzung als Prozesse, die sowohl von gesellschaftlichen als auch von subjektiven Faktoren beeinflusst werden (vgl. Kap. I), erforderten einen methodisch vielfältigen Zugang.

Da in der Vorstudie (Bremer 2000) Expertengespräche und eine sekundärstatistische Analyse vorhandener Daten und Studien durchgeführt wurden, bilden qualitative Methoden den Schwerpunkt dieser Untersuchung. Im Zentrum stehen dabei *offene, thematisch-strukturierte Interviews* (Schumann et al. 1981: 55) mit Migranten der zweiten Generation türkischer Herkunft und mit Gatekeepern des Arbeits- und Wohnungsmarktes. Darüber hinaus wurden *Begehungen* in den beiden Stadtteilen Linden-Nord und Vahrenheide-Ost durchgeführt. Ferner wurden für die Kapitel über die Wohn- und Arbeitsmarktsituation türkischer Migranten *sekundärstatistische Daten* neu ausgewertet.

In diesem Kapitel wird unser Vorgehen im Feld dargestellt und es werden die Probleme diskutiert, mit denen wir konfrontiert wurden. Zunächst schildern wir den Ablauf und die Probleme der Begehung. Der zweite Abschnitt thematisiert die Wahl des methodischen Zugangs, die Erstellung der Leitfäden, anhand derer die Interviews durchgeführt wurden, das methodische Vorgehen bei der Auswertung des Interviewmaterials und die Probleme, die in der Interviewsituation aufgetreten sind. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Zugangsproblemen und den Schwierigkeiten, mit denen wir uns bei der Rekrutierung der Interviewpartner auseinandersetzen mussten. Da diese Rekrutierungsschwierigkeiten für vergleichbare Untersuchungen lehrreich sein können, erschien es uns lohnenswert, die Bedingungen und Ursachen dieser Schwierigkeiten etwas ausführlicher darzustellen.

### 1 Zur Begehung

In vielen Studien, die sich mit städtischen Strukturen und den ‚Eigenschaften‘ von Stadtvierteln beschäftigen, gehören Begehungen zum Standard der angewandten Methoden. Will man jedoch mehr über die *Methode* der Begehung erfahren und sie nicht nur als Grundlage für eine essayistische Variante der Beschreibung eines Stadtviertels verstehen, stellt man schnell fest, dass dazu in der Regel in diesen Studien keine Ausführungen gemacht werden (für Hannover vgl. Herlyn et al. 1991). Die Begehung als eine Methode der

Untersuchung in Stadtvierteln erscheint ebenso selbstverständlich wie beliebig. Überlegungen dazu, was aus welchen Gründen mittels Begehung erhoben wird, werden nur selten explizit formuliert.

Die Begehung dient zunächst zur Bestandsaufnahme der baulichen Struktur. Von Architektur, Existenz und Zustand öffentlicher Plätze und der Lage des Quartiers bekommt man den besten Eindruck, wenn man sich ins Quartier begibt und versucht, die verschiedenen materiellen Eigenschaften des Quartiers möglichst systematisch zu erfassen. Dies dient nicht nur zur Erfassung der für die Fragestellung wichtigen Merkmale. Es ist auch bei qualitativen Interviews mit den Bewohnern der Quartiere wichtig. Schließlich muss der Interviewer dem Interviewten inhaltlich folgen können, wenn der Stadtteil bzw. sein Leben im Stadtteil zur Sprache kommt.

Begehungen machen mit den zu untersuchenden Stadträumen vertraut, werfen zusätzliche Forschungsfragen auf und tragen somit zur Formulierung von Hypothesen bei.

In unserem Forschungszusammenhang besteht zum Beispiel eine wichtige Frage darin, ob und wenn ja welche benachteiligende Wirkung ein Stadtteil auf die Lebenssituation seiner Bewohner hat oder ob er auch Ressourcen bereit stellen kann, die prekäre Lebenslagen mildern oder sogar ausgleichen können.

Es gibt vier Dimensionen, in denen Quartierseffekte denkbar sind: In der materiellen, in der sozialen, in der politischen und in der symbolischen Dimension (vgl. Kap. IV.5). Die mit einer Begehung zu erfassenden Indikatoren befinden sich dabei vor allem in der ersten Dimension: Sie umfasst die materiellen Eigenschaften eines Quartiers. Dazu gehören nicht nur Architektur, Lage und bauliche Struktur des Stadtteils, sondern auch die technische, soziale und kommerzielle Infrastruktur. Durch eine Begehung können neben der reinen Existenz der Infrastruktur auch deren Zustand und erste Hinweise auf Nutzungsstruktur und -intensität erfasst werden.

In der sozialen Dimension geht es um die Sozialstruktur und um Verhaltensweisen der Bewohner. Eine Begehung eignet sich hier nur sehr bedingt: Zwar sind Zeichen von offensichtlicher Verwahrlosung bei einzelnen Individuen oder Gruppen wie Obdachlosen nur mittels Begehung bzw. Beobachtung zu erfassen, aber ‚normale‘ Einkommensarmut sind für den Betrachter nicht unbedingt sichtbar, da oft ein großer Aufwand betrieben wird, um sie zu verdecken (Tobias/Boettner 1992: 87).

Verhaltensweisen der Bewohner im öffentlichen Raum lassen sich ebenfalls nur ‚zufällig‘ durch eine Begehung erheben. Eine systematische Erhebung von Verhalten und Nutzungsstrukturen erfordert wiederholte Beobachtungen über einen längeren Zeitraum.

Zur Beurteilung der Situation in der politischen Dimension benötigt man Daten zur Wahlbeteiligung, zu selbstorganisierten Initiativen und Vereinen und generell zum kulturellen Kapital der Bewohner; diese Daten lassen sich nicht durch eine Begehung ermitteln.

Die symbolische Dimension zielt neben der Geschichte und des Images des Quartiers auf die Chancen der Bewohner zur Identifikation mit dem Quartier. So kann eine abweisende Architektur und ein verwahrloster Zustand des öffentlichen Raumes ein Gefühl der Ausgrenzung verstärken und die Identifikation mit dem Quartier verhindern. Die Architektur und der Zustand des öffentlichen Raumes können mit einer Begehung erhoben werden.

Eine weitere Grenze der Begehung zeigte sich uns bei unserem Vorhaben, während der Begehung Gelegenheiten zum Gespräch zu nutzen und Kontakte zu Bewohnern aufzubauen. Dies gelang uns weder in Vahrenheide-Ost noch in Linden-Nord. In Vahrenheide-Ost liegt der Grund dafür auf der Hand: Dort wurden wir als Fremde wahrgenommen und als Eindringling kann man kaum ein spontanes, unverfängliches Gespräch anfangen. In Linden-Nord dagegen sind wir weniger aufgefallen, aber dort waren nur Wenige auf der Straße, wegen des etwas kühleren Wetters. Bei späteren Besuchen in Linden-Nord im Zuge der Rekrutierungsphase (Kap. II.3) haben wir dann die Möglichkeiten genutzt, in Cafés Personen anzusprechen und auch mehr von der Atmosphäre des Altbauquartiers mitzubekommen: *„Da mich mein Interviewpartner versetzt hatte, hatte ich etwas Zeit, um im Stadtteil etwas herumzulaufen und eventuelle InterviewpartnerInnen anzusprechen. Das Wetter war sehr schön und es war sehr viel los an der Limmerstraße. Viele Menschen saßen entweder vor den Cafés draußen oder auf öffentlichen Sitzbänken zusammen. Von Mal zu Mal verstärkte sich bei mir der Eindruck von Linden-Nord als einem multikulturellen Stadtteil, der insbesondere von den türkischen MigrantInnen und den deutschen ‚Alternativen‘ geprägt ist“* (Protokoll im Mai 2001).

### **1.1 Zur Durchführung der Begehung**

Anhand dieser Überlegungen wurde ein Behebungsbogen erstellt, der die Schwerpunkte Verkehr, Umwelt, Lage, öffentlicher Raum, baulicher Zustand, soziale und kulturelle Infrastruktur, kommerzielle Infrastruktur und Arbeitsmöglichkeiten, Bevölkerungsattribute und eine offene Kategorie ‚Sonstiges‘ enthält (siehe Anhang). Die Begehungen wurden von drei Wissenschaftlern und zwei Studenten durchgeführt, dabei war jeder für einen bestimmten Schwerpunkt zuständig. Die Ergebnisse wurden während der Begehung auf Band aufgezeichnet; anhand dieser Aufzeichnungen wurde ein Begehungsprotokoll erstellt, aus dem

später ein Begehungsbericht entstanden ist. In der späteren Phase der Interviews, in der sich die Interviewer häufiger in den Stadtteilen aufhielten, wurden die Protokolle um neuere Beobachtungen und Auffälligkeiten ergänzt.

Die Begehungen erfolgten im Frühjahr 2000, jeweils an einem Wochentag von ca. 11 bis 18 Uhr. Dabei wurden auch Fotos vom Quartier aufgenommen. Zusammen mit Aufhalten in Cafés und Freizeiteinrichtungen, durch „nosing around“ (Park), „zufälligen“ Gesprächen u.ä. wurde versucht, zu einer möglichst „dichten“ Beschreibung des Stadtteils zu kommen. Die Ergebnisse der Begehung sind eine Grundlage für das Kapitel über Quartierseffekte (Kap. IV.5).

## 1.2. Probleme bei der Begehung

Bei der Begehung waren wir mit drei Problemen konfrontiert. Das erste Problem betrifft den *Zeitpunkt der Begehung*. Während der Begehung in Vahrenheide-Ost befand sich der Stadtteil in einem sehr guten Zustand: Gerade an diesem Tag war eine Straßenreinigung vorgenommen worden. Bei späteren Besuchen im Quartier aufgrund von Interviewterminen entstand zum Teil ein anderer Eindruck: *„An diesem Montag Vormittag machte Vahrenheide-Ost einen deutlich weniger aufgeräumten und saubereren Eindruck als bei unserer Begehung. Es lag relativ viel Papier und Pappe herum. Vor einem Hauseingang in Höhe [Straßenname] war eine kleine „Mülldeponie“, u.a. lagen dort aufgerissene Säcke herum. Die Häuser des Interviewpartners liegen direkt gegenüber [Straßenname] und sind in einem ziemlich schlechten Zustand. Der Vorbereich sah relativ dreckig aus, u.a. lag unter einem Balkon viel Müll (Teile von Fahrrädern, Papier etc.)“* (Protokoll im März 2001). Dieser unterschiedliche Zustand des öffentlichen Raumes zu verschiedenen Zeitpunkten unterstreicht, dass mit einer einmaligen Begehung nur ein kleiner, selektiver Ausschnitt der Wirklichkeit erfasst werden kann.

Das zweite Problem hängt mit *unserer Anwesenheit im öffentlichen Raum* und der Reaktion der Bewohner auf diese Anwesenheit zusammen.

Wir waren mit Begehungsbögen, Diktaphonen und Fotoapparaten unterwegs und liefen oftmals zu zweit die Straßen entlang. Wir waren also nicht ganz unauffällig. In Linden-Nord wurden wir komplett ignoriert. In Vahrenheide-Ost wurden wir dagegen mehrere Male darauf angesprochen, was wir im Quartier machen würden und wurden so als Beobachter zum Objekt der Beobachtung durch die Bewohner. Besucher sind im Quartier eine Ausnahme und die Bewohner sind, was Fremde angeht, sensibilisiert, was sicherlich am

schlechten Image des Stadtteils liegt, aber vielleicht auch an der Vielzahl der Gutachten, die bereits über den Stadtteil erstellt wurden (vgl. Kap. IV.5). Außerdem ist diese Sensibilität ein Hinweis auf eine hohe soziale Kontrolle im Quartier. Bewohner, die sich auf der Straße begegnen, haben sich zumindest schon einmal gesehen. Bei der Beobachtung von Verhalten im öffentlichen Raum muss also damit gerechnet werden, dass die eigene Anwesenheit das zu Beobachtende verändert und eine Reaktion von Bewohnern auf diese Beobachtungs- und Begehungssituation hervorruft, was eigentlich vermieden werden sollte.

Drittens sind Begehungen und Beobachtungen gerade in stigmatisierten Quartieren *ethisch nicht unproblematisch*. Unsere Präsenz – Wissenschaftler laufen im Quartier herum, fotografieren die Häuser und Plätze und machen sich per Diktaphon Notizen – dürfte den Bewohnern von Vahrenheide-Ost ein weiteres Mal vorgeführt haben, dass sie in einem ‚besonderen‘ Stadtteil wohnen. So wie sich bei Quartiersuntersuchungen die Frage stellt, inwiefern Wissenschaftler für die Herausbildung eines bestimmten Images mit verantwortlich sind und die Stigmatisierung des betreffenden Quartiers noch verschärfen, sollte man sich bewusst sein, dass die sichtbare Beobachtung durch Sozialwissenschaftler bei den Bewohnern nicht unbedingt willkommen sein muss, ja sogar bei ihnen das Gefühl von Ausgrenzung verstärken kann.

## 2 Zu den Interviews

Wir beginnen mit der Begründung der Interviewmethode, daran anschließend wird unser methodisches Vorgehen bei der Leitfadenerstellung vorgestellt, die Interviewsituation beschrieben und auf die Auswertung der Interviews eingegangen. Im zweiten Abschnitt werden die Probleme diskutiert, mit denen wir während der Interviewsituation konfrontiert waren und die zu einer Verzerrung von Ergebnissen beigetragen haben könnten. In beiden Abschnitten stehen die Interviews mit den Migranten im Vordergrund; die Erfahrungen mit den Interviews mit den Gatekeepern werden jeweils am Ende der Abschnitte ergänzt.



## 2.1 Auswahl der Erhebungsmethode

Die Wahl des *offenen thematisch strukturierten Interviews* (Schumann et al. 1981: 55) als zentrale Erhebungsmethode ist auf unseren Forschungsansatz und unsere Forschungsfragen zurückzuführen (vgl. Kap. I). Es ging uns erstens um die *Biographien der Migranten* in den Dimensionen Arbeit, soziale Netze und Wohnen und zweitens um die *Sichtweisen und Selbstdefinitionen der Migranten*. Das Charakteristische an unserer Interviewmethode ist die Gleichzeitigkeit von Offenheit und Steuerung: Durch die offene Ausrichtung der Fragen ist es möglich, eine gesprächsähnliche Interviewsituation herzustellen, und zugleich gewährleistet ein festgelegtes Set von Fragen einen steuernden Einfluss des Interviewers. Der Leitfaden beginnt mit einer relativ freien Eingangsfrage, die erste Erfahrungen des Migranten in Deutschland thematisiert. Für jede der Dimensionen wurden zunächst relativ allgemeine Fragen gestellt, so dass Art, Schwerpunkt und Umfang der Antwort zunächst dem Befragten überlassen blieben. Mittels Nachfragen wurden nach und nach alle entscheidenden Aspekte des Themas zur Sprache gebracht.

Diese Methode bot den Migranten die Möglichkeit, ihre Lebensgeschichte in einen eigenen Zusammenhang zu stellen und uns so auf vernachlässigte Faktoren aufmerksam zu machen. Zugleich konnten wir durch Nachfragen unmittelbar auf die Aussagen der Migranten eingehen.

Mit qualitativen Methoden lassen sich keine repräsentativen Daten erzielen, dies war auch nicht das Ziel dieser Untersuchung. Vielmehr galt es, differenzierte und ausführliche Hypothesen zum Zusammenwirken gesellschaftlicher (objektiver) und individueller (subjektiver) Faktoren für Ausgrenzungs- respektive Integrationsprozesse zu gewinnen. Ein standardisierter Fragebogen ist für diesen explorativen Forschungsansatz dazu ungenügend.

Ein rein narratives Interview wäre ebenfalls nicht angemessen gewesen, da nur bestimmte Teilaspekte des Lebens der Migranten im Zentrum der Untersuchung standen, nicht das ganze Spektrum seiner Lebensgeschichte. Die thematische Struktur der Leitfäden verhindert ein ‚Abdriften‘ der Interviews zu forschungsirrelevanten Themenbereichen. Zugleich ermöglichte die feste Vorgabe einzelner Fragekomplexe die Vergleichbarkeit der Fallstudien miteinander.

### 2.1.1 Zur Entwicklung des Leitfadens

In Anlehnung an unseren theoretischen Hintergrund (vgl. Kap. I) wurden zunächst Forschungsthesen zu den drei untersuchten Dimensionen Arbeit, soziale Netzwerke und Wohnen entwickelt und entlang dieser Thesen Forschungsfragen formuliert. Aus den For-

schaftsfragen wurden dann in einem weiteren Schritt möglichst einfache und leicht verständliche Fragen für den Leitfaden formuliert.

Bei der Entwicklung des Leitfadens galt es für die drei Untersuchungsdimensionen Kriterien zu erarbeiten, die auf Ausgrenzungs- bzw. Integrationsprozesse hinweisen, und dabei Interdependenzen zwischen den Dimensionen zu berücksichtigen.

Die Fragen wurden so konzipiert, dass der Karriereverlauf der Migranten nach dem Verlassen der Hauptschule in allen drei Dimensionen rekonstruierbar wurde. Dabei sollten in den Interviews nicht nur die objektiven Erfahrungen der Migranten, sondern auch ihre subjektiven Bewertungen und Reaktionen auf die jeweiligen Entwicklungen thematisiert werden. Darüber hinaus wurde bei allen relevanten Stationen in den Karrieren nach den Begründungen der Migranten für ihre Entscheidungen und Erklärungen für Veränderungen gefragt.

Zur Überarbeitung des Leitfadens wurden Pretest-Interviews auf Tonband aufgenommen und anschließend in der Gruppe angehört und diskutiert. Das gab uns die Möglichkeit, den Leitfaden hinsichtlich seiner Stringenz, Ergiebigkeit und Verständlichkeit gemeinsam zu diskutieren und zu modifizieren. Zugleich konnte so das Interviewerverhalten geschult werden.

Die Erstellung der Leitfäden für die Interviews mit den Gatekeepern lief in vergleichbarer Weise ab: Auch hier fiel die Wahl auf offene, thematisch strukturierte Interviews, die einerseits gewährleisten, dass alle relevanten Themengebiete angesprochen werden, und andererseits dem Interviewten ermöglichen, Aspekte einzubringen, die nicht im Leitfaden enthalten waren. Die Gatekeeper wurden als Experten des Wohnungs- und Arbeitsmarktes Hannover angesprochen. Die Leitfäden wurden jeweils an die Branchen und Segmente der Märkte angepasst. Sie enthielten zwei Schwerpunkte: zum einen die Vergabep Praxis von Wohnungen bzw. Arbeitsplätzen und zum anderen Fragen zu Einschätzungen und Einstellungen zu türkischen Migranten als Mieter und Arbeitnehmer. Außerdem wurden die Gatekeeper um Einschätzungen über die beiden Stadtteile Linden-Nord und Vahrenheide-Ost gebeten. Vor der eigentlichen Feldphase wurden wiederum Pretests durchgeführt und die Leitfäden modifiziert.

### **2.1.2 Zur Interviewsituation**

Aus der Methoden-Literatur und insbesondere aus der Migrationsforschung ist bekannt, dass es von großem Vorteil ist, wenn Interviewer und Interviewter gleichen Geschlechts und gleicher ethnischer Herkunft sind. Probanden sind meist einer Person gegenüber auf-

geschlossener, die gleichen Geschlechts und gleicher ethnischer Herkunft ist, als gegenüber einer Person anderen Geschlechts und anderer Herkunft, weil sie bei ihr mehr Verständnis, Loyalität und Solidarität mit den eigenen Interessen vermuten (vgl. Albrecht 1999; Allerbeck/Hoag 1985). Ein weiterer Vorteil liegt darin, dass Verständnisprobleme aufgrund fehlender Deutschkenntnisse durch Interviewer, die die Muttersprache der Befragten sprechen, vermeidbar sind. Der Interviewte hat in diesem Fall immer die Möglichkeit, sich eine Frage bzw. ein Wort in seine Muttersprache übersetzen zu lassen oder das Interview ganz in seiner Muttersprache durchzuführen. So wurden in unserer Studie auf Wunsch der Befragten zwölf Interviews auf Türkisch geführt, alle anderen auf Deutsch.

Von einer Interviewerin türkischer Herkunft wurden 49 von 55 Interviews mit den Migranten und Migrantinnen durchgeführt. Die Interviews dauerten im Durchschnitt 1,5 Stunden (das längste Interview dauerte vier Stunden, das kürzeste 45 Minuten). Mit Ausnahme von fünf Interviews, die protokolliert wurden, sind alle Interviews mit den Migranten auf Tonband aufgenommen und anschließend transkribiert worden. In den Fällen, in denen die Interviews nicht aufgenommen wurden, hatten die Interviewten Bedenken gegen eine Tonbandaufnahme geäußert und machten die Durchführung der Interviews davon abhängig, dass sie nur protokolliert wurden. In Anbetracht der äußerst schwierigen Umstände, überhaupt Interviewpartner zu finden, auf die unsere Kriterien zutrafen, waren wir gezwungen, in diesen Fällen auf das Aufnahmegerät zu verzichten (vgl. Abschnitt 3). Auffällig ist, dass es sich bei diesen Fällen – bis auf eine Ausnahme – um Interviewpartner handelt, die wir nicht über dritte Personen (Multiplikatoren, Schneeballsystem) kontaktiert hatten, sondern über das Telefon. Die Skepsis gegenüber unserer Studie schien bei ihnen am größten.

Im Anschluss an die Interviews wurde zusammen mit dem Befragten ein Statistikbogen ausgefüllt (siehe Anhang). Er enthält die wichtigsten Daten des Interviewten wie Geburtsjahr/-ort, Einreisealter, Familienstand, rechtlicher und beruflicher Status. Manchmal blieb aufgrund des Zeitdrucks der Befragten keine Zeit, den Statistikbogen gemeinsam auszufüllen, so dass er nachträglich, aus dem Interview rekonstruierend ausgefüllt werden musste. Eine wichtige Ergänzung zu den Interviews sind die Notizen über die Rahmenbedingungen und die Interviewatmosphäre. Diese Notizen wurden unmittelbar nach dem Interview gemacht. Dabei ging es in erster Linie um Beobachtungen und Wahrnehmungen der Interviewerin, die wichtige Zusatzinformationen über den Befragten liefern und Rückschlüsse auf das Interview beeinflussende Faktoren schließen lassen. So wurde in den Notizen festgehalten, wo das Interview stattfand, ob die Wohnungseinrichtung Auffälligkeiten

aufwies, wie lange das Interview dauerte, ob dritte Personen anwesend waren oder andere Störfaktoren vorlagen und ob ein Vertrauensverhältnis zum Interviewten aufgebaut werden konnte.

37 der 55 Interviews wurden in der Wohnung der Befragten durchgeführt, die anderen Interviews fanden an verschiedenen Orten statt: ihren Arbeitsplätzen, in der Wohnung von Freundinnen, in einem Raum, den uns Radio Flora vom Kultur- und Veranstaltungszentrum Faust in Linden-Nord zur Verfügung gestellt hat, in einer Grundschule, einer Nachbarschaftsinitiative, im Sozialamt, in einer Moschee, in einer Kneipe.

Die Interviews mit den Gatekeepern fanden dagegen alle in den Büroräumen der Interviewten statt und liefen meist störungsfrei. Sie wurden in der Mehrzahl von einer Person durchgeführt, die gleichzeitig Fragen stellte und protokollierte. Auf eine Tonbandaufnahme mit anschließender Transkription wurde verzichtet, weil es hier einerseits um sachliche Informationen ging, bei denen die Rekonstruktion der exakten Formulierung nicht notwendig ist. Bei Äußerungen von Vorurteilen, bei denen die genauen Formulierungen von Interesse gewesen wären, bestand andererseits die Gefahr, dass ein Tonbandgerät die Befragten in ihrer Offenheit beeinflusst hätte. Das Protokollieren hat außerdem zwei Vorteile: Zunächst merkt der Interviewer durch das Protokollieren während des Gesprächs besser, ob die Frage auch ausreichend beantwortet wurde. Zweitens entstehen durch das Protokollieren häufiger kleine Pausen, in denen der Interviewte die Möglichkeit hat, seine Aussagen nochmals zu überdenken und eventuell zu modifizieren oder zu ergänzen. Durch die Vielzahl an Aufgaben wie Zuhören, Protokollieren, Fragen und Steuern des Gesprächs, die gleichzeitig erledigt werden müssen, sind die Anforderungen an den Interviewer allerdings recht hoch.

### **2.1.3 Zur Auswertung der Interviews**

Unser Vorgehen bei der Auswertung ist angelehnt an die Methode des thematischen Kodierens (Flick 1995: 206ff.). Diese Methode sieht zunächst eine Kurzbeschreibung des jeweiligen Falls vor, der dann die Einzelfallanalyse folgt. Diese geschieht anhand eines Auswertungsrasters, das im Forschungsverlauf erarbeitet wird. Die Einzelfallanalyse wird um eine Feinanalyse wichtiger Textstellen ergänzt; anschließend wird eine Gesamtauswertung aller Fälle vorgenommen, die verschiedene Gruppenunterscheidungen berücksichtigt.

In wesentlichen Punkten stimmt unser Vorgehen mit dem thematischen Kodieren überein: Auch wir haben erst eine Einzelfallanalyse und in einem zweiten Schritt eine Querauswertung vorgenommen. Die Kurzbeschreibungen waren allerdings nicht der erste, sondern

der letzte Schritt der Einzelfallauswertung. Relevante, in der Bedeutung aber unklare Textstellen oder Passagen, zu denen unterschiedliche Einschätzungen möglich waren, wurden gemeinsam diskutiert.

Insgesamt zeichnet sich unser Vorgehen bei der Auswertung durch die Kombination von *deduktiven* und *induktiven* Merkmalen aus. Es wurden einerseits theoriegeleitete Kategorien an das Material herangetragen. Andererseits wurde das Material selbst als Quelle zur Bildung von weiteren Kategorien genutzt. Eine weitere Besonderheit bezieht sich auf die *Kombination von Einzelfall- und Gesamtauswertung*: Dabei wird jeder Fall auf alle Kategorien hin ausgewertet, anschließend wird jede Kategorie bezüglich aller Fälle betrachtet. Dadurch erhöht sich zwar der Aufwand, der mit der Auswertung verbunden ist, zugleich macht es diese Kombination der Auswertungsschritte möglich, sowohl die Biographie des jeweiligen Migranten mit ihren Ursachen, Hintergründen und Wendepunkten als auch das Typische an den biographischen Verläufen der Interviewten nachzuvollziehen.

Bei den Interviews mit den Migranten wurde zunächst die Einzelfallanalyse vorgenommen. Dazu wurde als erster Schritt ein Auswertungsraster (siehe Anhang) erstellt, dessen Kategorien die theoretischen Annahmen widerspiegelten. Als Beispiel können die unterschiedlichen Kategorien zur Arbeitsmarktkarriere genannt werden: Zur Erfassung der Arbeitsmarktkarriere, die gesellschaftlich und subjektiv bestimmt ist, wurden insgesamt vier Kategorien gebildet. In den ersten drei Kategorien wird der objektive Verlauf der Karriere und die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse festgehalten, während in der letzten die subjektive Bewertung des Migranten zu den jeweiligen Episoden auf dem Arbeitsmarkt dokumentiert wird.

Dieses theoriegeleitete Auswertungsraster wurde auf erste Fälle angewendet. Dabei wurde die Kodierung mit dem Auswertungsprogramm *Maxqda* am PC vorgenommen. Mit dem Programm können Textstellen kodiert werden, das heißt sie werden den gebildeten Kategorien zugeordnet. Anhand dieser Zuordnungen wurde zu den einzelnen Kategorien ein zusammenfassender Text geschrieben, der mit wichtigen Zitaten angereichert und belegt wird.

Nachdem das erste Auswertungsraster aus einem *deduktiven* Arbeitsschritt erfolgte, da es ausschließlich aus theoretischen Überlegungen heraus erarbeitet wurde, beinhalteten die weiteren Auswertungen zunehmend *induktive* Elemente: Aus dem Material wurden neue Kategorien entwickelt, die für die Forschungsfrage relevant erschienen. In dieser Phase der Auswertung wird das Auswertungsraster überarbeitet, verfeinert und erweitert. Ein Beispiel: Nachdem bei der Auswertung der ersten Interviews relativ schnell deutlich wurde,

dass die sozialen Netzwerkbeziehungen und hier vor allem die familiären einen herausragenden Einfluss auf die Integration auf dem Arbeitsmarkt haben, wurde eine Kategorie „integrationshemmender/integrationsfördender Einfluss“ gebildet. In dieser Kategorie konnte festgehalten werden, wenn ein Vater seine Tochter zum Tragen des Kopftuches zwang und sie aus diesem Grund keinen Ausbildungsplatz finden konnte oder wenn ein Bruder als einziger seine Schwester darin bestärkt, ihren Realschulabschluss und dann eine Ausbildung zu machen.

In dieser Anfangsphase der Auswertung, in der ein angemessenes Raster anhand einzelner Interviews erarbeitet wurde, wurde das Material von allen am Projekt Beteiligten gelesen, ausgewertet und anschließend diskutiert. Die Erarbeitung neuer Kategorien und Kodierungen und die Festlegung der inhaltlichen Bedeutung dieser Kategorien geschah im Team, so dass Intersubjektivität gewährleistet war. Mit dem überarbeiteten Raster wurden dann neue Fälle ausgewertet, was wieder zu einer Modifizierung des Rasters führte. Diesen Prozess der Entwicklung des Rasters haben wir an dem Punkt abgebrochen, als das Raster ‚gesättigt‘ erschien, das heißt als ein Einbezug weiterer Fälle keine neuen Kategorien mehr ergab. Diese ‚Sättigung‘ ergab sich nach 15 Interviews; insgesamt wurde dabei das Auswertungsraster elfmal überarbeitet. Mit dem endgültigen Raster wurden dann alle Interviews ausgewertet.

Neben der Zusammenfassung der Ergebnisse in Kategorien wurden für die Einzelfallauswertung kurze Überblicke über den biographischen Verlauf der Karrieren in den drei relevanten Dimensionen Arbeit, Wohnen und soziale Netze angefertigt. Dieser Überblick beinhaltet außerdem eine erste Einschätzung der Verläufe hinsichtlich der Frage nach Integration und Ausgrenzung. Abschließend bekam jedes Interview ein Motto, das aus einem für den Interviewten typischen Zitat bestand und zum Beispiel an ein einschneidendes Ereignis erinnert oder eine typische Einstellung des Migranten wiedergibt. So fasst Semiha K.<sup>2</sup> ihren Werdegang mit *„Ein viel besseres Leben als meine Eltern“* zusammen, und Dursun B. beurteilt seine jetzige Situation: *„Etwas Schlechteres als Arbeitslosigkeit gibt es nicht.“* Ergebnis der Einzelfallauswertung sind ein kurzer Überblick und eine erste Interpretation über den Verlauf der Biographien in den drei genannten Dimensionen und zusammenfassende Texte über die einzelnen Kategorien, die mit aussagekräftigen Zitaten angereichert sind. Der Umfang einer solchen Einzelfallauswertung beträgt etwa sieben Seiten.

Erst nach der Auswertung des Einzelfalls wurde die Typisierung in den Dimensionen Arbeit, Wohnen und soziale Netze vorgenommen. Dabei wurden ähnliche Verläufe zusam-

---

<sup>2</sup> Alle Namen von Migranten sind Pseudonyme.

mengefasst und das Typische an ihnen herausgearbeitet. Ausschlaggebend für die Bildung der Typen war, dass an ihnen deutlich werden sollte, wie Integrations- und Ausgrenzungsverläufe in den jeweiligen Dimensionen aussehen und unter welchen Bedingungen sie stattfinden.

Nach der Typisierung wurden die Ergebnisse für verschiedene Gruppen gegenübergestellt und Unterschiede herausgearbeitet: die Gruppe der Männer und Frauen und die Gruppe der Lindener und Vahrenheider Migranten, um typische Unterschiede nach Geschlecht und Wohnquartier zu finden.

Ein Schwerpunkt der Auswertung war die Analyse der Interdependenzen der drei uns interessierenden Dimensionen von Integration und Ausgrenzung. So wie es in der Einzelauswertung eine Kategorie gab, die den Einfluss des Netzes auf die Arbeitsmarktkarriere thematisierte, wurden bei der Querauswertung aller Fälle Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen herausgearbeitet. So geht bspw. ein Scheitern auf dem Arbeitsmarkt bei den Männern mit einer Unzufriedenheit über die Entwicklung der Freundschaftsbeziehungen einher oder der Verlauf der Wohnkarriere ist zwar auch, aber nicht nur von der Einkommenssituation des Haushaltes abhängig (vgl. Kap. III und Kap. IV).

Da die Interviews mit den Gatekeepern nicht aufgezeichnet und transkribiert, sondern lediglich protokolliert wurden, war der Aufwand der Auswertung trotz eines ähnlichen Vorgehens weniger groß. Wieder wurde zunächst ein theoriegeleitetes Auswertungsraster entworfen, das am Material überprüft und weiter entwickelt wurde, bis es alle für die Forschungsfragen wichtigen Aspekte enthielt. Es wurden Zusammenfassungen über die einzelnen Auswertungskategorien angefertigt, wobei auch Zitate übernommen wurden. Diese erste Zusammenfassung diente als Grundlage für die folgenden Längs- und Querauswertungen: Bei der Längsauswertung geht es um den einzelnen Gatekeeper. Wie beurteilt er den Gegenstand des Interviews? Zeichnet sich eine deutliche Meinung zum Gegenstand ab? Wie begründet er seine Argumentation? Ist das Interview inhaltlich konsistent oder ergeben sich Widersprüche? Bei der Querauswertung werden die Aussagen der Gatekeeper nach den einzelnen Kategorien betrachtet. So ergibt sich ein Bild für das gesamte Sample. Dabei werden Gruppenunterschiede berücksichtigt: Auf dem Wohnungsmarkt wurde nach Wohnungsgesellschaften und – genossenschaften unterschieden, auf dem Arbeitsmarkt nach den verschiedenen Branchen.

## 2.2 Zu Problemen während der Interviewsituation

Bei jedem Interview ergeben sich verzerrende Einflüsse sowohl aus den äußeren Rahmenbedingungen wie etwa den Ort des Interviews, anwesende andere Personen oder Zeitdruck, als auch durch die Eigenschaften des Interviewers bzw. des Interviewten.

Zunächst einmal finden sich auch in unserer Studie die von Hopf (1978) geschilderten drei Widersprüche der Gesprächsführung bei qualitativen Interviews wieder:

### *Drei Widersprüche qualitativer Interviewführung*

Der erste Widerspruch liegt darin, einerseits in der Interviewsituation die eigenen Forschungsinteressen nicht aus den Augen zu verlieren und andererseits eine alltägliche Gesprächssituation entstehen zu lassen, um Ängste und Misstrauen beim Befragten abzubauen. Der Interviewer steht dabei vor dem Dilemma, dass er aus methodischer Sicht dem Befragten gegenüber neutral und distanziert auftreten muss, aber um ein Vertrauensverhältnis zum Befragten aufbauen zu können und eine autoritäre Interviewführung zu vermeiden, gleichzeitig als Person mit Meinung und Gefühlen auftreten muss. Dieses Problem der Gratwanderung zwischen Neutralität und Empathie stellte sich insbesondere in Situationen, in denen die Befragten uns nach unserer Meinung zu bestimmten Themen fragten oder sich vergewissern wollten, ob ihre Ansichten mit denen des Interviewers übereinstimmen.

Bei Berichten der Befragten über ihr Scheitern in den Berufsverläufen oder aber in ihren sozialen Nahbeziehungen war es ebenfalls schwierig, eine distanzierte Haltung dem Befragten gegenüber einzubehalten. Aus Angst, den Interviewten ‚auszufragen‘ und seine Gefühle zu verletzen, hörten wir manchmal zu früh mit dem Nachfragen auf und wechselten das Thema. Einige Interviews waren für die Interviewerin aufgrund der Dramatik der Erlebnisse der Befragten eine besondere emotionale Belastung. In diesen Fällen kostete das Fortsetzen des Interviews große Überwindung.

Der zweite Widerspruch besteht darin, sich einerseits an die Fragen im Leitfaden zu halten und somit aus Sicht der Forschung ergiebige Interviews zu erzielen und andererseits im Interesse von Reichweite und Spezifität des Interviews spontan auf die Antworten und Relevanzstrukturen des Befragten einzugehen. Auch wir unterlagen teilweise der „Leitfadenbürokratie“ (ebd.). Die Leitfadenbürokratie stellt sich dann ein, wenn der Interviewer aus Angst, mit dem Interview nicht dem eigentlichen Forschungsinteresse nachkommen zu können, Schilderungen des Befragten unterbricht bzw. ignoriert und dem Interviewten die



Struktur des Leitfadens aufdrängt. Die Gefahr dabei ist der Verlust von evtl. neuen, noch gar nicht thematisierten aber im Forschungszusammenhang wichtigen Informationen. Im schlimmsten Fall der Leitfadenbürokratie – dies ist allerdings in keinem unserer Interviews aufgetreten – werden die Fragen des Leitfadens ‚abgehakt‘, ohne sich vertiefend (bspw. durch Nachfragen) mit den Aussagen der Befragten auseinander zu setzen.

Der dritte Widerspruch liegt in der Vielfalt der Fragen und der Knappheit der Zeit. Man versucht, ausführliche und differenzierte Informationen zu erlangen und verfügt nur über einen zeitlich beschränkten Rahmen für das Interview.

Das Problem, den zeitlichen Rahmen der Interviews nicht zu sprengen aber auch den Redefluss des Interviewten nicht zu unterbrechen (und damit zu riskieren, dass er seine Motivation verliert, weil er/sie sich nicht ernst genommen fühlt), stellte sich für uns insbesondere bei den Eingangsfragen. So hatten die Migranten und Migrantinnen zu der Eingangsfrage *„Vielleicht können Sie am Anfang erzählen, seit wann Sie in Deutschland leben und wie der Start hier für Sie war“* oftmals viel zu erzählen, und ihre Erzählungen waren für unsere Fragestellungen oft sehr relevant. Gleichzeitig mussten wir zu Anfang des Interviews berücksichtigen, dass für die Fragen zu den Dimensionen Arbeit, Soziale Netzwerke und Wohnen, die den eigentlichen Schwerpunkt der Untersuchung bildeten, genug Zeit blieb. Zudem wiesen einige Interviewte bereits zu Anfang des Interviews darauf hin, dass sie nicht viel Zeit für das Interview hätten. Einige waren nur unter der Bedingung bereit waren ein Interview zu geben, wenn es maximal eine Stunde dauere. Dieser Zeitdruck hatte zur Folge, dass wichtige Nachfragen insbesondere für die Dimension Wohnen, die am Ende des Interviewleitfadens standen, nicht immer vollständig gestellt werden konnten.

Neben diesen grundsätzlichen Widersprüchen, denen qualitative Interviews unterliegen, waren wir in der Interviewsituation mit weiteren Problemen konfrontiert, die im Folgenden vorgestellt werden.

### *Angst vor Kontrolle*

Die Interviewsituation ist generell keine natürliche Gesprächssituation. Sie wird insbesondere von Personen mit einem niedrigen Bildungsstand als unangenehme Behördensituation empfunden und kann Angst vor Kontrolle auslösen (vgl. Albrecht 1999; Steiner 1984). Auch bei unseren Befragten stellten wir häufig fest, dass sie zu Beginn des Interviews etwas nervös und skeptisch waren. In den meisten Fällen legte sich ihre Nervosität im Laufe des Interviews. Einige Migranten stellten am Ende des Interviews sogar fest, dass sie viel mehr

erzählt haben als geplant, so etwa Ayşe O.: *„Eigentlich hab' ich alles erzählt, obwohl ich das normalerweise nicht tue“*.

Trotz der generell guten und offenen Interviewatmosphäre setzt bspw. die Frage nach informellen Beschäftigungsverhältnissen und Nebeneinnahmen (*„Es gibt ja viele, die sich hin und wieder was dazu verdienen, was das bei Ihnen auch so?“*) ein besonderes Vertrauensverhältnis zu dem Interviewer voraus. Die ausweichenden oder unkonkreten Antworten einiger Befragter lassen darauf schließen, dass sie nicht ganz offen darauf antworten wollten.

### *Sprachliche Kompetenzen*

Während der Interviews mussten wir zum Teil feststellen, dass die Befragten einige Fragen von uns nicht verstanden und auch bei erneutem Nachfragen (in etwas anderen Worten oder auf Türkisch) keine Antworten auf die eigentliche Frage geben konnten und auf andere Themenbereiche auswichen. Diese Schwierigkeiten beruhten im wesentlichen darauf, dass viele von ihnen es nicht gewohnt waren, ihren Standpunkt argumentativ geschlossen darzustellen und mit einer anderen Person, noch dazu einer fremden Person, über ihr Leben zu sprechen und ihr eigenes Handeln zu reflektieren (vgl. dazu Kap. II.3.1 „Effekt kognitiver Ressourcen“).

### *Tendenz zu sozial erwünschtem Antwortverhalten*

In der Interviewsituation zeigen Befragte die Tendenz, einen positiven Eindruck zu hinterlassen und Fragen je nach Eigenschaften (ethnischer Herkunft, Alter und Geschlecht) des Interviewers unterschiedlich zu beantworten (vgl. Hartmann 1991).

Die Erfahrungen aus den Interviews zeigen, dass die ethnische Herkunft der Interviewerin für das Antwortverhalten des Interviewten bedeutsam ist. Der Einfluss der ethnischen Herkunft der Interviewer machte sich bei unseren Fragen nach Kontakten zu Deutschen bemerkbar. So betonten alle sechs Migranten, die von einem deutschen Interviewer befragt worden sind, bei direkten Fragen nach der Wahl ihrer Freunde bzw. ihrer Partner (*„Manche sagen, Türken können nur mit Türken und Deutsche nur mit Deutschen, was halten Sie davon?“* oder *„Wäre eine Partnerschaft oder eine Ehe mit einem/einer Deutschen für Sie auch vorstellbar gewesen?“*) keine Unterschiede zwischen Deutschen und Türken zu machen. Zugleich ließ sich aber aus anderen Zusammenhängen dieser Interviews eine soziale Distanz zu Deutschen feststellen. Die Migranten hingegen, die von einer türkischen Inter-

viewerin befragt worden sind, äußerten sich auf diese Fragen teilweise sehr kritisch über Deutsche (vgl. Kap. III).

Allerdings kann die gemeinsame ethnische Herkunft von Interviewer und Befragten auch den Effekt haben, dass bestimmte Aussagen nicht genauer ausgeführt oder vom Interviewer hinterfragt werden, da beide aufgrund ihrer gemeinsamen ethnischen Herkunft wie selbstverständlich davon ausgehen, die Intention der Aussagen verstanden zu haben.

Neben der ethnischen Herkunft kann auch der Bildungsgrad des Interviewers Ursache für ein bestimmtes Antwortverhalten bei den Befragten sein. So betonten alle befragten Migranten die Relevanz von Bildung und Qualifikationen für Arbeitsmarktverläufe und antworteten mehrheitlich auf die Frage, was sie in ihrem Leben anders machen würden, wenn sie noch mal die Chance für einen Neubeginn hätten, dass sie eine höhere Bildung anstreben würden. Diese Antwort kann zwar das Resultat eigener negativer Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt sein, die der Befragte aufgrund fehlender bzw. unzureichender Qualifikationen gemacht hatten, aber es besteht auch die Möglichkeit, dass die Antwort in dem Wunsch begründet war, der Interviewerin – die Akademikerin ist und von der angenommen wird, dass Qualifikationen für sie einen hohen Stellenwert haben – eine erwünschte Antwort zu geben und einen positiven Eindruck zu hinterlassen.

#### *Örtliche Rahmenbedingungen des Interviews*

Die Interviews konnten in einigen Fällen nicht in einem ruhigen Raum stattfinden und mussten in öffentlichen Cafés oder am Arbeitsplatz durchgeführt werden. Die Anwesenheit fremder Menschen in den Cafés und die starken Nebengeräusche erschwerten die Herstellung einer vertrauten Interviewatmosphäre und trugen dazu bei, dass sowohl Interviewerin als auch Interviewter häufig vom Interview abgelenkt worden sind. In einem Extremfall musste das Interview im Auto des Befragten durchgeführt werden, da der Befragte behauptete, sonst keine Zeit zu haben.

#### *Die Anwesenheit dritter Personen*

Eine der am häufigsten aufgetretenen Probleme während der Interviewsituation war die Anwesenheit dritter Personen wie Ehepartner, Geschwister, Elternteil oder Freunde. Ihre Anwesenheit hat die Interviewsituation negativ beeinträchtigt. So konnte den Migranten keine Fragen gestellt werden, die die Wahl der Ehepartner betrafen, wenn ihre Ehepartner während des Interviews anwesend waren. Dies wird an einem konkreten Gegenbeispiel deutlich: Celal Y. antwortete auf die Frage, was er damals empfand, als ihn sein Vater zu der

Heirat gezwungen hat, mit dem folgendem Satz: „Äh, wie soll ich sagen, Todesspritze kennst Du?“. Diese Antwort hätte er wohl kaum in Anwesenheit seines Vaters oder gar seiner Frau gegeben.

Der Einfluss dritter Personen auf das Antwortverhalten des Interviewten ließ sich in einigen Fällen während des Interviews beobachten. So wechselten die Befragten häufiger Blicke mit der dritten Person aus, bevor sie ihre Antworten gaben, besonders bei Fragen nach Einstellungen (vgl. dazu Reuband 1984).

#### *Der Einsatz des Aufnahmegerätes*

Das Aufnahmegerät war in einigen Fällen eine besondere Hürde. Nicht Wenige reagierten zunächst skeptisch und misstrauisch, akzeptierten aber die Tonbandaufnahme, nachdem sie den Sinn und Zweck der Tonbandaufnahme erfuhren und ihnen versichert wurde, dass ihre Daten vertraulich behandelt und ihre Namen anonymisiert werden. Alle vergaßen im Laufe des Interviews das Aufnahmegerät. Lediglich in fünf Fällen durften die Interviews nicht aufgenommen werden. Diese wurden protokolliert (s.o.).

#### *Die Interviews mit den Gatekeepern*

Viele der Probleme stellten sich bei den Interviews mit den Gatekeepern nicht. Die Interviews wurden von wissenschaftlichen Mitarbeitern deutscher Herkunft durchgeführt. Die soziale Distanz zwischen Interviewer und Interviewtem war geringer als die zu den Migranten; auch wurden die Interviews kaum durch Bildungsdefizite der Interviewten beeinflusst: Die meisten Gatekeeper des Samples zeigten in der Interviewsituation ein überwiegend souveränes Verhalten und wirkten geübt darin zu argumentieren. Außerdem wurden sie nicht wie die Migranten aufgefordert, ihren Lebensverlauf darzustellen und zu erklären. Vielmehr wurden sie als Experten und zu Themenbereichen angesprochen, mit denen sie sich zwar in ihrem Beruf auseinandersetzen müssen, zu denen sie aber insgesamt eine größere persönliche Distanz haben.

Einige Gatekeeper schienen bestrebt, ihr eigenes Unternehmen als besonders vorbildlich zu ‚verkaufen‘. Mit wachsender Artikulations- und Argumentationsfähigkeit steigt auch das Risiko, dass der Interviewte nicht dem Erkenntnisinteresse des Interviewers folgt, sondern das Interview für eigene Zwecke ‚missbraucht‘.

Eine zweite Schwierigkeit ergab sich bei den Fragen nach persönlichen Einschätzungen und Meinungen der Gatekeeper. So wurden Fragen gestellt, die den Befragten die Möglichkeit geben sollten, eventuelle Vorbehalte gegenüber türkischen Migranten zu äußern,

ohne die Befürchtung haben zu müssen, nicht der political correctness zu entsprechen. Da sich eine Reihe von Gatekeepern recht kritisch über türkische Migranten äußerten, gehen wir davon aus, dass der Anteil derjenigen, die Vorbehalte gegenüber türkischen Migranten hatten, diese aber im Rahmen des Interviews nicht zugeben wollten, relativ klein war. In den Fällen, in denen sich die Gatekeeper offen rassistisch über türkische Migranten äußerten, war die Interviewsituation für die Interviewerin emotional sehr belastend. Es war dann keine leicht zu bewältigende Aufgabe, die für das Vertrauensverhältnis zwischen Interviewer und Interviewtem so wichtige Empathie zu zeigen.

Wie auch bei den Interviews mit den Migranten entstand bei den Interviews mit den Gatekeepern häufig ein Zeitproblem: Da die Antworten zu den ersten Fragen oft sehr ausführlich ausfielen, wurde die Zeit gegen Ende des Interviews dann etwas knapp.

### **3 Die Mühen der Ebene: Zur Rekrutierung von Interviewpartnern**

Ein zentrales Problem der empirisch orientierten Soziologie ist der Zugang zum Feld. Gelingt er nicht, dann sind nicht nur Forschungsprojekte und Karrieren gefährdet, sondern auch neue Befunde über soziologisch relevante Fragen. Nicht zuletzt entscheidet der leichte oder schwere Zugang über den Zeitaufwand in der Feldphase und somit über die Kosten empirischer Forschungsprojekte. Aufgrund der unvorhergesehenen Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Interviewpartnern mussten wir die empirische Phase nach 16 Projektmonaten – in denen wir zum Teil zu dritt mit der Rekrutierung von Interviewpartnern beschäftigt waren – abbrechen. Statt der geplanten 60 konnten lediglich 56 Interviews durchgeführt werden. Im Folgenden geht es um diese Rekrutierungsschwierigkeiten.

Wir beginnen mit einem Blick in die Methodenliteratur. Was lässt sich aus dieser Literatur lernen für die Frage der Rekrutierung von Interviewpartnern? Danach beschreiben wir unser Vorgehen im Feld und präsentieren die Erfolgsbilanzen einzelner Rekrutierungsstrategien. Da der Zugang zu den Gatekeepern des Wohn- und Arbeitsmarktes wesentlich einfacher war, liegt der Fokus des dritten Abschnittes auf der Suche nach Migranten als Interviewpartner. Im vierten Abschnitt stellen wir acht Erklärungen für unsere Zugangsprobleme zur Diskussion. Abschließend beschäftigen wir uns mit der Frage, welche Konsequenzen aus unseren Erfahrungen im Feld gezogen werden können.

### 3.1 Das Problem der Rekrutierung von Interviewpartnern in der Methodenliteratur

Der Zugang zum Feld entscheidet sowohl in der quantitativen als auch in der qualitativen Forschung maßgeblich über das Gelingen des Vorhabens und die Einhaltung des Zeitrahmens von Projekten. Diese Phase des Forschungsprozesses birgt viele Unsicherheiten, die Möglichkeiten des Scheiterns sind vielfältig – insbesondere, wenn Interviews geführt werden sollen: Sucht man Personen einer bestimmten Gruppe, die mit bestimmten Merkmalen ausgestattet sind, gibt es keine Garantien, dass man sie in benötigter Anzahl findet. Hat man Adressen geeigneter Personen, können die potenziellen Interviewpartner nicht erreichbar sein, das heißt es gelingt nicht, einen direkten Kontakt zu ihnen herzustellen. Kommt ein direkter Kontakt zustande, besteht die Möglichkeit einer Verweigerung usw.

Die Erkenntnisse zur Rekrutierung von Interviewpartnern stammen vorwiegend aus der Literatur zur quantitativen Forschung, und zwar aus einem einfachen Grund: Mit sinkender Ausschöpfung bei Umfragen sinkt auch die Wahrscheinlichkeit, mit der die Umfrage noch als repräsentativ gelten kann. Dies gilt insbesondere dann, wenn zu vermuten ist, dass die Ausfälle nicht zufällig sind, sondern bestimmte Gruppen systematisch untererfasst wurden. Da sie die Reichweite ihrer Ergebnisse bestimmen muss, hat die Umfrageforschung ein Interesse an der Identifikation von für Befragungen schwer zugänglichen und damit eventuell unterrepräsentierten Gruppen. Die quantitative Methodologie bietet vor allem Ergebnisse zum Non-Response, das heißt erstens zur Nichterreichbarkeit von Interviewpartnern und zweitens zur Verweigerung von Interviews. Die Frage, wie an geeignete Interviewpartner heranzukommen ist, spielt in der Umfrageforschung nur dann eine Rolle, wenn sie sich mit speziellen Gruppen beschäftigt, die über eine Stichprobenziehung nicht rekrutiert werden können. Dabei liegt der Schwerpunkt aber überwiegend auf dem Problem der Repräsentativität, das bei Zugängen wie dem Schneeballverfahren in der quantitativen Forschung verstärkt auftritt (Gabler 1992; Fuchs 2000).

Welche Personengruppen nicht erreichbar sind und welche verstärkt verweigern, unterscheidet sich zwar je nach Stichprobe und Erhebungsmethode (Niemann/Abel 2000), aber einige Ergebnisse zum Non-Response finden sich in fast allen Veröffentlichungen zu diesem Thema.

Als schlecht erreichbar gelten zunächst Personen, die in Einpersonenhaushalten leben – vor allem Ledige und Geschiedene (Hartmann/Schimpl-Neimanns 1992). Auch bei jüngeren Personengruppen und Berufstätigen fällt es schwerer, einen direkten Kontakt herzustellen. Die Schwierigkeit, Mitglieder von „Funktionseliten“ zu befragen, führt Schnell (1991: 129) ebenfalls eher auf schlechte Erreichbarkeit als auf geringe Teilnahmebereit-

schaft zurück. Bei den Verweigerungen, die den Löwenanteil des Ausfalls in Befragungen ausmachen (Koch 1997), spielt dagegen die Bildung die entscheidende Rolle: Je niedriger der formale Schulabschluss eines potenziellen Interviewpartners, desto höher die Verweigerung. In den großen Bevölkerungsumfragen wie dem ALLBUS sind die Personengruppen mit niedriger Schulbildung unterrepräsentiert (Diekmann 1995). Außerdem sind die Verweigerungsquoten in Großstädten höher als in ländlichen Gebieten. Schließlich steigt mit dem Alter der Befragungspersonen zwar die Erreichbarkeit, aber die Anzahl der Verweigerer ebenfalls. Dagegen verweigern Ausländer seltener als Deutsche die Teilnahme an einer Befragung (Allerbeck /Hoag 1985; Koch 1997; Schnell 1991).

Hinsichtlich der Erreichbarkeit liegen die Gründe für die Schwierigkeiten des Zugangs auf der Hand: Junge Personengruppen sind mobiler als ältere und deshalb seltener zuhause, in Einpersonenhaushalten ist – sieht man von Rentnern ab – die Wahrscheinlichkeit höher, dass sich zumindest tagsüber niemand in der Wohnung aufhält.

Vielfältiger sind dagegen die Überlegungen zu den Gründen der Verweigerung von Interviews und Befragungen. So seien ältere Menschen und Großstädter generell misstrauischer (Koch 1997). Nach Esser fehlt es den Verweigerern an Interesse und an kognitiven Fähigkeiten (Esser 1975), Hartmann und Schimpl-Neimanns sehen den „Bildungsbias“ ebenfalls als „Effekt kognitiver Ressourcen“ (1992: 337), ohne jedoch diesen Effekt oder seine Wirkungsweise genauer zu benennen. Reuband/Blasius (2000) vermuten als Grund für die hohe Verweigerungsquote von Personen mit geringer Schulbildung weniger die Bildung selbst und die damit verbundenen Ressourcen als die Angst vor der Interviewsituation. Die Befürchtung, auf Fragen keine adäquate Antwort zu wissen und sich vor dem Interviewer als statushöherer Person zu blamieren, erzeugt Unsicherheiten: „Der Rückzug aus der Interviewsituation ist aus dieser Sicht eine für sie subjektiv ratsame Strategie, Unterlegenheitsgefühle zu vermeiden“ (Reuband/Blasius 2000: 157). Andererseits sei die Bereitschaft zu einem weiteren Interview bei Personen mit niedrigem Bildungsgrad, die zunächst ein Interview verweigerten, nach nochmaligem Kontaktieren aber zugesagt hatten, besonders hoch, was Reuband und Blasius auf die Erleichterung über ein wider Erwarten angenehm verlaufenes Interview zurückführen.

Neben fehlendem Interesse, Misstrauen und eigener Unsicherheit kommt bei benachteiligten Gruppen oft die Angst vor Kontrolle hinzu, die die Verweigerungshaltung verstärkt. Interviewer werden als potenzielle Bedrohung wahrgenommen, zumal oft dieselben Informationen abgefragt werden, für die sich staatliche Instanzen ebenfalls interessieren (Albrecht 1999; Herlyn et al. 1991).

Begründungen für die geringere Verweigerungsquote bei Migranten finden sich in der Literatur selten. Allerbeck/Hoag (1985) berichten von der Erfahrung, die befragten türkischen Jugendlichen seien besonders darüber erfreut gewesen, dass sich ein Deutscher für ihre Meinung und ihre Belange interessiert. Zumindest bei der ersten Migrantengeneration könnte aber auch die Unsicherheit über die Konsequenzen einer Verweigerung eine wesentliche Ursache für Kooperationsbereitschaft und bereitwilliges Antwortverhalten sein. Mit der Frage, wie der Ausfall bei Stichproben, sei es durch Nichterreichen, sei es durch Verweigerungen verringert werden kann, beschäftigt sich die quantitative Methodoliteratur kaum. Die Überlegungen betreffen meist das Verweigerungsverhalten: Nach Mika (2002) sind ältere Interviewer bei replikativen Studien erfolgreicher, nach dem ersten Interview die Einwilligung zu weiteren zu erhalten. Ein sehr hohes Bildungsniveau des Interviewers habe dagegen – vor allem in Ostdeutschland – den gegenteiligen Effekt. Reuband und Blasius (2000) gehen davon aus, dass viele Verweigerungen nicht genereller Natur, sondern situativ bedingt sind und ein nochmaliges Kontaktieren oft zum Erfolg führt, wenn ein zweiter Interviewer den Kontakt herstellt und dabei dem potenziellen Interviewpartner grundsätzliche Bereitschaft zu einem Interview unterstellt. Jeder Mensch habe einen Schwellenwert, ab dem er die Teilnahme an einer Befragung zusagt, wobei dieser Schwellenwert unter anderem vom jeweiligen Interviewer und seinen rhetorischen Fähigkeiten abhängt. Aber: „Welche Eigenschaften und Argumentationsmuster es sind, die über Erfolg und Misserfolg entscheiden, ist im einzelnen noch wenig geklärt.“ (Reuband/Blasius 2000: 162)

Wenn die quantitative Methodologie nur wenige Lösungsansätze für das Problem der Rekrutierung bietet, verbleiben auf der Suche nach Hilfestellung die Lehrbücher zu den Methoden der empirischen Sozialforschung. Welche Empfehlungen geben sie für die Schwierigkeit, geeignete Interviewpartner zu finden, diese zu erreichen und sie für ein Interview zu gewinnen?

Lehrbücher zur empirischen Sozialforschung beschäftigen sich meist recht allgemein mit dem Problem des Feldzugangs, präzisiert wird es vor allem dann, wenn die Art des Zugangs für die Methode von großer Bedeutung ist bzw. wenn sie selbst ein wichtiger Teil der Methode ist. So wird bei der teilnehmenden Beobachtung dem Einstieg in das Feld und der Rolle des Forschers besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weniger aber der Frage, wie man potenzielle Interviewpartner mit bestimmten Eigenschaften wie zum Beispiel Alter, Migrationshintergrund oder Schulabschluss ausfindig machen und kontaktieren kann.



Konkrete Hinweise zum ersten Schritt, der Suche nach geeigneten Personen für Interviews, gibt Flick, der auf die Möglichkeit der „Nutzung von Medien“ (Flick 1995: 75) wie Zeitungen und Aushängen in Institutionen oder Treffpunkten hinweist. Auch das Schneeballsystem, bei dem die Rekrutierung im sozialen Netz eines Interviewpartners fortgesetzt wird, eigne sich als Einstiegstrategie, sofern sich der erste Interviewpartner im weiteren Bekanntenkreis des Forschers finden ließe.

Als weitere Möglichkeit wird der Zugang über Multiplikatoren oder, falls diese Personen alleinige Kontrolle über den Zugang zum Feld haben, über Gatekeeper thematisiert (Albrecht 1999; Wolff 2000; vgl. für die teilnehmende Beobachtung auch Lamnek 1995). Vor allem die Kriterien zur Auswahl der Multiplikatoren, die Schwierigkeit, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie von dem Sinn des Interviewvorhabens zu überzeugen, werden thematisiert. Allerdings hat der erfolgreiche Zugang zu Vermittlungspersonen nicht automatisch einen erfolgreichen Zugang zu Interviewpartnern zur Konsequenz: Empfehlungen von Gatekeepern zum Beispiel erleichtern zwar formal die Rekrutierung von Interviewpartnern, können aber bei den Interviewpartnern Misstrauen und das Gefühl der Kontrolle erzeugen, insbesondere wenn diese in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Gatekeeper stehen. Solche Voraussetzungen belasten die Interviewsituation und schränken unter Umständen die Validität des Interviews ein.

Zur Verbesserung der Erreichbarkeit als zweiten Schritt der Rekrutierung ist in der Literatur nur wenig zu finden: Diekmann (1995) empfiehlt bei quantitativen Befragungen die Erhöhung der (im Vorfeld festgelegten) Kontaktversuche und die Kombination telephonischer und schriftlicher Befragungen.

Der überwiegende Teil der konkreteren Hinweise zur Rekrutierung betrifft die Frage, wie als letzter Schritt der potenzielle Interviewpartner zum Gespräch motiviert und eine Verweigerung verhindert werden kann. An erster Stelle steht der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses: Nach Wolff müssen die „Beforschten“ (2000: 345) davon überzeugt werden, dass es sich um ein seriöses Vorhaben handelt, für sie keine Nachteile entstehen und die Ergebnisse anonym behandelt werden. Diese Versprechungen können jedoch von den angesprochenen Personen nicht nachgeprüft werden, so dass sie nicht begründetes Vertrauen schaffen, sondern vielmehr einen Vertrauensvorschuss abverlangen. Bei besonderen Personengruppen wie bei Ärzten erwägt Diekmann (1995) die Zahlung eines Honorars zur Steigerung der Motivation zur Teilnahme am Interview. Froschauer und Lueger (1998) empfehlen die genaue Darlegung der Gründe, warum gerade der ausgewählte Interviewpartner für das Projekt und die Forschungsfrage relevant ist, was bei qualitativen Untersu-

chungen sicherlich leichter fallen wird als bei großen Bevölkerungsumfragen, und das Ansprechen eventueller Vorteile durch die Teilnahme.

Auch Holm (1975) schätzt die Weckung von egoistischen Motiven bei den Interviewpartnern als geeignetes Mittel zur Senkung von Verweigerungsquoten ein, während Albrecht (1999) und Wolff (2000) solche Strategien ablehnen, da der Nutzen der Forschung für die Befragten eher unbestimmter Natur sei und nicht in einem adäquaten Verhältnis zum Aufwand stehe, den die Interviewpartner zu leisten hätten.

Auch die Methodenbücher thematisieren die Eigenschaften des Forschers bzw. Interviewers und dessen Wirkung nicht nur auf die Erhebung selbst, sondern auch auf die Bereitschaft der Interviewpartner, an ihr teilzunehmen. Geschlecht und ethnische Herkunft werden dabei meist als relevante Merkmale genannt (Albrecht 1999; Allerbeck/Hoag 1985).

In Anbetracht der referierten Empfehlungen lässt sich zusammenfassend festhalten, dass in der methodologischen Literatur zwar die Probleme beim Zugang zum Feld im allgemeinen erörtert werden, aber recht selten praktische Ratschläge zu ihrer Lösung folgen. Auch wird in der Literatur zur Methode qualitativer Interviews der Rekrutierung von Interviewpartnern nur wenig Interesse beigemessen. Dieses Manko an Konkretisierung und Praxisbezug (nicht nur in Methodenbüchern) konstatieren Autoren auch selbst: „Über den Feldzugang, über Vorbereitung und Kontrolle der Felderöffnung wird in der wissenschaftlichen Literatur leider viel zu wenig berichtet. Durch diesen Umstand geht der umfangreiche und wesentliche Erfahrungsschatz einzelner Forscher verloren.“ (Atteslander 1991: 84) Woran kann das liegen?

Ein Grund dafür, warum das Problem des Zugangs und der Rekrutierung so wenig Beachtung in der Methodenliteratur findet, ist die Vielfältigkeit empirischer Sozialforschung. Durch die verschiedenen qualitativen und quantitativen Methoden, die große inhaltliche Spannbreite, die daraus resultierende Vielzahl an Fragestellungen und die Unterschiedlichkeit der zu erforschenden Personengruppen kann der Eindruck entstehen, es gebe „keine Patentrezepte“ (Wolff 2000: 336) für Zugangsprobleme, sondern sie seien so individuell und so wenig verallgemeinerbar, dass die Beschreibung einzelner Strategien für niemanden von Nutzen sei. Patentrezepte gibt es in der Tat nicht. Probleme bei der Rekrutierung von Interviewpartnern sind je nach Untersuchungsgruppe mehr oder weniger ausgeprägt. Es sind aber typische, wiederkehrende Probleme, derer sich die Methodenliteratur intensiver annehmen sollte. Mahnungen wie: „gesteigertes Engagement und viel Zeit und Arbeit“ (Schwarz 2000: 176) zu investieren, sind eher Warnungen als Hilfe.

Fazit: Das Problem der Rekrutierung wird in der methodologischen Literatur der Sozialwissenschaften unterschätzt. Dabei handelt es sich um ein Problem, das sich in fast allen empirischen Studien ergibt, in denen das benötigte Datenmaterial über Befragungen oder Interviews erhoben wird. Je nach Untersuchungsgruppe und Fragestellung variieren diese Schwierigkeiten. Sie werden zwar beschrieben, Lösungsansätze dagegen gibt es kaum.

Für unser Forschungsvorhaben ließen sich nach den Erkenntnissen, die nach dem bisherigen Stand in der Literatur zur Rekrutierung zu finden sind, verschiedene Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Interviewpartnern antizipieren: Die Erreichbarkeit potenzieller Interviewpartner könnte problematisch werden, da wir jüngere Gesprächspartner suchten. Außerdem müssten wir aufgrund der Tatsache, dass wir Großstädter befragen, mit verstärktem Misstrauen rechnen. Am problematischsten erschien uns die höhere Verweigerungsquote bei Personen mit niedriger Schulbildung, da wir Hauptschulabsolventen interviewen wollten. Hoffnung machen konnte wiederum die im Vergleich zu Deutschen weniger ausgeprägte Verweigerungshaltung von Migranten.

### **3.2 Rekrutierungsstrategien: Erfolge und Misserfolge**

Unser geplantes Sample sollte aus jeweils 15 Frauen und 15 Männern in den beiden Stadtteilen bestehen. Der geplante Zeitrahmen für die 60 Interviews war zehn Monate. Aus den im ersten Kapitel skizzierten Überlegungen ergaben sich spezifische Anforderungen an das Sample. Es sollte fünf Kriterien erfüllen: Erstens sollten die Interviewpartner türkische Migranten der zweiten Generation sein, zweitens einen Hauptschulabschluss haben, drittens mindestens 25 Jahre alt sein, viertens in einem der beiden Stadtteile wohnen und fünftens jeweils zur Hälfte Frauen und Männer sein.

Um einen Zugang zu den Migranten zu bekommen, haben wir uns zu Beginn der empirischen Phase an Vorschlägen aus der Literatur orientiert: Wir haben telefonisch bzw. persönlich die Experten aus der Vorstudie (Bremer 2000) angesprochen und um ihre Mithilfe als Multiplikatoren gebeten. Zusätzlich haben wir nach weiteren Einrichtungen, Institutionen und Einzelpersonen recherchiert, die im Rahmen ihrer Arbeit oder privat Kontakte zu türkischen Migranten in Linden-Nord oder Vahrenheide-Ost haben. Bereits gefundene Interviewpartner wollten wir darum bitten, uns nach dem Schneeballsystem aus ihrem Familien- und Bekanntenkreis weitere Interviewpartner zu vermitteln.

Zu den ersten Einrichtungen, die wir angesprochen haben, gehörten das Ethnomedizinische Zentrum Hannover, das Amt für Jugend und Familie der Stadt, ein Beratungszentrum der Arbeiterwohlfahrt, das hauptsächlich von türkischen Migranten besucht wird, und einige multikulturelle Vereine. Darüber hinaus haben wir soziale Einrichtungen und Beratungsstellen verschiedener Träger, Kindergärten und –tagesstätten sowie Schulen und Jugendhäuser in den untersuchten Stadtteilen kontaktiert. Im funktional gemischten Altbauquartier Linden-Nord wurden häufiger Einrichtungen von Migranten wie eine Moschee, ein türkischer Elternverband oder ein türkischer Sportverein angesprochen, während in der Großsiedlung Vahrenheide-Ost soziale Einrichtungen überwogen wie Streetworker der Arbeiterwohlfahrt, ein Jugendzentrum und eine Gemeinwesenarbeit. Bereits nach kurzer Zeit mussten wir feststellen, dass uns die angesprochenen Multiplikatoren nicht den Zugang zu unserem Sample verschaffen konnten, den wir uns erhofft hatten. Während der Feldarbeit haben wir insgesamt 70 potenzielle Multiplikatoren angesprochen, die uns aber nur 26 Interviewpartner vermitteln konnten. Der zeitliche Aufwand für Interviews, die über Multiplikatoren zustande gekommen sind, betrug etwa 15 Stunden pro Interview (darin enthalten sind Recherchen, Telefongespräche, Treffen mit Multiplikatoren und Interview- und Fahrtzeiten).

Um die Mithilfe der Multiplikatoren zu erleichtern haben wir dann circa 40 Anschreiben in türkischer und deutscher Sprache für Migranten verfasst und die Multiplikatoren darum gebeten, die Anschreiben an Migranten weiterzureichen bzw. in ihrer Einrichtung auszuhängen. In diesem Anschreiben sprachen wir die Migranten direkt an und brachten unser besonderes Interesse für ihre Erfahrungen in Deutschland zum Ausdruck. Auf die Anschreiben hin hat sich niemand bei uns gemeldet. Auch unsere Versuche, über das Schneeballsystem weitere Probanden zu gewinnen, waren wenig ergiebig: Wir haben lediglich neun Interviewpartner über das Schneeballsystem erreicht.

Im Verlauf der Feldarbeit bestätigte sich unsere Erfahrung, dass es besonders schwierig war, Kontakt zu den Migranten aufzubauen, die von sozialer Ausgrenzung bedroht sind und relativ isoliert leben. Um diese Gruppe erreichen zu können und generell einen Anreiz für die Teilnahme an der Untersuchung zu schaffen, beschlossen wir, für das Interview ein Honorar in Höhe von 15 € anzubieten. Wir verfassten neue Anschreiben, in denen wir auf das Honorar hinwiesen und verschickten diese wieder an die Multiplikatoren. Auch auf die zweiten Anschreiben (mit Hinweis auf das Honorar) hin hat sich niemand bei uns gemeldet. Die Honorarzahlung hat allerdings den Zugang über das Schneeballsystem maßgeblich forciert, sechs der insgesamt neun Interviewpartner, die wir über das Schneeballsys-

tem erreicht haben, haben sich nur unter der Bedingung der Zahlung eines Honorars für ein Interview zur Verfügung gestellt. Insgesamt erhielten acht Interviewpartner ein Honorar von uns.

Generell ist bei der Berechnung des Zeitaufwandes zur Rekrutierung von Interviewpartnern zu berücksichtigen, dass wir etwa 60 Migranten vergeblich kontaktiert hatten bzw. am Telefon nicht zur Teilnahme an der Untersuchung bewegen konnten. Der zeitliche Aufwand für diese Bemühungen betrug insgesamt etwa zwölf Stunden.

Eine positive Erfahrung war der Besuch eines Elternabends für türkische Eltern an einer Grundschule in Vahrenheide-Ost (über diesen Elternabend, den ein Multiplikator organisiert hatte, waren sieben Interviews zustande gekommen). Da diese Erfahrung gezeigt hatte, dass es eher möglich war, Migranten für ein Interview zu gewinnen, wenn sie uns persönlich kennen lernen und direkt von uns angesprochen wurden, suchten wir als nächste Strategie den direkten Kontakt zu unserem Klientel: Wir nahmen wieder Kontakt zu Kindergärten, Schulen, Arztpraxen und zu den Sozialämtern auf und baten darum, Migranten, die dem Aussehen nach unsere Zielgruppe zu sein schienen, in diesen Einrichtungen bzw. auf Elternabenden ansprechen zu dürfen. Durch diese Vorgehensweise sind lediglich zwei Interviews mit Besuchern des Sozialamtes zustande gekommen. In den Kindergärten und Arztpraxen konnten wir zum Zeitpunkt unserer Aufenthalte keine Probanden finden, die unseren Kriterien entsprachen bzw. die zu einem Interview bereit waren. Verglichen mit dem Aufwand war das Ergebnis von zwei Interviews ernüchternd: alleine im Sozialamt waren wir jeweils fünfmal zu den Öffnungszeiten. Dies war mit einem Zeitaufwand von etwa 96 Stunden (inklusive Reise- und Interviewzeit) und einem Kostenaufwand von etwa 235 € verbunden.

Da sich der Zugang zu den Männern noch schwieriger gestaltete als zu den Frauen, sprachen wir in einem nächsten Schritt, teilweise in Begleitung von ehemaligen Interviewpartnern bzw. von im Stadtteil bekannten Personen, Männer in türkischen Cafés und in einer Moschee an. Dadurch sind sieben weitere Interviews zustande gekommen.

Zusätzlich haben wir jeden Aufenthalt im Stadtteil (zum Beispiel nach Interviewterminen) dazu genutzt, Migranten direkt auf der Straße, vor türkischen Läden, vor Kiosken und vor Reisebüros anzusprechen. Dadurch sind weitere vier Interviews zustande gekommen.

Fasst man den Zeitaufwand für alle 13 Interviews zusammen, die durch das direkte Ansprechen von Migranten in Einrichtungen und auf der Straße zustande gekommen sind, liegt der Zeitaufwand (inklusive Reisezeiten) pro Interview bei ca. 15 Stunden.

Als letzte Strategie haben wir 625 Personen aus einem elektronischen Telefonverzeichnis herausgesucht, die in Vahrenheide-Ost und Linden-Nord leben und einen türkischen Namen haben. 235 von ihnen haben wir angeschrieben, 21 der verschickten Anschreiben kamen zurück, weil der Empfänger verzogen war. 208 der angeschriebenen Migranten konnten telefonisch erreicht werden. Auf die meisten passten unsere Kriterien nicht, ein nicht unerheblicher Teil hatte kein Interesse an einem Interview bzw. keine Zeit. Einige wenige haben das Telefongespräch abrupt beendet. Durch diese Strategie sind acht weitere Interviews zustande gekommen. Der durchschnittliche Zeitaufwand lag bei dieser Methode bei etwa 17 Stunden pro Interview.

Der Zeitaufwand für alle Rekrutierungsstrategien betrug pro Interview circa 13 Stunden für Kontaktaufnahme, Interviewdurchführung und Reisezeit. Der durchschnittliche Kostenaufwand lag bei etwa 38 € pro Interview für Reisekosten, Telefonkosten, Portokosten und Honorarzahlungen für acht Interviews.

Neben den grundsätzlichen Zugangsschwierigkeiten zeigte sich, dass wir uns auf die Terminabsprachen mit bereits gefundenen Interviewpartnern nicht verlassen konnten. 40 Prozent aller vereinbarten Interviewtermine mussten auf Wunsch unserer Interviewpartner kurzfristig verschoben werden, dadurch war es uns kaum möglich, die angestrebten zwei Interviews an einem Tag durchzuführen. Achtmal waren unsere Interviewpartner zum vereinbarten Termin nicht anzutreffen, vier von ihnen waren auch später telefonisch nicht zu erreichen. In allen Fällen hatten wir zuvor mindestens zwei Telefongespräche mit den Probanden durchgeführt. Die Termine kosteten uns jeweils einen Arbeitstag und circa 23 € Reisekosten.

Als Reaktion auf die außerordentlichen Zugangsschwierigkeiten haben wir die Kriterien der Rekrutierung modifiziert. Wir haben das Einreisealter der zu Interviewenden auf zwölf Jahre angehoben und auch Frauen mit einem Realschulabschluss in unser Sample aufgenommen. Während der Pretest-Phase hatten wir sowohl Frauen mit Hauptschulabschluss als auch mit Realschulabschluss interviewt. Die Pretests hatten die Vermutung nahegelegt, dass die Berufsverläufe der Frauen stärker vom Zeitpunkt der Heirat und der Geburt des ersten Kindes abhängen als von ihren Schulabschlüssen. Das hat sich später bestätigt. Mit Ausnahme von vier Männern blieb der Hauptschulabschluss bei den Männern als ein wichtiges Kriterium bestehen. Diese vier Männer haben wir in unser Sample aufgenommen, da sie ursprünglich nach ihrem Hauptschulabschluss eine Ausbildung machen wollten, sie aber keinen Ausbildungsplatz finden konnten und sich aus der Not heraus überlegt hatten,

einen Realschulabschluss zu machen. Erst das Aufweichen unserer Kriterien ermöglichte die Durchführung weiterer Interviews.

Die Strategie, über Multiplikatoren und das Schneeballsystem Interviewpartner zu erreichen, machte das Projekt abhängig vom Kooperationswillen und Engagement Dritter. Gerade vor dem Hintergrund knapper zeitlicher Ressourcen stellte das mangelnde Interesse vieler Multiplikatoren und potenzieller Interviewpartner einen herben Rückschlag für uns dar. Auch wenn die letzte Strategie – die Suche nach Interviewpartnern über ein Telefonverzeichnis – gemessen an dem hohen Zeitaufwand, wenig erfolgreich war, hatte sie den großen Vorteil, dass wir selber Einfluss auf den Zugang zu potenziellen Interviewpartnern und auf den zeitlichen Verlauf der empirischen Phase nehmen konnten und nicht auf die Mithilfe von Dritten angewiesen waren. Es ist zu vermuten, dass die empirische Phase beträchtlich kürzer ausgefallen wäre, wenn wir mit der letzten Strategie angefangen hätten.

Zieht man die Erfahrungen bei der Rekrutierung von Gatekeepern als Interviewpartner als Vergleich heran, verstärkt sich der Eindruck, dass die Probleme der Rekrutierung von Migranten als Interviewpartner besonders gravierend waren.

Der Zugang zu den Gatekeepern gestaltete sich wesentlich einfacher. Das Ziel war es, insgesamt 40 Interviews mit Personen des Arbeits- und Wohnungsmarktes zu führen, die über den Zugang und die Positionierung von Bewerbern in den jeweiligen Märkten entscheiden. Zudem sollte es sich um die Bereiche und Segmente des Arbeits- und Wohnungsmarktes handeln, die für Migranten mit Hauptschulabschluss relevant sind. Zur Auswahl der in Frage kommenden Firmen haben wir uns auf Branchenbücher, Recherchen im Internet und auf Aussagen über Arbeitgeber und Vermieter in den Migranteninterviews gestützt. Dabei wurden zunächst die Geschäftsführer der Firmen angeschrieben und einige Tage später telefonisch kontaktiert. Im Idealfall konnte in diesem ersten Telefongespräch bereits ein Interviewtermin mit einem Gatekeeper vereinbart werden. Während bei den Gatekeepern des Wohnungsmarktes dieser Idealfall häufig vorkam, war es bei den Gatekeepern des Arbeitsmarktes meist schwieriger, sofort einen Termin zu finden. Erklären kann man diesen Unterschied mit der unterschiedlichen beruflichen Position der Gatekeeper auf den beiden Märkten: In den Wohnungsunternehmen übernehmen Sachbearbeiter die Funktion des Gatekeepers, während auf dem Arbeitsmarkt in der Regel der vielbeschäftigte Geschäftsführer selbst die Personalentscheidungen trifft. Bei den größeren Firmen waren im Durchschnitt fast 20 Anrufe nötig, um den Geschäftsführer zu erreichen.

Allerdings war es bei den Gatekeepern des Wohnungsmarktes nicht in jedem Fall möglich, ein Interview mit den Sachbearbeitern zu führen, da einige Geschäftsführer darauf bestan-

den, das Interview selbst vorzunehmen. So sind insgesamt sechs Interviews mit Personen zustande gekommen, die nicht direkt mit der Wohnungsvergabe befasst sind. In zwei Fällen konnte im selben Unternehmen noch ein weiteres Interview mit einem Sachbearbeiter durchgeführt werden. Weitere drei Personen wurden interviewt, die nicht vorwiegend mit der Vermittlungstätigkeit beschäftigt waren, diese aber zumindest gelegentlich vornahmen. Somit verbleiben elf Interviews mit Personen, deren Hauptaufgabe im Unternehmen in der Wohnungsvermittlung besteht. Die Interviews mit den Geschäftsführern eignen sich zwar nicht für eine Analyse der konkreten Handhabungen bei Vergabeprozessen, sind aber relevant, weil diese die Rahmenbedingungen der Wohnungsvermittlung vorgeben.

Auch beim Sample des Arbeitsmarktes wurden drei Personen interviewt, die nicht direkt als Gatekeeper tätig waren. In einem Fall handelt es sich um einen Jugendvertreter im Betriebsrat einer größeren Automobilniederlassung, ein anderer war in der Handwerkskammer beschäftigt, im dritten Fall handelt es sich um einen Angestellten in der Buchhaltung eines Dienstleistungsbetriebes. Während die Person der Handelskammer als Experte zu den Einstellungspraktiken im Handwerk befragt wurde, kamen die anderen Interviews eher als Notlösung zustande, da sich in diesen Arbeitsmarktsegmenten keine anderen Gesprächspartner finden ließen.

Insgesamt wurden 52 verschiedene Firmen des Arbeits- und Wohnungsmarktes kontaktiert, aus denen 41 Interviews resultierten. Die Verweigerungsquote ist dementsprechend niedrig. Dabei waren Absagen von Arbeitgebern häufiger als von Gatekeepern des Wohnungsmarktes.<sup>3</sup> Am schwierigsten war der Zugang bei Zeitarbeitsfirmen, die insgesamt sechsmal die Teilnahme verweigerten.

Im Vergleich zu den Migrant\*innen erwiesen sich die Gatekeeper auch als die verlässlicheren Interviewpartner, was sich sicherlich nicht nur durch die jeweilige Schichtzugehörigkeit erklären lässt (vgl. folgenden Abschnitt), sondern auch mit dem Setting der Interviews: Die Gespräche mit den Gatekeepern fanden überwiegend in deren Geschäftsräumen und während ihrer Arbeitszeit statt. Mit dem Interviewpartner, der als einziger zum abgesprochenen Termin nicht erschien und später auch nicht telefonisch zu erreichen war, waren wir in einem Café verabredet.

---

<sup>3</sup> Die Zahl der nicht zustande gekommenen Interviews liegt bei den Arbeitgebern bei 14 und bei den Wohnungsvermittlern bei sechs. Dass diese Zahlen höher sind als die Differenz zwischen kontaktierten Firmen (52) und realisierten Interviews (41), erklärt sich dadurch, dass in einigen Firmen mehrere Interviews durchgeführt wurden. Vgl. Kapitel IV und V über die Ergebnisse der Interviews mit den Gatekeepern.



### 3.3 Erklärungen für die Zugangsprobleme

Im Folgenden sollen acht Erklärungen für unsere Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Interviewpartnern diskutiert werden. Da es bei den Gatekeepern kaum Zugangsschwierigkeiten gab, fokussiert dieser Abschnitt die Zugangsprobleme zu den Migranten.

#### *Kriterien unseres Samples*

Für die Rekrutierung von Interviewpartnern waren die Kriterien des Samples ein zentrales Problem. So gab es türkische Migranten aus der zweiten Generation, die sofort bereit waren zu einem Interview und auch einen Hauptschulabschluss hatten, leider aber nicht in Vahrenheide-Ost oder Linden-Nord lebten. Oder der Wohnort stimmte, aber sie hatten gar keinen Schulabschluss oder einen höheren als den Hauptschulabschluss. Die absolute Zahl der Migranten, auf die alle Kriterien zutreffen, ist generell nicht hoch. Orientierung bieten hier die folgenden Zahlen der Statistikstelle Hannover: In Vahrenheide-Ost haben 162 Türken und 135 Türkinnen im Alter von 26-39 Jahren ihren ersten Wohnsitz und in Linden-Nord 281 Türken und 245 Türkinnen (STATIS 2000, e.B.). Diese Zahlen werden sich beträchtlich reduzieren, wenn man die weiteren Kriterien des Einreisealters und des Schulabschlusses berücksichtigt. Auch wenn darin nicht der Teil der türkischen Migranten mit deutschem Pass enthalten ist, kann festgehalten werden, dass die Grundgesamtheit überhaupt in Frage kommender Interviewpartner sehr klein war.

#### *Räumliche Distanz*

Die räumliche Distanz zwischen Oldenburg und Hannover von circa 150 km und der zeitliche und finanzielle Rahmen der Studie ermöglichten uns den Zugang nur als Gast und somit als Fremde zum Feld. Unsere Besuche in den Stadtteilen beschränkten sich immer auf ein paar Stunden und waren an bestimmte Termine gebunden. Die Rolle des Fremden hat den Vorteil, dass während der Interviewsituation Selbstverständlichkeiten stärker auffallen und dadurch auch hinterfragt werden können (Flick 1995). Es hat aber für den Zugang den Nachteil, dass nur schwer Nähe zum Feld aufgebaut werden kann und dadurch auch nur schwer das Vertrauen der Probanden gewonnen werden kann. Durch die räumliche Distanz zum Feld waren wir sehr stark auf die Mithilfe von Multiplikatoren angewiesen. Da aber weder die Multiplikatoren noch das Schneeballsystem zum erhofften Resultat führten und wir als nächstes den direkten Kontakt zu den Migranten suchen und uns deshalb häu-

fig im Stadtteil aufhalten mussten, wurde die räumliche Distanz zwischen Oldenburg und Hannover zu einem größeren Problem als erwartet.

#### *Distanz unseres Samples zur Wissenschaft*

Viele Migranten, die wir direkt oder indirekt angesprochen hatten, reagierten mit Misstrauen oder Desinteresse. Während es uns bei einigen gelang, Interesse zu wecken und Misstrauen abzubauen, blieb bei vielen – insbesondere bei denen, die wir selber nicht direkt ansprechen konnten – die distanzierte Haltung bestehen.

Eine Erklärung für das Desinteresse der Migranten ist die niedrige Bildung. Ein geringes Interesse an Angelegenheiten, die sie nicht unmittelbar betreffen, ist typisch für Personengruppen mit niedriger Schulbildung. Darüber hinaus ist das generelle Misstrauen gegenüber Wissenschaft insbesondere bei Benachteiligten bzw. von Benachteiligung bedrohten besonders groß, wenn sie negative Erfahrungen mit staatlichen Kontrollinstanzen (Behörden) gemacht haben. Da Sozialforscher häufig Daten erheben, an denen auch Behörden interessiert sind, können sie von potenziellen Interviewpartnern als Kontrollinstanzen gesehen werden. Die Angst vor Behörden kann bei Migranten größer sein als bei Deutschen, weil sie aufgrund ihres – ehemaligen oder aktuellen – Ausländerstatus' mehr Erfahrungen mit staatlicher Kontrolle haben als Deutsche und sich einer höheren Gefahr ausgesetzt sehen, diskriminiert zu werden.

Auch die Angst vor ‚Gesichtsverlust‘ in der Interviewsituation spielt eine Rolle. Je weniger Erfolg jemand vorweisen kann und je stärker das eigene Leben als ein Versagen empfunden wird, desto größer ist die Abwehr gegen das Ansinnen einer fremden Person, darüber offen zu reden. Die Bereitschaft, an unserer Untersuchung teilzunehmen, war bei den Migranten, die beruflich und sozial ein vergleichsweise hohes Integrationsniveau aufwiesen, am höchsten. Dieser selektive Mechanismus führte zu einem *creaming*, das heißt es sind aller Wahrscheinlichkeit nach weniger Fälle von harter Ausgrenzung in unserem Sample vertreten als in der Grundgesamtheit.

Die Nichteinhaltung von Terminabsprachen kann einerseits eine Form der Verweigerung und Flucht vor Kontrolle und Gesichtsverlust sein, andererseits aber auch Ausdruck für den nicht gewohnten Umgang mit formalen Regelungen (Herlyn et al. 1991).

#### *Distanz von Multiplikatoren zur Wissenschaft*

Neben der Distanz der potenziellen Interviewpartner beeinträchtigt auch eine Distanz von Multiplikatoren zur Wissenschaft den Zugang zum Feld. Allgemein wird in der Literatur die

Meinung vertreten, dass Multiplikatoren nicht davon ausgehen, dass Untersuchungen für sie „nennenswerte Vorteile“ (Albrecht 1999: 817) erbringen. Vielmehr würden sie einen „vagen allgemeinen Nutzen“ (ebd.) oder einen Vorteil für die Karriere des Sozialforschers sehen. Wir haben bei den Multiplikatoren, die wir um ihre Mithilfe gebeten haben, die erwartbare Erfahrung gemacht, dass diejenigen, die vom ideellen Nutzen unseres Forschungsvorhabens überzeugt waren, bemüht waren, Interviewpartner für uns zu finden. Dabei handelte es sich häufig um Personen, die sich in besonderer Form für die gesellschaftliche und politische Situation türkischer Migranten interessieren und mit ihrer Mithilfe einen Beitrag zur Thematisierung der Probleme dieser Gruppe leisten wollten. Es gab aber auch Multiplikatoren, die Zweifel an unserem Forschungsziel hatten und diese offen zum Ausdruck brachten. So sagte eine Lehrerin türkischer Herkunft, es sei bereits schon sehr viel über die Türken geforscht und dadurch seien Vorurteile verbreitet worden. Deshalb wolle sie nicht mehr ‚Forschungsobjekt‘ sein oder andere dafür gewinnen. Andere Multiplikatoren waren erst nach Durchsicht des Leitfadens zur Mitarbeit bereit.

Grund für die Skepsis der Multiplikatoren sind meist negativen Erfahrungen mit anderen Forschungsprojekten und öffentlichen Darstellungen über türkische Migranten. Sie wollen nicht Gefahr laufen, etwas zu unterstützen, was im Nachhinein der türkischen Community schaden könnte. Bei einigen Einrichtungen sind wir allerdings auf ein schlichtes Desinteresse gestoßen. Bei Anrufen mussten wir immer wieder unser Anliegen erläutern, da im Kollegium nichts weitergegeben wurde bzw. unsere Anschreiben nicht weiterverteilt wurden.

#### *Distanz von Multiplikatoren zu türkischen Migranten der zweiten Generation*

Während einige Multiplikatoren ihr türkisches Klientel für unser Vorhaben nicht ansprechen wollten, weil sie die Befürchtung hatten, dass es die Zusammenarbeit mit den Migranten stören oder ihr Vertrauensverhältnis gefährden könnte, hätten uns viele andere Multiplikatoren gerne geholfen, hatten aber keinen Kontakt zu Personen, auf die unsere Kriterien zuträfen. Mögliche Ursachen für den fehlenden Kontakt gibt es viele: Die Angebote der sozialen Institutionen orientieren sich häufig an den Problemen und Interessen der ersten Generation und Migranten der zweiten Generation erwarten von diesen Angeboten keine Lösung ihrer speziellen Probleme. Die Distanz zu den sozialen Institutionen kann auch als Indiz für vorhandene alternative Ressourcen gewertet werden oder ein Indiz sein für Hemmungen der Migranten, soziale Einrichtungen zu nutzen und sich mit persönlichen Problemen an Fremde zu wenden.

### *Schwaches soziales Netzwerk oder Schutz des eigenen Umfeldes*

Für die geringe Anzahl von befragten Migranten, die uns aus ihrem sozialem Umfeld weitere Interviewpartner vermittelt haben, kommen zwei Erklärungen in Frage: Einerseits ist es ein Hinweis für das Bestreben, das eigene Umfeld vor sozialer Kontrolle zu schützen, andererseits ein Indiz für ein schwaches soziales Netzwerk mit wenig Personen.

### *Geschlecht und ethnische Herkunft der Interviewer*

In der Literatur wird darauf hingewiesen, dass das Geschlecht und die ethnische Herkunft des Sozialforschers beim Zugang zum Feld eine wichtige Rolle spielt (Albrecht 1999; Allerbeck/Hoag 1985). So ist für die Teilnahme eines Probanden an einem Interview bzw. die Qualität des Interviews von Bedeutung, ob sie oder er von einem gleichgeschlechtlichen Interviewer gleicher ethnischer Herkunft befragt wird. Unsere eigenen Erfahrungen aus dem Feldzugang bestätigen die These, dass es für eine Sozialforscherin schwieriger war, Kontakte zu den Männern aufzubauen als zu Frauen. Hier kann vermutet werden, dass eine Frau bei einem benachteiligten Mann größere Rollenkonflikte und Scham vor ‚Gesichtsverlust‘ auslöst, als dies bei einem männlichen Sozialforscher der Fall gewesen wäre. Da aber auch die männlichen Sozialforscher deutscher Herkunft nicht Erfolg beim Zugang hatten, ist zu vermuten, dass der Zugang zu den türkischen Männern über einen Mann türkischer Herkunft erfolgreicher verlaufen wäre.

### *Qualität des öffentlichen Raums*

Linden-Nord ist ein funktional gemischtes innerstädtisches Altbauquartier mit vielen Gaststätten, Cafes, Kneipen und Kiosken, die zum Teil von Türken betrieben werden. Der öffentliche Raum ist geprägt von vielen Menschen und Treffpunkten. Die Orte der Kommunikation und der rege Durchgangsverkehr bieten Anonymität und viele Möglichkeiten, sich im öffentlichen Raum aufzuhalten.

Im Gegensatz dazu ist Vahrenheide-Ost eine Großsiedlung des sozialen Wohnungsbaus. Es gibt im ganzen Stadtteil nur eine Ladenzeile, in der es neben Aldi und Schlecker, einigen türkischen Läden ein türkisches Männer-Café und ein italienisches Eiscafé gibt. Neben dieser Ladenzeile gibt es über den ganzen Stadtteil verteilt noch einige Kioske. Somit sind für die Bewohner die Möglichkeiten und Angebote sich im öffentlichen Raum aufzuhalten wesentlicher eingeschränkter als in Linden-Nord. Die Unterschiede in der Qualität des öf-

fentlichen Raums hatten zur Folge, dass wir in Linden-Nord viel mehr Migranten im öffentlichen Raum ansprechen konnten als in Vahrenheide-Ost.

### **3. 4 Fazit: Augen zu und durch?**

Als Konsequenz aus den vielfältigen Problemen, die mit der Rekrutierung von Interviewpartnern verbunden sein können, stellen wir drei Aspekte zur Diskussion.

Erstens: Rekrutierungsprobleme und ihre Lösungsmöglichkeiten sollten Thema in der Literatur zu den Methoden sein. Gäbe es mehr Wissen über Strategien der Rekrutierung und über deren Erfolgsaussichten, könnte der Zugang bereits im Vorfeld eines Projektes oder Forschungsvorhabens besser geplant werden statt nach dem Motto abzulaufen: Augen zu und vor die Wand rennen.

Ein zweiter Aspekt betrifft die Kalkulation der Kosten für die Feldarbeit und damit die forschungsfördernden Institutionen. Die möglichen Schwierigkeiten, die die Rekrutierung von Interviewpartnern mit sich bringen kann, werden beim Schreiben von Projektanträgen und bei der Berechnung von Zeitbudgets häufig unterschätzt. Um nicht zu teuer zu erscheinen oder auch, weil man sich der Schwierigkeiten nicht genügend bewusst ist, wird in Projektanträgen oft so kalkuliert, dass die Arbeit in der vorgegebenen Zeit ohnehin kaum zu schaffen ist. Treten bei einem zu knapp bemessenen Zeitplan dann Verzögerungen auf, die nicht nur Wochen, sondern Monate umfassen wie in unserem Fall, muss der Projektbericht oft nach Ablauf der vorgesehenen Projektzeit angefertigt werden – die ‚Stütze‘ als heimliche Ressource der empirischen Sozialforschung. Ein vorausschauender Umgang mit dem Problem der Rekrutierung setzt natürlich die Einsicht der Drittmittelgeber resp. der Gutachter voraus, dass ein erhöhter Zeitaufwand – insbesondere bei der Beschäftigung mit benachteiligten Gruppen – wirklich notwendig ist und nicht ausschließlich die Anträge förderungswert sind, die für den knappsten Zeitrahmen das meiste versprechen.

Drittens besteht vor allem die Gefahr, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit benachteiligten Gruppen nicht mehr stattfindet, wenn der erhöhte Aufwand, der mit dem Zugang zu Benachteiligten und Ausgegrenzten verbunden ist, innerhalb üblicher Projektzeitpläne nicht realisierbar erscheint. Die langfristige Folge der „Spirale“ (Schwarz 2000: 175), die durch die Beschäftigung von gebildeten Forschern mit gebildeten ‚Forschungsobjekten‘ entstehen kann, wäre eine Beschränkung der Soziologie auf eine Soziologie der Mittelschicht. Die Ausgegrenzten dieser Gesellschaft würden damit auch aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgegrenzt.

### III SOZIALE NETZWERKE

#### 1 Bedeutung und Kriterien sozialer Netzwerke

Die Bedeutung von Integration in der sozialen Dimension beinhaltet zwei Aspekte: Zum einen verbinden sich mit dem Netzwerk, also mit dem Kreis derjenigen Personen, zu denen regelmäßige Kontakte bestehen, vielfältige Ressourcen, die den Lebensalltag erleichtern oder Zugänge zum Arbeits- und Wohnungsmarkt bieten. Dies bezieht sich auf die Überlegungen Bourdieus zum sozialen Kapital (1983). Bourdieu spricht vom sozialen Kapital als „Gesamtheit der aktuellen und potenziellen Ressourcen“ (190), beschränkt diese aber auf die marktförmigen Eigenschaften des sozialen Kapitals. So kann soziales Kapital in kulturelles oder ökonomisches Kapital konvertiert werden. Marktferne und nicht konvertierbare Leistungen sozialer Beziehungen werden von ihm nicht thematisiert. Soziale Netze erfüllen aber auch wichtige Funktionen hinsichtlich der psychischen Stabilität. Emotionale Unterstützung ist die zweite Funktion sozialer Netzwerke. Zuneigung, Akzeptanz und die Möglichkeit, Probleme mit anderen besprechen zu können, haben Einfluss auf die psychische Stabilität. Außerdem vermitteln Familie, Freunde und Bekannte ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Beheimatetseins; ein Aspekt, der gerade bei Migranten eine große Bedeutung erhält, da sie ein Gefühl der Zugehörigkeit weniger über kulturelle Gemeinsamkeiten oder eine räumliche Bindung entwickeln können.

Die andere Funktion von Netzwerken beruht auf der Bereitstellung von sozialem Kapital, das Bourdieu als „Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (1983: 190f.), definiert. So kann das Netz zunächst Ressourcen allgemeiner Art bieten wie das Verleihen von Geld oder das Aushelfen mit Kleinigkeiten des alltäglichen Gebrauchs. Auch immaterielle Leistungen wie Babysitten, Reparaturleistungen im Haushalt etc. gehören zu diesen marktrelevanten Ressourcen, denn sie ersetzen kommerzielle Dienstleistungen.

Darüber hinaus leisten Netzwerke auch Integrationsleistungen in anderen Dimensionen: Ein Tipp von einem Freund über eine freie Stelle in seiner Firma kann bei der Suche nach einem Arbeitsplatz entscheidend sein; die Chancen, an die begehrte Wohnung zu kommen, steigen, wenn man von jemandem empfohlen wird oder sogar den Vermieter persönlich kennt. Dabei können gerade große, weit verzweigte Netzwerke mit schwachen Kontakten zu Personen, die Brückenköpfe zu anderen Netzwerken sind, sehr leistungsstark sein, weshalb Granovetter von „the strength of weak ties“ spricht (1973). Diese schwachen, weit verzweigten Netzwerke bieten die Möglichkeit der Überwindung großer räumlicher

und sozialer Distanzen, was wiederum für die Verbreitung von Informationen und Kontakten zu Gatekeepern wichtig sein kann (ebd.: 1370). Welche Bedeutung weit verzweigte Netzwerke bspw. für Arbeitsmarktchancen haben, wird in der Studie von Granovetter (1973) über die Art der Verbindung, über die eine Arbeitsplatzinformation gelaufen ist, deutlich. So haben die meisten Befragten nicht durch enge Freunde, sondern durch sporadische Kontakte ihre letzte Beschäftigung gefunden (ebd.: 1371).

Auf der anderen Seite beeinflusst die Integration in anderen Dimensionen auch Struktur und Umfang sozialer Netzwerke: Wer über einen längeren Zeitraum arbeitslos ist, verliert meist den Kontakt zu seinen ehemaligen Arbeitskollegen. Es wird schwieriger, hinsichtlich der Konsumgewohnheiten und bei gemeinsamen Unternehmungen ‚mitzuhalten‘, wenn man selbst auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen ist, während Freunde und Bekannte ihren Lebensstil nicht einschränken müssen (Kronauer 2002: 174). Ausgrenzung in der Dimension der sozialen Netze kann also Ausgrenzung in anderen Dimensionen forcieren und umgekehrt kann vor allem Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt und sozioökonomische Ausgrenzung Auslöser für einen Ausgrenzungsprozess in der sozialen Dimension sein.

Für Migranten sind soziale Beziehungen im Aufnahmeland je nach Migrationstyp von unterschiedlicher Bedeutung (Pries 1998): Für den Typ des transitorischen Migranten, der nur für einen begrenzten Zeitraum in der Fremde leben will oder muss, sind Kontakte im Aufnahmeland aufgrund der Rückkehrperspektive nur eingeschränkt relevant. Der transnationale Migrant, der zwischen den beiden Räumen wechselt, hat dagegen im Idealfall sowohl in der alten Heimat als auch in der Fremde intensive soziale Netzwerkbeziehungen. Ein dritter Typ der Migration ist die Diaspora, mit der sich meist eine gezwungene Migration mit starker Bindung zur eigenen Gruppe und zum eigenen Kulturkreis verbindet und deren Mitglieder sich kulturell und sozial auf das Herkunftsland orientieren und kaum Kontakte zur Aufnahmegesellschaft suchen. Im klassischen Fall der Migration, in dem die Migranten gekommen sind, um zu bleiben, sind soziale Beziehungen von großer Bedeutung für die Integration im Aufnahmeland. Zwar sind die Eltern der zweiten Generation als transitorische Migranten gekommen, die nur vorübergehend in Deutschland Geld verdienen wollten. Aber ein Großteil von ihnen sind klassische Einwanderer geworden, die ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben. Erst recht gilt das für ihre Kinder. So sind für die Kinder der Migranten die sozialen Netzwerke so wichtig wie für Einheimische.

Um die Frage nach Integration oder Ausgrenzung zu beantworten, werden im Anschluss zunächst die Kriterien entwickelt, anhand derer die Netzwerke der befragten Migranten beschrieben und differenziert werden. Im zweiten Abschnitt geht es um die Gemeinsam-

keiten der sozialen Netze der befragten Migranten, im dritten Abschnitt um die Unterschiede, die in drei Typen von Netzwerkbeziehungen beschrieben werden. Im anschließenden vierten Abschnitt werden Erklärungen für diese Differenzierungen diskutiert. Den Abschluss des Kapitels bildet die Frage nach den Auswirkungen der Netzwerkeigenschaften auf andere Dimensionen der Integration und Ausgrenzung.

#### *Kriterien zur Beschreibung von Netzwerken*

Insgesamt stellen wir neun Kriterien vor, die zur Beschreibung der Netzwerke herangezogen werden: Quantität, Intensität, ethnische und soziale Zusammensetzung, Quellen der Netze, Lokalität, Leistungsfähigkeit und Stabilität, subjektive Bewertung und Dynamik.

Die ersten beiden Kriterien zur Einschätzung von Netzwerken sind ihre *Quantität* und *Intensität*. Je mehr Personen man kennt, je mehr Personen den Kreis bilden, zu dem regelmäßige Kontakte bestehen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Netz sowohl Ressourcen als auch emotionale Unterstützung bieten kann. Ein großes Netzwerk mit einer großen Anzahl von Netzwerkpersonen weist somit auf eine hohe Leistungsfähigkeit hin. Bei der Intensität geht es um die Häufigkeit von Kontakten: Je häufiger Kontakte zu Netzwerkpersonen sind, desto leichter kann im Normalfall auf dessen soziales Kapital zurückgegriffen werden. Allerdings erhöhen sich das soziale Kapital und die Chancenstrukturen nach Granovetter (1973) bei lockeren, weit verzweigten Kontakten. Zu Personen, die eine Brücke in ein anderes Netzwerk schlagen können, wird der Kontakt eher sporadisch sein. Engmaschige intensive Netzwerke, in denen sich die Netzwerkpersonen gegenseitig kennen und auch befreundet sind, gehen einher mit hoher sozialer Homogenität. In solchen Netzen gibt es kaum Personen, die Brücken in ganz andere gesellschaftliche Bereiche bieten. Heterogene Netze sind dagegen notwendig auch lockerer geknüpft.

Drittes Kriterium ist die *ethnische*, viertes Kriterium die *soziale* Zusammensetzung der Netze. Ein ethnisch homogenes Netz von Migranten werten wir zwar nicht per se als Zeichen für Ausgrenzung, aber ein ethnisch homogenes Netzwerk impliziert, dass relativ wenige Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft existieren und damit auch wenige Beziehungen zu Gatekeepern, also Personen, die über Zugang und Positionierung von Bewerbern auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt entscheiden. Personen, die als Gatekeeper des Arbeitsmarktes in Frage kommen, werden in erster Linie – abgesehen von denen in der ethnischen Ökonomie – Deutsche sein. Zugleich sind ethnisch homogene Netze bei türkischen Migranten in Deutschland auch meist sozial homogen, so dass diese Netzwerke relativ wenige Ressourcen bieten. Sozial homogen ist ein Netzwerk, das aus Personen derselben so-



zialen Schicht besteht. Es zeichnet sich infolge dessen bei türkischen Migranten durch eher geringes ökonomisches Potenzial und beschränkte Informationen über Jobmöglichkeiten aus. Ethnische und soziale Homogenität der Netze der befragten Migranten geben somit deutliche Hinweise auf ein eher schwaches soziales Kapital.

Ein fünftes Kriterium sind die *Bereiche*, aus denen die Netzwerkkontakte resultieren. Je vielfältiger die Bereiche, die Quelle für Kontakte sind wie Schule, Arbeitsplatz, Nachbarschaft, Vereine etc., desto vielfältiger sind auch die mit den Kontakten verbundenen Ressourcen. Ein Netzwerk, das viele unterschiedliche Bereiche als Quellen hat, ist somit als leistungsfähiger einzuschätzen.

Eine besondere Rolle hinsichtlich der Bereiche, aus denen Kontakte resultieren, spielt die Familienzentriertheit der Netze. Die Familie bietet in der Regel wichtige Unterstützungsleistungen emotionaler und materieller Art und stellt aufgrund des besonderen Solidarverhältnisses unter Familienangehörigen auch die stabilsten Netzwerkverbindungen (Nave-Herz 2002: 15). Ein ausschließlich auf die Familie konzentriertes Netz bedeutet aber wiederum meist eine quantitative und qualitative Einschränkung des sozialen Kapitals.

Das sechste Kriterium ist die *Lokalität* der Netze. Ein Netzwerk, das groß und heterogen ist, nützt dem Betreffenden umso mehr, je leichter es räumlich zu erreichen ist. Der Aspekt der Erreichbarkeit ist vor allem für Migranten von Bedeutung, die ihre Freunde, Bekannten und Verwandten im Herkunftsland zurücklassen mussten. Transnationale Netzwerkverbindungen sind sehr hilfreich, die Verbindungen zum Herkunftsland aufrecht zu erhalten und bedeuten bezogen auf das Herkunftsland auch soziales Kapital. Für die Lebenssituation im Aufnahmeland können sie jedoch wenig Hilfestellung bieten. Für alltägliche Hilfen ist die Erreichbarkeit von Netzwerkpersonen entscheidend, so dass nahräumliche Netze hier die meisten Ressourcen bieten können. Zugleich bedeutet ein stark räumlich konzentriertes Netz aber auch eine erhöhte räumliche Gebundenheit. Mit einem Umzug ist in diesem Fall das Risiko verbunden, die Netzwerkbeziehungen zu verlieren. Somit ist eine Kombination aus lokal zentrierten und räumlich entfernteren Kontakten hinsichtlich der Leistungsfähigkeit von Netzwerken die ressourcenreichste.

Das siebte Kriterium zur Beurteilung der Netzwerkbeziehungen ist deren *Leistungsfähigkeit*. Während bei den vorherigen Kriterien das Potenzial, das die Netzwerke bieten können, im Vordergrund steht, sind hier die tatsächlichen Unterstützungsleistungen von Bedeutung: Als in der sozialen Dimension integriert kann jemand gelten, dessen soziales Netz dauerhaft und regelmäßig sowohl emotionale und materielle Unterstützung leisten als auch Zugänge zum Arbeits- und Wohnungsmarkt bereitstellen kann.

Das achte Kriterium ist das der *Stabilität*. Sowohl für die Ressourcen als auch für die emotionale Unterstützung ist es von Bedeutung, dass Netzwerkbeziehungen langlebig sind und Konflikte aushalten und überstehen können.

Da wir Integration und Ausgrenzung als zweiseitige Prozesse verstehen, in denen die Betroffenen sowohl handelnde Subjekte sind als auch von den äußeren Verhältnissen beeinflusst und beschränkt werden, spielt als neuntes Kriterium die *subjektive Bewertung* der Migranten selbst über ihre Beziehungen eine entscheidende Rolle. So ist das Gefühl der Einsamkeit und der Isolation ein Indikator für Ausgrenzung in der sozialen Dimension, auch wenn der Betreffende über einige Kontakte verfügt. Auf der anderen Seite kann ein kleines, geschrumpftes Netzwerk nicht als Ausgrenzung gewertet werden, wenn der Befragte mit seinen sozialen Kontakten voll und ganz zufrieden ist und die Eigenschaften seines Netzwerks Resultat einer bewussten Entscheidung sind. Allerdings ist die subjektive Zufriedenheit mit den eigenen sozialen Kontakten ein besonders sensibler Bereich: Wer will schon gerne anderen gegenüber zugeben, dass er sich einsam fühlt (Diekmann 1995: 382). Wenn also Unzufriedenheit mit den sozialen Beziehungen genannt wird, dann ist dies ein deutliches Zeichen für Ausgrenzung in der sozialen Dimension.

Der Prozesscharakter von Integration und Ausgrenzung erfordert, dass nicht nur der Zustand, sondern vor allem die Entwicklung der sozialen Netzwerkbeziehungen betrachtet wird. Erst wenn nicht nur der Zustand, sondern auch die Entwicklung, die zu diesem Zustand geführt hat, betrachtet wird, kann unterschieden werden, ob hinsichtlich der sozialen Dimension von Integration oder von Ausgrenzung zu sprechen ist. Die Entwicklungen in den Kategorien Größe, Intensität, Zusammensetzung, Leistungsfähigkeit und subjektive Bewertung geben Aufschluss darüber, wie sich das soziale Kapital und die emotionalen Unterstützungsleistungen im Zeitverlauf verändert haben und inwiefern diese Veränderungen auf Integrations- oder Ausgrenzungsprozesse hindeuten.

Diese Vielzahl an Kriterien eignet sich für eine differenzierte Beschreibung der Netzwerke. Wenn aber alle Kriterien herangezogen werden, wird die Typenbildung äußerst kompliziert. Wir haben die beiden Kriterien der Typenbildung zugrunde gelegt, die das Sample am stärksten splittet: Die ethnische Zusammensetzung der Netze und die Quellen, aus denen die Netzwerke über die Familie hinaus entstanden sind. Die übrigen Kriterien dienen zur Beschreibung der Netze und zur Einschätzung von Integration und Ausgrenzung aller interviewten Migranten in der sozialen Dimension, werden aber nicht für die Unterteilung der im Folgenden beschriebenen Netzwerktypen herangezogen.

Insgesamt ergibt sich hinsichtlich der sozialen Netze bei den Migranten ein recht homogenes Bild. Diese Homogenität betrifft insbesondere drei der aufgeführten Kriterien: Die Familie als Zentrum der Netze, die soziale Homogenität und als dritte Gemeinsamkeit die Lokalität. Diese Gemeinsamkeiten werden dargestellt, bevor im dritten Abschnitt auf die unterschiedlichen Typen von Netzwerken eingegangen wird. Nach den Kriterien der ethnischen Zusammensetzung und der Quelle der Kontakte ergeben sich drei Netzwerktypen: das familiäre Netz, das um türkische Freunde und Bekannte erweiterte familiäre Netz und als letzter Netzwerktyp das familiäre Netz, das neben türkischen auch Netzwerkpersonen anderer Nationalitäten beinhaltet.

## **2 Familienzentriertheit, soziale Homogenität und Lokalität: Gemeinsamkeiten der Netzwerke**

### *Familienzentriertheit*

Die herausragende Gemeinsamkeit aller befragten Migranten und Migrantinnen ist die Familienzentriertheit ihrer Netze. Mit wenigen Ausnahmen haben die familiären Bindungen für die Migranten eine überragende Bedeutung. Während in der Schul- und Ausbildungsphase noch einige außerfamiliäre und interethnische Kontakte bestanden, nimmt die Anzahl der Kontakte nach der Heirat und dem ersten Kind ab: *„Wenn Du auch noch Kinder hast, dann ist es noch schwieriger und deswegen bricht immer das Kontakt, (...) dann wird das immer weniger dadurch“* (Ayşe O.) oder, wie es Aziz O. beschreibt: *„Manche haben auch Familie, wie ich hat sich jeder in seine eigene Wohnung zurückgezogen.“* Die Familiengründung als Ursache für den Verlust von Kontakten hat auch deshalb einen so großen Einfluss auf die Netzwerkstrukturen, weil die Migranten sehr früh heiraten und der Prozess des Schrumpfens der Netze somit bereits meist im Alter von Anfang Zwanzig einsetzt.

Bei der überwiegenden Mehrheit (35) der Befragten besteht das soziale Netzwerk hauptsächlich aus familiären Kontakten. Dabei handelt es sich in vielen Fällen nicht nur um die Mitglieder der Kernfamilie, angeheiratete Familienangehörige wie die Ehepartner der Geschwister spielen ebenfalls eine relevante Rolle. Wenn außerfamiliäre Kontakte bestehen, sind sie hinsichtlich der Häufigkeit der Kontakte weniger intensiv als die familiären Kontakte. Nur in wenigen Fällen werden außerfamiliäre Kontakte über einen längeren Zeitraum hinweg aufrechterhalten.

Die familiären Kontakte sind nicht nur intensiver als die außerfamiliären, sie sind auch die stabilsten und werden auch als verlässlicher dargestellt: *„N paar Freundinnen, eine Jugoslawin und ´ne Deutsche, hab´ ich ´ne Postkarte geschickt, ich hab´ Handy Nachricht geschickt, aber kam kein Antwort. Nach ´ner Zeit hat man keine Lust mehr“* (Sibel P.). Während einige den Verlust der Kontakte zu ehemaligen Freunden mit Familiengründung oder intensiver Berufstätigkeit erklären, führen es andere auf ökonomische Unterschiede zurück: *„Die geheiratet haben und richtig Kohle verdient haben, die haben sich (...) bei mir, auch von anderen Freunden, haben die sich abgesetzt, haben die sich ´ne Mauer gemacht“* (Veli I.).

Die Familie ist für die Befragten Grundlage ihres sozialen Kapitals, da sie eine verlässliche Anlaufstation in finanziellen Notlagen und im Alltag ist. So können sie sich oftmals Geld von der Familie leihen oder aber nach der Heirat zunächst bei ihren Eltern wohnen, bis sie sich eine eigene Wohnung leisten können. Bei der Betreuung der Kinder ist das familiäre Netzwerk ebenfalls eine wichtige Ressource dar: *„Wir fragen natürlich erst die Geschwister (...), brauchen wir sowieso niemand anderen zu fragen, wir helfen uns gegenseitig“* (Şenay F.). Die familiären Bindungen erfüllen auch wichtige emotionale Bedürfnisse: *„Wenn wir uns eine Woche nicht sehen ist das schon schlimm“* (Jale V.). Aber während einige mit den Ressourcen, die ihnen ihr familiäres Netz zur Verfügung stellt, zufrieden sind, finden sich unter den Befragten auch Beispiele, die darauf hindeuten, dass die familiären Kontakte nicht ausreichend sind: *„Meine Probleme niemandem erzählen können, das [ist] sehr schlecht“* (Mualla R.). Insbesondere während der Schulausbildung fühlte sich ein nicht unerheblicher Teil der Migranten von ihren Eltern nicht ausreichend unterstützt, zum Teil wird dies auch auf die begrenzten sprachlichen Kapazitäten der Eltern zurückgeführt (vgl. Kap. V.4.3).

Die Reduktion der sozialen Kontakte nach der Phase der Familiengründung und die Konzentration auf familiäre Kontakte ist ein Prozess, der sich auch bei deutschen Familien der Unterschicht beobachten lässt (Nave-Herz 1984). Aber anders als bei deutschen Familien geht die Familienzentriertheit bei Migranten mit einer zusätzlichen Einschränkung ihrer sozialen Ressourcen einher, da sich die Herkunftsfamilie durch die Migration auf wenige Personen beschränkt: Eltern, Geschwister, Ehepartner der Geschwister. Darüber hinaus verfügen türkische Familien aufgrund ihrer Schichtzugehörigkeit nur über geringes soziales Kapital; sie haben wenige Kontakte zu Brückenköpfen in andere Netze oder gar zu Gatekeepern des Arbeits- und Wohnungsmarktes. Neben diesen Aspekten der Familienzent-

riertheit wirkt sich der familiäre Einfluss zum Teil gravierend auf die Arbeitsmarktkarriere der zweiten Generation aus (vgl. Kap. V.4.3).

Es gibt im gesamten Sample lediglich vier Fälle, bei denen familiäre Kontakte in der sozialen Dimension keine Rolle spielen bzw. nicht existieren. Aber bei diesen Ausnahmefällen ist das nicht Folge eines geglückten Emanzipationsprozesses, in dem man sich von dem Einfluss der Eltern oder Geschwister befreit hat, sondern das Resultat gescheiterter Beziehungen oder großer räumlicher Entfernungen. So haben Emine F., Perihan C. und Selcuk Z. die Kontakte zu ihren Eltern aufgrund von gravierenden Problemen aufgeben müssen. Inci C. sieht ihre Mutter wegen der räumlichen Entfernung selten, ihr Vater ist verstorben und sie hat keine Geschwister. In diesen Fällen sind die Migranten gezwungen, die fehlenden familiären Kontakte und Unterstützungsleistungen durch außerfamiliäre zu kompensieren. Bis auf Perihan C. gelingt ihnen das auch. Perihan C. hatte zum Zeitpunkt des Interviews lediglich einen Freund, bei dem sie unterkommen konnte und der sie emotional auch stützte (vgl. Kap. IV.4.3.2), darüber hinaus hatte sie keine engen Kontakte. Sie ist die Einzige, bei der in der sozialen Dimension von Ausgrenzung zu sprechen ist. Ihr Fall verdeutlicht die Risiken sozialer Isolation und Armut, wenn weggefallene familiäre Bindungen nicht durch andere Bindungen ersetzt werden können.

### *Soziale Homogenität*

Die soziale Struktur der Netzwerke ist die zweite Gemeinsamkeit des Samples: Mit Ausnahme von zwei Migrantinnen sind die Netzwerke der Befragten sozial homogen, das heißt sie beschränken sich im wesentlichen auf Kontakte zu Personen mit gleichem sozioökonomischen Status und Qualifikationsniveau. Während die Berufstätigen hauptsächlich Kontakte zu anderen Berufstätigen haben, haben Arbeitslose häufiger Kontakt zu anderen Arbeitslosen.

Die soziale Homogenität der Netzwerke der Migranten lässt sich mit dem Ursprung ihrer Kontakte begründen: die Kontakte sind entweder familiär – und somit per se sozial homogen, da sowohl die Kernfamilie als auch das Verwandtschaftsnetzwerk von Personen in seltenen Fällen nicht derselben sozialen Schicht angehören – oder es sind aufrechterhaltene Schulkontakte. In einigen Fällen kommen noch Kontakte aus Arbeit oder Ausbildung hinzu. Die Schule ist eine Haupt-, maximal eine Realschule gewesen, und bei der Arbeit entstehen eher persönliche Kontakte zu Personen in derselben Position.

### *Lokalität*

Bis auf fünf Frauen und drei Männer sind die Netzwerke aller Befragten lokal zentriert. Die meisten Migranten haben auch ihre außerfamiliären Netze im Stadtteil aufgebaut. Neben der räumlichen Nähe zur Herkunftsfamilie, die eine besondere Rolle spielt, ist den Migranten auch die Nähe zu Freunden sehr wichtig: *„Wegen diese Freunde schon, lebe ich hier sehr gerne. [...] Wo ich jetzt sage, Du bleibst jetzt hier wohnen, weil ich finde Freunde sind mir wichtiger als eine Umgebung“* (Dilek E.). In vielen Fällen wird für die räumliche Nähe zur Familie und Freunden sogar eine nicht so gute Wohnung oder ein ungeliebter Stadtteil in Kauf genommen (vgl. Kap. IV.4).

Kontakte außerhalb des Stadtteils werden aufgrund dieser Distanzempfindlichkeit seltener aufrechterhalten, da die Pflege solcher Beziehungen mit mehr Aufwand und Planung verbunden ist. Selbst ein Befragter, dessen Freunde in seinem alten Stadtteil geblieben sind, aus dem er weggezogen ist, und der beteuert, die Entfernungen seien mit dem Auto nicht der Rede wert, sieht als Voraussetzung für den Bestand vieler Kontakte, dass diese Personen nicht aus dem alten Stadtteil wegziehen dürften.

## **3 Netzwerktypen: Familie plus X**

Neben diesen weit reichenden Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die Netzwerke vor allem im Grad ihrer Familienzentriertheit und in ihrer ethnischen Zusammensetzung. In diesem Abschnitt werden die Eigenschaften und Ressourcen der drei Netzwerktypen – das familiäre Netz, das um türkische Freunde und Bekannte erweiterte Familiennetz und das familiäre, ethnisch heterogene Netz – dargestellt, und es wird eine Einschätzung vorgenommen, ob die jeweiligen Netzwerktypen Resultate eines Integrations- oder eines Ausgrenzungsprozesses sind.

### **3.1 Das familiäre Netz** *„Man braucht ja eigentlich, wenn man so große Familie hat, [...] keine Freunde“* (Derya M.)

Die überwiegende Mehrheit (35) der Befragten hat ein rein familiales Netz. Bei diesem Netzwerktyp besteht das soziale Netz nahezu ausschließlich aus familiären Nahbeziehungen und Kontakten zu Verwandten. Außerfamiliäre und interethnische Kontakte zu Deutschen und anderen Nationalitäten bestanden lediglich während der Schul- und Ausbil-

dungszeit und sind spätestens mit der Familiengründungsphase abgebrochen. Das Netz ist somit auf die familiären Kontakte geschrumpft. Das familienzentrierte Netz kann von sehr unterschiedlicher Größe sein: Während es bei einigen ausschließlich aus der Kernfamilie besteht, ist bei anderen die Kernfamilie um angeheiratete Familienangehörige wie die Ehepartner der Geschwister oder um die Geschwister der Eltern und deren Kinder erweitert.

Die familiären Kontakte sind sehr intensiv und beständig. Sowohl bei ökonomischen Notlagen als auch bei alltäglichen Bedürfnissen sind Familienangehörige behilflich. Außerhalb der Familie haben die Migranten kein soziales Kapital. Emotionale Unterstützung wird ebenfalls bei der Familie gesucht.

Die Migranten dieses Netzwerktypes heiraten sehr früh (die Männer mit durchschnittlich 22 Jahren, die Frauen mit durchschnittlich 19 Jahren), in vielen Fällen handelt es sich bei den Ehepartnern um einen Verwandten aus der Türkei. Dies verstärkt die Familienzentriertheit, da neue außerfamiliäre Kontakte in Deutschland nicht hinzukommen.

Insgesamt ist dieser Netzwerktyp in der sozialen Dimension aus drei Gründen als prekär zu bewerten: Erstens schrumpft es im Zeitverlauf, weil alte Kontakte aus der Schul- und Ausbildungszeit wegfallen, zweitens kommen – abgesehen von der Heirat – kaum neue aus Arbeit, Nachbarschaft und Freizeitaktivitäten hinzu. Wenn Netzwerkpersonen wegfallen, zum Beispiel weil die Eltern der Migranten im Rentenalter remigrieren, werden zum Teil große Löcher in die Netze gerissen: *„Damals gab es auch niemanden, der auf das Kind aufgepasst hat, [...] ich hab´ vier Stunden gearbeitet [...] als keiner drauf aufpassen konnte, meine Mutter hat aufgepasst, und meine Eltern sind immer alle sechs Monate hin und her in die Türkei, als es so war, musste ich sie in die Türkei schicken“* (Rabia D.). Drittens bietet das familiäre Netzwerk durch die geringe Größe und durch die ethnische und soziale Homogenität nur sehr eingeschränkte Ressourcen. Je größer das familiale Netz ist, desto positiver fällt die subjektive Bewertung der Migranten über ihr Netzwerk und dessen Entwicklung in den letzten Jahren aus.

### **Ein Sonderfall für den familialen Netzwerktypen: *Das ethnische Dorf***

Sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der Wissenschaft wird oft das Bild des Migrantennetzwerks gezeichnet, das eine ethnische Community bildet und sich durch Größe, Transnationalität und auch durch Clanstrukturen auszeichnet (Heitmeyer 1998). Diesen Typ von Netzwerken haben wir lediglich bei zwei Befragten gefunden.

Das Beispiel Çiğdem B.: „*Fast unser ganzes Dorf ist hier.*“

Çiğdem B. kommt als Kind mit ihren Eltern nach Linden-Nord, wo auch schon ein Teil ihrer Verwandtschaft lebt: „*Als ich kam waren schon viele von uns hier.*“ Durch Kettenmigration migrieren im Laufe der Zeit immer mehr ihrer Verwandten nach Deutschland und lassen sich ebenfalls in Linden nieder: „*Weil wir auch hauptsächlich noch im Kreis heiraten.*“ Auch ihre eigene Heirat wird von ihren Eltern arrangiert und ist Teil dieser Migrationsstrategie, weil sie auch einen Verwandten aus ihrem Dorf heiratet. Ihr Netz besteht überwiegend aus Verwandten und ehemaligen Dorfbewohnern: „*Fast unser ganzes Dorf ist hier.*“ Zu ihren Verwandten hat sie regen Kontakt, so gibt es einen Verein, in dem sie sich mit ihrer Verwandtschaft einmal wöchentlich trifft: „*Wir haben hier auch einen Verein. Wir sind echt sehr viele.*“ Die Anzahl der Gäste bei Hochzeiten ist dementsprechend hoch: „*Wenn hier eine Hochzeit ist, sind über 1000 Leute, fast nur Verwandte.*“ Die größte Intensität besteht allerdings zu ihrem Mann und den Kindern, ihren Eltern, ihren fünf Geschwistern und deren Ehepartnern. Ihr Netzwerk ist dementsprechend ein ethnisch homogenes; mit Arbeitskolleginnen trifft sie sich eher sporadisch: „*Ich brauch' das nicht, sagen wir mal. Dann ist es zuviel!*“ Wie bei den meisten Migranten, die ein ethnisch homogenes Netzwerk haben, ist Çiğdem's Netz auch sozial homogen und beinhaltet keine Gatekeeper und auch kaum Brückenpersonen in andere ressourcenreiche Netzwerke. Sie ist die einzige unter den vier Schwestern, die eine Ausbildung gemacht hat. Zugang zu Jobmöglichkeiten oder Ausbildungsplätzen hat Çiğdem über ihr Netz nicht bekommen. Allerdings haben ihre Eltern sie während ihrer Ausbildung unterstützt und durch ihre große Verwandtschaft mangelt es ihr nicht an Kinderbetreuungsmöglichkeiten: „*Ich kann jederzeit anrufen und sagen: „Babysitting da und Babysitting dort, Kindergarten abholen und so. Es klappt wunderbar.“*“

Obwohl Freundschaften, die in der Schule oder während ihrer Ausbildung geschlossen wurden, nicht mehr aufrecht erhalten werden konnten, hat sich Çiğdem's Netzwerk im Stadtteil im Laufe der Jahre vergrößert, da die Kettenmigration aus dem Dorf in der Türkei nicht abbricht und so immer wieder neue Verwandte und Bekannte aus der Türkei nach Linden-Nord kommen.

Ein im Zeitverlauf sich erweiterndes Netz: Çiğdem hat in der sozialen Dimension eine Integrationskarriere. Allerdings bildet die Quelle ihrer Netzwerkbeziehungen nicht die Aufnahmegesellschaft, sondern ihre Verwandtschaft und ihr Heimatdorf.



### 3.2 Das ethnisch homogene, erweiterte Familiennetz „Der sicherste Punkt ist natürlich die Familie ne, aber ich hab´ natürlich auch Freunde, die sag` ich mal fast wie die Familie sind“(Remzi U.).

Neben den sich ausschließlich auf die Familie konzentrierenden sozialen Netzen haben 14 der befragten Migranten außer den Familienbeziehungen auch regelmäßige und intensive Kontakte zu Freunden und Bekannten. Diese bilden einen zweiten, wenn auch etwas weniger wichtigen Schwerpunkt in den sozialen Beziehungen. Bei sechs der 14 Migranten besteht dieser zweite Schwerpunkt des Netzes aus Personen türkischer Herkunft, diese sechs bilden die empirische Grundlage für den zweiten Netzwerktyp.

Während die Migranten mit einem rein familialen Netz ihre Kontakte nach der Schulzeit größtenteils verloren haben, konnten die Migranten mit einem erweiterten Netz zumindest einen Teil ihrer Freundschaften aus der Schul- und Jugendphase aufrecht erhalten. Bei der Pflege ihres Netzwerks ist die räumliche Nähe von Freunden und Bekannten von Vorteil; solange die Freunde oder sie selbst nicht wegziehen, fällt es diesen Migranten nicht schwer, die Freunde nicht aus den Augen zu verlieren.

Im Gegensatz zu den meisten Migranten gehen Heirat und Familiengründung bei den Migranten des zweiten Typs nicht mit einer drastischen Schrumpfung der Netze einher. Einigen gelingt es, neue Kontakte zu knüpfen. Arbeit, Nachbarschaft, bei Männern das türkische Café und bei Frauen der Spielplatz werden als Gelegenheiten, neue Kontakte zu knüpfen, genutzt.

Die sozialen Netze der Migranten des zweiten Typs haben ein über einen längeren Zeitraum stabiles Netz, das sich in einigen Fällen sogar erweitert hat. Die Freundschaften und Bekanntschaften bestehen dabei vor allem zu Personen derselben ethnischen Herkunft, wichtige Beziehungen zu Deutschen gibt es nicht. Zwar haben einige wenige Migranten in der Schulzeit auch deutsche Freunde gehabt, aber diese Kontakte sind nach der Schulzeit verloren gegangen. Die ethnische Homogenität ist zum überwiegenden Teil gewollt und in allen Fällen akzeptiert; der Wunsch nach Kontakten zu Deutschen besteht nicht. Bei Frauen ist die ethnische Homogenität auch eine Reaktion auf die Erkenntnis, mit den deutschen Freundinnen nicht ‚mithalten‘ zu können, da sie nicht dieselben Freiheiten haben. So berichtet Semiha K. von der Freundschaft zu einer deutschen Kollegin, die scheitert, weil Semiha einer strengeren familialen Kontrolle unterlag: „*Mit der haben wir uns gut verstanden, aber halt [...] mit abends weggehen ne, das war dann eher bei mir Tabu ne, ging nicht, und [...] dann hat sie gesagt, oh Mann du darfst ja gar nichts.*“

Trotz der generellen Relevanz von Freunden und Bekannten steht die Familie im Mittelpunkt des Netzes: So verlässt sich Ali G. ganz selbstverständlich auf die Hilfe seiner Familie, wenn seine Frau das zweite Kind bekommt: *„Das kriegen wir schon hin. Dafür sind ja die Eltern da.“* Ebenso wie beim ersten Typ gibt es aber für den Fall, dass die Eltern in der Kinderbetreuung ausfallen, kaum Ersatz: *„Wenn meine Eltern da sind, dann unternehmen wir schon mehr. Weil passen ja auf die Tochter auf [...] wenn die nicht da sind, dann klappt das nicht immer so“* (Semiha K.). Bestimmte Aufgaben werden somit nur vom Familiennetz übernommen und deren Wegfall kann durch Freundschafts- oder Bekanntschaftsnetze nicht kompensiert werden.

Eine Bereicherung ist das Freundschafts- und Bekanntschaftsnetzwerk aber vor allem im Bezug auf das soziale Kapital, durch das Kontakte zum Arbeitsmarkt erleichtert werden. Zwar ist das Netz nicht nur ethnisch, sondern auch sozial homogen, aber es bietet im Vergleich zu den ausschließlich familienzentrierten Netzwerken relativ viel Ressourcen, was den Arbeitsmarkt betrifft: Den entscheidenden Tipp, der letztlich zu einem Arbeitsplatz geführt hat, hat Alpay G. immer von seinen Freunden gekriegt, und Sinan Y. kann sogar einige Jahre lang bei einem befreundeten selbständigen Handwerker schwarz arbeiten. Im letzteren Fall kann das Netz nicht nur Kontakt zu Gatekeepern herstellen, sondern dieser gehört zu den direkten Netzwerkmitgliedern.

Bei persönlichen Problemen spielen Freunde ebenfalls eine wichtige Rolle: *„Also mit mein Familie red´ ich ungern mit mein persönliche Probleme, [...] also meine Familie möchte ich damit nicht belasten aber eben die Freunde, die ich habe, die verstehen mich auch dann“* (Dilek E.).

Die Kontakte zu den Freunden und Bekannten sind regelmäßig; die meisten treffen sich – sofern es die Familiensituation zulässt – etwa einmal in der Woche zuhause oder im Café. Bei manchen sind keine Verabredungen notwendig, weil man sich im türkischen Café ‚automatisch‘ trifft: *„Ich hab´ Freundeskreis von rund zwanzig engen Freunden [...] in dem Café [...] treffen wir uns da und ist egal, wann Du da hingehst, siehst Du einen von zwanzig“* (Remzi U.).

Das Zitat von Remzi U. macht deutlich, dass auch bei den Freundschaftsnetzwerken die Lokalität eine wichtige Voraussetzung für das Fortbestehen der Netzwerkbeziehungen ist. Die räumliche Nähe ermöglicht sowohl den Aufbau neuer Kontakte als auch die Pflege des vorhandenen Netzwerks.

Zusammenfassend verfügen die Migranten des zweiten Typs im Vergleich zu den Migranten mit einem ausschließlich familialen Netz über mehr soziales Kapital, was sich vor allem

bei der Suche nach einem Arbeitsplatz bemerkbar macht, und über eine vielfältigere emotionale Unterstützung. Im Gegensatz zu den familialen Netzwerken kann bei den Netzwerken des zweiten Typs von Integration in der sozialen Dimension gesprochen werden. Die Netze haben sich bis auf eine Ausnahme erweitert. Mit der Größe sind auch die Ressourcen gestiegen. Insgesamt zeigt sich diese Integration auch an der subjektiven Bewertung der Netzwerkbeziehungen: Die Migranten dieses Netzwerktyps sind mit ihren Beziehungen und deren Entwicklungen im Zeitverlauf zufrieden.

### **3.3 Das ethnisch heterogene, erweiterte Familiennetz** „*Es wäre auch langweilig, wenn es nur Türken wären*“ (Necla A.)

Acht Migranten haben ethnisch heterogene Netzwerkbeziehungen. Auch bei ihnen steht die Familie im Zentrum, aber sie haben außer türkischen noch Freunde anderer Nationalitäten.

Die Freundschaften stammen überwiegend aus Schul- und Arbeitskontexten, seltener werden die Nachbarschaft oder der Freundeskreis des Partners genannt. Im Gegensatz zu den Migranten mit einem ethnisch homogenen Freundeskreis haben sich die ethnisch heterogenen Netze im Zeitverlauf nicht vergrößert: Nur eine Migrantin gibt explizit an, dass sich ihr Freundeskreis in den letzten Jahren vergrößert habe. Die Migranten mit einem ethnisch heterogenen Netz bedauern teilweise den Verlust von Kontakten bspw. zu ehemaligen Schulkameraden.

Hinsichtlich der Größe sind die Netze recht einheitlich: Die meisten Migranten haben zwei bis drei enge Freunde und darüber hinaus eine größere Zahl von Bekannten, mit denen sie sich sporadisch treffen.

Die Migranten mit einem ethnisch heterogenen Netz betonen, dass Herkunft oder Nationalität für sie kein entscheidendes Kriterium bei der Wahl der Freundschaften seien.

Trotz dieser Einstellung sind die engsten Freunde überwiegend türkischer Herkunft. Deutsche befinden sich dagegen meist eher in der Peripherie der Netzwerken.

Es gibt Anzeichen, dass die Freundschaftsbeziehungen auch Unterstützungsleistungen erbringen, die sonst von den Familien erbracht werden: So haben deutsche Nachbarn über einen längeren Zeitraum am Nachmittag den Sohn von Erdal K. betreut, als er noch nicht ganztags in den Kindergarten gehen konnte. Und Necla A. hat sich von ihren Freundinnen schon mal eine größere Summe Geld geliehen: „*Musste ich Renovierungskosten bezahlen*

*über 2500 Mark [...] dann hab´ ich das gleich von meinen Freundinnen gekriegt, ohne irgendetwas zu sagen.“*

Nach theoretischen Überlegungen sind ethnisch heterogene soziale Netze ressourcenreicher als ethnisch homogene. Sie müssten höheres soziales Kapital bereitstellen und damit erleichterte Zugänge zum Arbeits- und Wohnungsmarkt. Die Netze der acht Migranten des dritten Netzwerktyps sind allerdings ebenso wie die anderen Netze sozial homogen. Die Frauen sind aufgrund ihrer Position als Hausfrau weniger auf die informelle Vermittlung von Jobs angewiesen. Von den drei Männern haben zwei von ihrem Netz und dessen sozialem Kapital profitiert. Erdal K. bekam seinen Job allerdings über einen „*Landsmann*“ und nicht über seine deutschen Kontakte. Gatekeeper finden sich im Netz nicht und auch Brückenköpfe in andere Netzwerke sind selten: Dementsprechend gering sind die Ressourcen, was die Zugänge zum Arbeitsmarkt angeht. Nur eine Migrantin berichtet davon, dass sie über ihre Freunde auch schon neue Freunde und Bekannte gefunden hat.

Somit ist ethnische Heterogenität nicht notwendig mit erhöhter Leistungsfähigkeit und besseren Ressourcen gleichzusetzen. Es kommt – wie bei den ethnisch homogenen Netzen auch – auf deren soziale Zusammensetzung und die Intensität der Kontakte an. Ein ethnisch homogenes Netz bietet unter Umständen sogar bessere Ressourcen als ein ethnisch heterogenes. Bei der Vermittlung von Informationen über Arbeitsmöglichkeiten haben sich die ethnisch homogenen Kontakte bei den von uns befragten Migranten als nützlicher als die ethnisch heterogenen erwiesen. Auch sind die Migranten mit einem ethnisch heterogenen Netzwerk nicht per se zufriedener mit ihren sozialen Beziehungen als die des zweiten Netzwerktyps. Zwei der acht Migranten beurteilen die Entwicklungen ihrer sozialen Kontakte negativ; in einem Fall gibt es Anzeichen dafür, dass die Kontakte zu Deutschen Folge von negativen Erfahrungen mit türkischen Freunden sind.

#### **4 Erklärungen für die Netzwerktypen**

In diesem Abschnitt werden die verschiedenen Gründe für die Eigenschaften der Netze diskutiert. Dabei gibt es sowohl Erklärungen, die auf alle befragten Migranten zutreffen – wie das Migrationsschicksal – als auch solche, die nur für einen bestimmten Netzwerktypen gelten. So trifft beispielsweise die kulturell begründete Distanz zu Deutschen als Begründung nur auf die ethnisch homogenen Netzwerktypen zu.

### *Schichtzugehörigkeit*

Der soziale Status der Befragten ist eine wichtige Erklärung für die Familienzentriertheit ihrer Netze. Angehörige der unteren sozialen Schichten weisen im Vergleich zu denen, die höheren sozialen Schichten angehören, einen stärkeren Kontakt zur Verwandtschaft auf und sehen in ihr oftmals „die letzte Rückfallposition auf der Suche nach materieller Unterstützung“ (Kronauer 2002: 170; vgl. auch Elias/Scotson 1990; Nave-Herz 1984). Diese Erklärung trifft auf fast alle der Befragten zu.

### *Migrationsschicksal*

Eine weitere Erklärung für die kleinen und homogenen Netzwerke der Migranten ist mit ihrer Migration verbunden: Im Zuge der Migration von der Türkei nach Deutschland haben sie Verwandte, Nachbarn und Freunde zurückgelassen. Meist blieb nur der engste Familienkern von Eltern, Geschwistern und Kindern. Zugleich haben die Eltern der zweiten Generation meist nur wenige Kontakte in Deutschland aufbauen können bzw. sich nicht intensiv um neue Kontakte bemüht, da sie ursprünglich nur für eine begrenzte Zeit in Deutschland leben wollten. Dies hat zur Folge, dass ihre Kinder überwiegend im kleinen Familienkreis aufgewachsen sind.

### *Familie als Unterstützungssystem*

Die türkischen Migranten stammen aus einer Gesellschaft, die über kein ausgebautes sozialstaatliches Sicherungssystem verfügt und somit alle Sozialleistungen und Absicherungen von den Familien getragen werden müssen. Für die erste Zuwanderergeneration spielten Verwandtschaftsbeziehungen in Deutschland eine enorme Rolle und waren für sie wichtige Ressourcen bei der Neuorientierung in einem fremden Land. Die Überzeugung von der Wichtigkeit des familiären Unterstützungssystems übernehmen die Migranten der zweiten Generation von ihren Eltern (Nauck /Kohlmann 1998: 216f.).

Hinzu kommt, dass die Befragten in Deutschland immer noch als Ausländer gelten und schon deshalb sich nicht selbstverständlich in Deutschland beheimatet fühlen können. Verstärkt wird dieses Gefühl besonders durch Diskriminierungserfahrungen. Also zieht man sich zurück auf das, was man mitgebracht hat: die Familie als die verlässliche ‚Heimat in der Fremde‘.

### *Heiratsverhalten*

Das Heiratsverhalten der Migranten hat maßgeblichen Einfluss auf die Eigenschaften ihres sozialen Netzes und verstärkt die Familienzentriertheit. 54 der befragten 55 Migranten waren zum Zeitpunkt des Interviews verheiratet, verlobt oder geschieden. Mit einer Ausnahme hatten alle von diesen 54 einen türkischen Partner. Nur ein Interviewter war mit einer Deutschen verheiratet, ist aber mittlerweile geschieden. Bei der überwiegenden Mehrheit der Migranten (zwei Drittel) ist der Ehepartner erst nach der Heirat nach Deutschland migriert. In mehr als der Hälfte aller transnationalen Ehen handelt es sich bei den Ehepartnern um einen direkten Verwandten des Befragten. Der hohe Anteil an transnationalen Ehen unseres Samples deckt sich mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen. So hat Straßburger (2003) in ihrer Untersuchung zum Heiratsverhalten der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft festgestellt, dass etwa 60 Prozent der zweiten Generation eine transnationale Ehe eingeht.

Die Partnerwahl erfolgt innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes, etwa während eines Urlaubs in der Türkei und wird vor der Abreise geplant. Die Eltern – vornehmlich die Mütter – fungieren hierbei in fast allen Fällen als Vermittler. *„Meine Mutter hat gesagt, hör zu, es wird langsam Zeit (lacht), dass Du heiratest [...] hab' ich sagt o.k., wenn Du die Passende findest. [...] Da hat man mitgekriegt, da ist ein Mädchen und so, die ist wohlerzogen und so, wollt' ihr die euch mal nicht angucken, haben wir gesagt gut machen wir 'nen Termin ab. Dann sind wir da hingegangen [...] meistens hat sie Tee serviert und ehm ich hab' dann halt erst mal nur durch das Aussehen beurteilen können, da hab' ich gesagt, nein oder ja zu meiner Mutter, mit Hand oder Augenzeichen, damit so die andern nichts besonders mitkriegen. Meistens war es dann auch nein, bis vor einer Woche, bevor wir wiederkommen sollten [...] das ist aber jetzt die Letzte, also meine Mutter hat gesagt, wenn Du da auch nein sagst, dann hab' ich kein Bock mehr, dann bleibst Du dann halt ledig. [...] Als wir dann da waren und ich sie gesehen hatte, hatte sie mir doch eigentlich ziemlich gut gefallen [...] ich hatte ihr auch gefallen, haben wir beide ja gesagt, waren wir da innerhalb einer Woche verheiratet“* (Ömer Ü.). Aber nicht in allen Fällen ist eine Verlobung in der Türkei geplant oder gewünscht, manchmal erfolgt sie auch spontan: *„Nichts Verlobung, gar nichts hab' ich mir vorgenommen damals, ich hab' auch geschworen, nein, das kommt nicht in die Tüte. Am letzten Tag ist es passiert, ich weiß es nicht, es ist ja auch mein Cousin“* (Derya M.).

Der Anteil der Zwangsehen unter den Eheschließungen ist schwer zu schätzen, in einigen Fällen deutet der bzw. meistens die Befragte an, dass die Ehe von den Eltern stark forciert

wurde. Insbesondere in den Fällen, in denen der Ehepartner beim Interview anwesend war, wurde nicht nach der Freiwilligkeit der Eheschließung gefragt.

In fünf Fällen ist es eindeutig (vier Frauen und ein Mann), dass die Migranten nicht aus freien Stücken geheiratet haben; viele Aussagen zeigen aber auch, dass diese Heiratsstrategie sich mit den Wünschen der befragten Migranten decken.

Für die sozialen Netzwerke der Migranten hat das Heiratsverhalten vor allem zwei Folgen: Erstens werden die Ressourcen des Netzwerkes belastet. Der Ehepartner aus der Türkei spricht kein Deutsch und hat in der Regel keine in Deutschland anerkannte Berufsausbildung. Hinzu kommt, dass nach den gegenwärtigen Ausländergesetzen die Ehepartner aus der Türkei erst nach zwei Jahren eine Arbeitserlaubnis erhalten und somit zunächst auch rein rechtlich nicht für den Familienunterhalt sorgen können. In vielen Belangen kann der Ehepartner deshalb keine Stütze sein, sondern oftmals eher eine Last: *„Gut, ich bin zwar verheiratet, aber was kann ich denn meinen Mann schon fragen, der hat ja überhaupt keine Ahnung von diesem Leben hier“* (Jale V.). Darüber hinaus transferiert er keine weiteren sozialen Kontakte und kein soziales Kapital, das bei der Wohnungs- und Arbeitssuche in Deutschland hilfreich sein könnte, wie etwa Kontakte zu Gatekeepern. Die Migranten der zweiten Generation heiraten somit jemanden, der dieselben schlechten Voraussetzungen zur Integration mitbringt wie ihre Eltern. Da sich die Bedingungen des Arbeitsmarktes seit den sechziger Jahren stark gewandelt haben, finden diese Männer und Frauen aber kaum Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt.

Zweitens wird die ethnische Homogenität des Netzwerkes durch eine Heirat mit einem Partner aus der Türkei gefestigt. Der Ehepartner und kann aufgrund der Sprachprobleme zunächst keine Kontakte zu Nichttürken aufbauen oder pflegen.

In unserem Sample zeigt sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Wahl des Ehepartners und dem Typ des Netzwerkes: Über ein Drittel der Migranten, die transnational geheiratet haben, haben ein familiales Netz. Dies ist ein Hinweis dafür, dass transnationale Ehen – hier insbesondere die Verwandtschaftsehen – die Familienzentriertheit der Netze verstärken.

Das Heiratsverhalten der Migranten ist eine wichtige Gemeinsamkeit des Samples und hat maßgeblichen Einfluss auf die Quantität und Qualität ihrer Netze. Den meisten ist vor der Ehe auch bewusst, dass eine Heirat mit einem Partner aus der Türkei aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse und der in Deutschland nicht anerkannten beruflichen Qualifikatio-

nen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Wie lässt sich dieses Heiratsverhalten der Migranten erklären?

Im wissenschaftlichen Diskurs lassen sich für das Heiratsverhalten der Migranten vier Erklärungen finden:

Nach der *Homogamiethese* streben Personen in ihrem Heiratsverhalten eine weitgehende Ähnlichkeit von Kultur, Einstellungen und Wertorientierungen an, da es die Interaktion und Koordination zwischen den Partnern erleichtere und für ein befriedigendes und dauerhaftes Zusammenleben förderlich sei (Klein/Lengerer 2001). Somit ist Partnerwahl höchst selektiv. Diese These kann für einige der von uns befragten Migranten bestätigt werden, so begründet eine Migrantin ihre Partnerwahl folgendermaßen: „*Unsere Kultur, [...] so, wie es bei uns ist, ist es ja bei Deutschen ganz anders und das hätte mich gestört bei Deutschen [...] die sind irgendwie ganz anders als türkische Männer*“ (Ayşe O.). Die Exogamierate, das heißt der Anteil interethnischer Eheschließungen einer Bevölkerungsgruppe, wird aber nicht nur von der Einstellung von Minderheiten beeinflusst. Sie ist auch das Resultat der Einstellung der Mehrheitsbevölkerung zu interethnischen Ehen. So wären nach einer repräsentativen Studie etwa 54 Prozent der westdeutschen Befragten und 58 Prozent der ostdeutschen Befragten nicht bereit, einen Türken als Familienmitglied zu akzeptieren (Straßburger 2003: 38).

Die zweite Erklärung für das Heiratsverhalten bezieht sich auf die *Gelegenheitsstrukturen* auf dem Heiratsmarkt und geht davon aus, dass das Ungleichgewicht in den Geschlechterproportionen die Partnersuche innerhalb der Migrantenbevölkerung erschwert. Bezogen auf unser Sample könnte mit dieser These das Heiratsverhalten der Männer erklärt werden. Der nationalitäteninterne Heiratsmarkt ist für türkische Männer begrenzt. Auf 100 unverheiratete Männer entfallen etwa 48 unverheiratete Frauen (15 Jahre und älter, vgl. Straßburger 2001). Dies erklärt aber nicht das Heiratsverhalten der Türcinnen, die – unter der Voraussetzung, dass sie nur eine intraethnische Heirat in Erwägung ziehen – trotz des Überschusses an türkischen Männern ihrer Generation in Deutschland Ehepartner aus der Türkei bevorzugen.

In einer dritten Erklärung werden *moralischen Interessen* bei der Partnerwahl genannt: So hielten Straßburger (ebd.) zufolge junge türkische Migrantinnen türkische Männer, die in der Türkei aufgewachsen sind, in moralischer Hinsicht für bessere Ehepartner. Hintergrund dieser Ansicht sei der Wunsch, eine Person zu heiraten, die in einer ‚kontrollierten Umgebung‘ aufgewachsen ist und nicht den verderblichen Einflüssen in Deutschland ausgesetzt war. Ähnlich argumentierten auch einige der von uns befragten Frauen, so begründet El-



mas H. ihre Heirat mit einem Türken aus der Türkei mit den folgenden Worten: „*Weil die türkischen Jungs die hier in Deutschland sind, die sind nicht so gut, ähm – wie soll ich das denn sagen – erzogen worden, na ja eigentlich schon, aber (P) die in der Türkei sind, die sind besser für mich.*“ Der Wunsch der Migrantinnen deckt sich mit den Interessen der ersten Generation, traditionelle Vorstellungen auch in der nächsten Generation aufrechtzuerhalten, weshalb sie ihren Kindern häufig die Partner und Partnerinnen aus der Türkei vermitteln.

Eine vierte Erklärung sind die *Interessen der Herkunftsfamilie* der türkischen Migranten. Nauck spricht in diesem Zusammenhang von „Tauschbeziehungen“ (Nauck 2001: 54) innerhalb der Herkunftsfamilie. Demnach könnte die hohe Zahl der Migranten in unserem Sample, die ihre Cousins bzw. Cousinen aus der Türkei geheiratet haben, eine Strategie der Herkunftsfamilie sein, den Verbleib des ökonomischen Kapitals innerhalb der Familie zu sichern. Zugleich kann damit die Hoffnung verbunden sein, dass die Risiken des Scheiterns einer Ehe unter Verwandten kleiner sind als unter Nicht-Verwandten. In einigen Fällen in denen die Migranten ihre Cousins bzw. Cousinen aus der Türkei geheiratet haben, finden sich Hinweise auf Transferleistungen in die Türkei. Die Ehepartner aus der Türkei verfügen in der Regel über wenig Kapital, das in der BRD verwertbar wäre (Qualifikation). Die Migranten aus Hannover verfügen dagegen über ein sehr wertvolles Kapital: die Einreiseerlaubnis für Ehepartner aus der Türkei. Diese Mitgift ist aber nur für in der Türkei Wohnende wertvoll. Demnach wäre die hohe Zahl der Migranten, die sich ihre Ehepartner aus der Türkei holen, daraus erklärbar, dass sie in der Türkei besonders attraktive Ehepartner sind. Und die Häufigkeit, mit der Cousinen resp. Cousins geheiratet werden, entspräche einer Strategie der Herkunftsfamilie, den Verbleib dieser Mitgift innerhalb der Familie zu sichern.

Nach der Darstellung der relevantesten Erklärungen für das Heiratsverhalten der Migranten geht es im Folgenden um weitere Erklärung für die Eigenschaften und Verläufe ihrer sozialen Netze.

### *Arbeitsmarktkarriere*

Aus internationalen Studien ist bekannt, dass die Integration auf dem Arbeitsmarkt eine große Bedeutung für die Quantität und soziale Zusammensetzung von Nahbeziehungen hat (Kronauer 2002). Es bestehen deutliche Unterschiede zwischen den sozialen Netzwerken von Arbeitslosen und Erwerbstätigen: „Mit dem Grad und der Art der Einbindung in das Erwerbssystem verändern sich die Reichweite und soziale Zusammensetzung sozialer

Beziehungen“ (ebd.: 169). Arbeitslose haben kleinere und leistungsschwächere Netzwerke als Erwerbstätige und besonders hoch ist das Risiko von „Beziehungsarmut“ bei Langzeitarbeitslosen (ebd.). Bei den befragten Migranten und hier insbesondere bei den Männern zeigt sich eine deutliche Beziehung zwischen Arbeitsmarktkarriere und der Entwicklung der sozialen Netze: Gerade die Migranten mit einer Ausgrenzungskarriere auf dem Arbeitsmarkt, sind diejenigen, die von einer negativen Veränderung ihrer sozialen Beziehungen berichten: *„Mein Freundeskreis, als ich gearbeitet habe, war er noch größer, man lernt mehr Menschen kennen und ist mehr in der Öffentlichkeit drin. Aber wenn man nicht arbeitet, arbeiten deine Freunde, du kannst sie nicht so oft sehen“*, beschreibt Cemil T. diesen Prozess. In den Vermutungen über die Gründe für diese Veränderungen kommen die Migranten aber auch auf Status- und ökonomische Unterschiede zu sprechen: *„Wenn Du kein Geld hast, hast Du auch keine Freunde“* bringt Erdem S. seine Verbitterung auf den Punkt, und Ismail M. sagt fast wortwörtlich dasselbe: *„Wer hat Geld hat Freunde, wer mal untergeht ne, dann [...] guckt, Mensch ist keiner mehr da.“* Alle Männer mit Ausgrenzungskarrieren auf dem Arbeitsmarkt haben ebenfalls in der Dimension der sozialen Netze Erfahrungen von Zurückweisung von außen oder ‚freiwilligem‘ Rückzug gemacht.

Neben dem Verlust von sozialen Kontakten sind Homogenisierungsprozesse in den Nahbeziehungen ein weiterer Effekt von ökonomischer Ausgrenzung, das heißt Arbeitslose haben häufiger Kontakt zu Arbeitslosen und seltener zu Erwerbstätigen. Dieser Homogenisierungseffekt trägt zu einer weiteren Schwächung des sozialen Kapitals der Netze bei, denn Arbeitslose haben einander wenig soziales Kapital zu bieten.

### *Distanz zu Deutschen*

Die ethnische Homogenität der sozialen Netze der ersten beiden Netzwerktypen ist oftmals auf eine kulturell begründete Distanz zu Deutschen zurückzuführen. Bei den acht Migranten mit einem ethnisch heterogenen Netzwerk ist – wie zu erwarten – keine kulturell begründete Distanz zu Deutschen festzustellen.

Die Befragten reproduzieren die klassischen Stereotypen über die gefühllosen, autoritären und kalten Deutschen: *„Unsere Kultur ist anders, deren Kultur ist anders. Wenn wir das vergleichen, dann denkt ein Deutscher anders, ich denke anders, das passt nicht [...] ein Deutscher ist rücksichtslos, auch wenn sein Nachbar hungert, interessiert ihn das nicht. Bei uns ist das nicht so. Was bei uns ins Haus kommt, bekommt auch der Nachbar“* (Osman U.). *„Ich verstehe sehr viel unter Freundschaft, also äh bei Türken sag` ich mal, ist so. Freundschaft ist, wenn das in echt Freundschaft ist, es kann niemand kaputt machen, kriegt keiner ka-*

*putt“ (Ali G.). Aber auch andere Lebensgewohnheiten und ein anderes Verständnis von Freizeitgestaltung wird als Erklärung dafür genannt, lieber mit Türken seine Zeit zu verbringen: „Natürlich kenn´ ich deutsche Leute, aber mit den, ich sag´ mal, wir können uns nicht auf einem Level bringen [...] Und ich sag´ mal, wenn die dann einen Trinken gehen, erstens von der Religion her und so stört mich das, nicht das sie trinken, aber dass ich dabei bin, ich kann nicht ganzen Tag nur Cola trinken oder Orangensaft trinken, wenn die sich da einen runterkippen, das passt irgendwie nicht. Und dann hast Du natürlich die Schnauze voll, wenn sie alle voll sind und Du bist als einziger nüchtern unter denen“ (Remzi U.).*

Gleichzeitig können aber nur wenige wie Remzi U. über eigene negative Erfahrungen mit Nahbeziehungen zu Deutschen berichten, so dass angenommen werden kann, dass sie stereotype Vorstellungen über die Deutschen überwiegend von ihrem engeren Umfeld übernommen haben wie etwa von den Eltern, die überwiegend eine ausgeprägte kulturelle Distanz zu Deutschen haben. Die ethnische Homogenität ist bei vielen der befragten Migranten also gewollt oder sie wird zumindest ex post so dargestellt. Oft aber gehören gerade die interethnischen Kontakte zu denen, die im Laufe der Zeit verloren gehen, weil die gemeinsamen Anlässe, bei denen man sich früher getroffen hat, nicht mehr bestehen. Wenige Migranten bedauern es, keine Kontakte zu Deutschen zu haben: *„Ich finde es traurig, in Deutschland zu leben, aber kein Kontakt, überhaupt kein Kontakt mit Deutschen zu haben“*(Gülçin L.).

Die soziale Distanz der türkischen Migranten gegenüber Deutschen spiegelt die soziale Distanz der Deutschen gegenüber Türken. Nimmt man die Akzeptanz von Türken als Familienmitglied als Gradmesser für die soziale Distanz der Deutschen gegenüber Türken, zeigt sich, dass über die Hälfte der deutschen Befragten eine hohe soziale Distanz zu Türken aufweisen (Straßburger 2003). Für eine relativ hohe soziale Distanz deutscher Jugendlicher gegenüber türkischen Jugendlichen sprechen auch die Ergebnisse einer Panel-Befragung: Demnach haben 69 Prozent der befragten deutschen Jugendlichen keinen Kontakt mit türkischen Jugendlichen und akzeptieren eher Aussiedlerjugendliche als türkische Jugendliche (Brüß 2001: 11, 30).

### *Quartierstypen*

Auch der Stadtteil, in dem die Migranten leben, hat einen Einfluss auf Größe und Zusammensetzung der sozialen Netze (vgl. Kap. IV.5.2). Da die Netzwerke der Migranten lokal sehr zentriert sind, kann der Stadtteil eine wichtige Quelle für neue Kontakte sein, so dass

die soziale Struktur im Stadtteil an Relevanz gewinnt. Für lokal zentrierte Netze ist es von Vorteil, wenn die nähere Umgebung Gelegenheitsstrukturen bietet, die Treffen mit Freunden und die Pflege von Freundschaften erleichtern. Sowohl in der Sozialstruktur als auch hinsichtlich der Gelegenheitsstrukturen unterscheiden sich die Quartiere Linden-Nord und Vahrenheide-Ost sehr stark: Vahrenheide-Ost als monofunktionale Großsiedlung bietet kaum Infrastruktur, die als Treffpunkte dienen könnten und auch die soziale Struktur, die von Benachteiligung geprägt ist, bietet kaum Chancen, das eigene soziale Kapital zu verbessern. In Linden-Nord dagegen gibt es sowohl eine gemischte Bevölkerungsstruktur als auch Treffpunkte wie Cafés, Kneipen etc.: *„Solange Du in Linden wohnst und die, die Du kennst oder früher gekannt hast, die kannst Du nicht vergessen, die siehst Du immer wieder, wenn die nicht weggezogen sind. Aber, neue kennen lernen, das kannst Du auch immer machen.“* So beschreibt Ali G. die Möglichkeiten, die ihm der Stadtteil bietet. Die Lindener haben häufiger soziale Netze, die sich nicht ausschließlich auf die Familie konzentrieren, sondern auch Freunde und Bekannte beinhalten. Von den 14 Migranten, deren Netz sich nicht nur auf die Familie konzentriert, wohnen zehn in Linden-Nord. Diese Unterschiede in der Zusammensetzung der Netze zeigen sich auch bei der Integration auf dem Arbeitsmarkt: Die Lindener haben häufiger Jobs über ihr soziales Netz bekommen als die Vahrenheidener.

### *Charakter*

Migrationsschicksal, Familiensolidarität und –abhängigkeit, Schichtzugehörigkeit, Wohnort und kulturelle begründete Distanz sind plausible Erklärungen für das niedrige Niveau der Integration der Migranten in der sozialen Dimension. Trotzdem gibt es zwischen den einzelnen Befragten Unterschiede, die sich schlecht erklären lassen. Woran liegt es zum Beispiel, ob jemand seine Schulfreundschaften nach der Schule aufrechterhält oder ob er seine damaligen Freunde aus den Augen verliert? Der Wohnort, der berufliche Erfolg, die Ansprüche der Herkunftsfamilie erschweren oder begünstigen die Umstände, unter denen die Pflege von Freundschaften möglich ist, aber ob diese Möglichkeiten wahrgenommen werden, ist auch vom Charakter des Einzelnen abhängig. Auch wenn sich die Ausgangspositionen ähneln, wie es bei einigen Befragten der Fall ist, die als Arbeiter in der Industrie tätig sind, ihren Stadtteil bislang nicht verlassen haben, verheiratet sind und Kinder haben, so kann doch die Integration in der sozialen Dimension stark variieren. Kontaktfreudigkeit oder die Fähigkeit der Pflege von Freundschaften und Bekanntschaften sind nicht nur sozial bedingt.

## 5 Auswirkungen der Netzwerke auf die Wohn – und Arbeitskarrieren

Integration in der sozialen Dimension ist aus zwei Gründen für Individuen bedeutend: Erstens stellt ein starkes und stabiles soziales Netz eine *emotionale Stütze* dar und schützt vor sozialer Isolation, zweitens bietet es *soziales Kapital* für den Lebensalltag und für den Zugang zum Arbeitsmarkt- und Wohnungsmarkt.

Die meisten der Befragten haben kleine und familienzentrierte Netzwerke, die sowohl ethnisch als auch sozial homogen sind. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Typen bestehen lediglich darin, ob das eher familiäre Netz um türkische bzw. nicht-türkische Freunde erweitert ist. Welche Auswirkungen die Netzwerkeigenschaften der Migranten auf ihre Wohn- und Arbeitsmarktkarrieren haben, ist Thema dieses Abschnittes.

### *Auswirkungen auf die Integration in den Wohnungsmarkt*

Da die Netze der Migranten eine ausgeprägte Lokalität aufweisen, kommt vorzugsweise eine Wohnung in Frage kommt, die sich in fußläufiger Entfernung zur Familie befindet. Das schränkt die Wahlmöglichkeiten bei der Wohnungssuche stark ein. Hier zeigt sich abermals der ambivalente Einfluss der Familie. Einerseits sind die Migranten auf die Unterstützungsleistungen der Eltern und Geschwister angewiesen und profitieren in hohem Maße davon, andererseits hält es sie davon ab, eventuell in einen anderen Stadtteil zu ziehen, in dem die sozialen Verhältnisse besser sind. Dies trifft vor allem auf eine Gruppe von Migranten in Vahrenheide-Ost zu. Diese Gruppe ist unzufrieden mit den Bedingungen im Stadtteil und würde, wenn die Familie nicht wäre, sich sofort eine Wohnung in einem anderen Stadtteil suchen. Auch hier funktioniert die Familie sowohl als Netz – so können Migranten häufig auch nach der Heirat eine Weile bei den Eltern wohnen – als auch als Käfig, da sie die Migranten an einen Ort bindet, den sie unter anderen Umständen vielleicht nicht gewählt hätten (vgl. Kap. IV.4.3.3).

### *Auswirkungen auf die Integration in den Arbeitsmarkt*

Große Netzwerke mit intensiven Beziehungen der Netzwerkpersonen haben für den einzelnen einen hohen Konformitätsdruck – was im Fall der Arbeitslosigkeit bedeuten kann, dass sich arbeitslose Mitglieder verstärkt um einen Arbeitsplatz bemühen (Freitag 2000: 192). Je größer und leistungsfähiger die sozialen Netzwerke von Personen sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, über das soziale Netz Zugang zu einer Jobmöglichkeit zu bekommen, und desto geringer ist das Risiko der sozialen Ausgrenzung auf dem Arbeits-

markt. So können Arbeitssuchende Hinweise auf freie Stellen bekommen oder sich auf die Empfehlung ihrer Kontaktperson auf eine Stelle bewerben. Der Zugang zu einem Betrieb über eine Empfehlung erhöht die Chancen von Bewerbern, weil Arbeitgeber – wie unsere Gatekeeperinterviews zeigen – gerne über Empfehlungen einstellen.

Die Mehrheit der Befragten hat kaum Chancen, über ihr Netz Zugang zu qualifizierten Jobmöglichkeiten zu finden. Es finden sich aber auch folgenreiche Unterschiede zwischen den drei Netzwerktypen:

- Den Migranten des familialen Netzwerktyps stehen erstens nur *geringe Ressourcen* zur Verfügung und zweitens sind ihre *Optionen* durch den zum Teil restriktiven Einfluss der Familie *begrenzt*. Ihre Eltern verfügen in der Regel nur über geringes kulturelles Kapital, das sie an ihre Kinder weitergeben können, und sie können ihnen nur Zugang zu den Arbeitsmarktsegmenten verschaffen, in denen sie auch selber beschäftigt sind (dazu ausführlicher Kap. V.4.3). Der restriktive Einfluss zeigt sich darin, dass die Berufsausbildung der Migranten von den Eltern abgelehnt wird oder dass eine frühe Heirat forciert – wenn nicht erzwungen – wird.
- Die ethnische Homogenität des ersten und zweiten Netzwerktyps geht ebenfalls oftmals mit geringem sozialem Kapital einher. Andererseits verdeutlichen die Arbeitsmarktkarrieren des dritten Typs (Familie und ethnisch heterogener Freundeskreis), dass ein ethnisch heterogener Freundeskreis nicht zwingend zu einer Verbesserung der Chancen auf dem Arbeitsmarkt führt, sondern dass auch hier der Erwerbsstatus der Kontaktperson von entscheidender Bedeutung ist. So bieten die Netzwerke des zweiten Netzwerktypes für die Chancen auf dem Arbeitsmarkt insgesamt mehr Ressourcen.

## 6 Fazit

Fragt man nach den Konsequenzen der drei Typen von Netzwerken auf Integration resp. Ausgrenzung, so ergibt sich für die ersten beiden Typen ein eindeutiges Ergebnis:

Im ersten Typ sind die Netzwerke ausschließlich auf die Familie konzentriert und eher klein. Dafür sind die Verbindungen sehr stark. Sie leisten viel hinsichtlich der Organisation des Alltags und bieten emotionale Ressourcen. Hinsichtlich der Integration auf dem Arbeitsmarkt stellen sie aber kaum soziales Kapital zur Verfügung. Außerdem sind sie im Zeitverlauf geschrumpft, so dass hier zwar nicht unbedingt von Ausgrenzung gesprochen werden kann, aber von Integration auf niedrigem Niveau.

Die Netzwerke des zweiten Typs belegen dagegen einen sozialen Integrationsprozess: Zwar sind auch die Kontakte, die über das familiäre Netz hinausgehen, ethnisch homogen, aber das Netz hat sich im Laufe der Zeit erweitert oder ist zumindest stabil und es bietet Hilfen für die Integration auf dem Arbeitsmarkt. Dabei sind es vor allem die lockeren, verzweigten Netzwerkverbindungen, von denen die Migranten profitieren.

Die Netzwerke des dritten Typs, in denen sich neben Türken auch Deutsche und Angehörige anderer Nationalitäten als Freunde und Bekannte finden, ergeben dagegen kein einheitliches Bild. Nur in einem Fall ist das Netzwerk Ergebnis eines eindeutigen Integrationsprozesses. Bei den anderen handelt es sich um Netze kleiner oder mittlerer Größe. Auch die Ressourcen, die diese Netze zur Verfügung stellen, sind eingeschränkt. Dies betrifft vor allem den Bereich, für den die ethnische Heterogenität von Netzen als besonders ressourcenreich gilt: die Zugänge zum Arbeitsmarkt. Hier leisten die ethnisch homogenen Netzwerke der Migranten des zweiten Typs mehr.

Allerdings sind die ethnisch homogenen Netzwerkbeziehungen der Migranten des zweiten Netzwerktyps keineswegs sozial homogener als die des dritten Typs. Warum leisten dann die ethnisch homogenen Netzwerke mehr für die Integration auf dem Arbeitsmarkt? Unser Material legt drei Antworten nahe: Die ethnisch homogenen Netze sind erstens meist *größer* und *stabiler* als die ethnisch heterogenen, zweitens sind türkische Netzwerkpersonen in größerem Maße gewohnt, sich überwiegend *informell* auf dem Arbeitsmarkt zu bewegen, und drittens zeigt sich bei den homogenen Netzen eine größere *Solidarität*.

Als Fazit kann festgehalten werden, dass ethnische Heterogenität eines Netzwerks nicht ‚automatisch‘ ein größeres soziales Kapital bietet und deshalb nicht per se als leistungsfähiger gelten kann.

Die Gründe, warum sich die sozialen Netze gerade so und nicht anders entwickelt haben, sind vielfältig: Neben dem Migrationsschicksal, das die Größe der Netze beeinträchtigt, sind auch die Position auf dem Arbeitsmarkt, eine kulturell begründete Distanz zu Deutschen, der Stadtteil, der die Pflege von Freundschaften und das Knüpfen neuer Kontakte erleichtern oder behindern kann, und der individuelle Charakter von Bedeutung.

Für die markanten Eigenschaften der Familienzentriertheit und der Ressourcenarmut der Netze spielt das Heiratsverhalten der befragten Migranten eine herausragende Rolle. Dies bezieht sich weniger auf die geringe Anzahl der interethnischen Eheschließungen, da solche auch bei anderen Migrantengruppen in der zweiten Generation selten sind (vgl. für Belgien Reniers 1998, für USA Spickard 1989, für Großbritannien Stopes-Roe/Cochrane 1990). Integration braucht Zeit und ist meist erst in der dritten oder vierten Migrantenge-

neration so weit fortgeschritten, dass Exogamie keine Ausnahme mehr ist. Bemerkenswert ist bei den befragten Migranten also nicht, dass sie Personen derselben Herkunft heiraten, bemerkenswert ist eher, dass sie keine Migranten heiraten, die wie sie in Deutschland aufgewachsen sind, sondern sich ihre Ehepartner in der Türkei suchen.

Gerade in den Fällen, bei denen Frauen ihre Ehepartner aus der Türkei zu holen, hat das gravierende Konsequenzen: Die hier aufgewachsenen Frauen, die deshalb eigentlich die besseren Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, werden Hausfrau und Mutter, während die Männer aus der Türkei trotz ihrer schlechten Voraussetzungen die Ernährerrolle einzunehmen versuchen. Bei den Männern, die Frauen aus der Türkei heiraten, kann sich diese Heiratstrategie ebenfalls negativ – wenn auch weniger dramatisch – auf ihre ökonomische Situation auswirken, weil sie zwangsläufig die Rolle des Alleinverdieners einnehmen müssen. Ihre Frauen verfügen über keinerlei in Deutschland anerkannte Qualifikationen und können maximal eine geringfügige Beschäftigung ausüben. Hier sind aber auch Auswirkungen hinsichtlich der Sozialisation der Kinder zu erwarten: Die Ehefrauen aus der Türkei sprechen kein Deutsch und kennen sich mit dem deutschen Schulsystem und den deutschen Lebensgewohnheiten nicht aus. Es ist anzunehmen, dass Kinder, deren Eltern beide in Deutschland aufgewachsen sind, weniger Schwierigkeiten haben als Kinder, deren Mutter oder Vater erst im Erwachsenenalter nach Deutschland gekommen ist. Diese Kinder gehören nicht zur dritten Generation, sondern bilden eine Generation ‚zweieinhalb‘. Die Strategie der Migranten, ihre Ehepartner aus der Türkei zu holen, trägt somit dazu bei, dass die Netze klein und sozial wie ethnisch homogen bleiben, und erschwert die Integration der folgenden Generationen.



## IV WOHNEN

Die Integration in der Dimension Wohnen beinhaltet demnach verschiedene Aspekte: Zum einen geht es um den erreichten Standard der Wohnungsversorgung und um die Richtung der bisherigen Wohnbiographie. Zum anderen ist die subjektive Bewertung dieser Biographie und die Zufriedenheit mit der jetzigen Wohnsituation von Bedeutung.

Ein weiterer Aspekt der Dimension Wohnen ist das Quartier. Die unterschiedlichen räumlichen und sozialen Eigenschaften von Stadtteilen sind nicht nur eine Frage des persönlichen Geschmacks, sondern es geht auch darum, inwiefern sie die Lebenssituation ihrer Bewohner positiv oder negativ beeinflussen können.

Im folgenden Kapitel geht es um die Integration der befragten türkischen Migranten in der Dimension Wohnen. Es gliedert sich in fünf Abschnitte: Der erste Abschnitt besteht aus einem kurzen Überblick über Integration türkischer und ausländischer Haushalte<sup>4</sup> auf dem deutschen Wohnungsmarkt. Im zweiten Abschnitt werden die Ergebnisse der Interviews mit den Gatekeepern des Wohnungsmarktes vorgestellt, anhand derer die Frage beantwortet werden soll, ob und wie Migranten in einem bestimmten Bereich des Wohnungsmarktes benachteiligt werden. Der dritte Abschnitt fasst die wichtigsten Ergebnisse zu den Chancen türkischer Migranten auf dem Wohnungsmarkt zu einem Fazit zusammen. Der vierte Abschnitt untersucht die Wohnkarrieren der befragten Migranten in Vahrenheide-Ost und in Linden-Nord. Hier werden auch Begründungen für die Karriereverläufe diskutiert. Im fünften Abschnitt wird anhand der Daten zur Begehung und des Interviewmaterials der Einfluss des Stadtteiles auf Integrations- und Ausgrenzungsprozesse untersucht.

### 1 Die Wohnsituation türkischer Migranten

Bei der Beschreibung der Wohnungsversorgung ist man auf die Datendokumentation repräsentativer Statistiken angewiesen. Die Palette der vorhandenen Daten ist jedoch recht eingeschränkt: Allgemein existieren Informationen zur Ausstattung der Wohnung, zur

---

<sup>4</sup> Der Terminus „ausländisch“ wird dann verwendet, wenn er sich auf Daten der amtlichen Statistik bezieht, bei denen zwischen „deutsch“ und „ausländisch“ unterschieden wird. Die Bezeichnung „Migranten“ dagegen wird unabhängig von der Staatsangehörigkeit für Personen verwandt, die einen Migrationshintergrund haben. „Türkisch“ wiederum kann sich auf beides beziehen: Wenn die Bezeichnung im Zusammenhang mit statistischen Daten benutzt wird, ist damit die Staatsangehörigkeit gemeint, in den anderen Fällen wird damit der Migrationshintergrund beschrieben.

Wohnflächenversorgung gemessen an der Anzahl der Räume oder der Quadratmeter pro Person, zur Wohnsicherheit und zur Höhe der Miete (Häußermann/Siebel 1996).

Die Ausstattung liefert Informationen zum Komfort der Wohnung. Allerdings eignen sich die vorhandenen Daten zur Existenz eines Badezimmers oder einer Zentralheizung kaum noch zur Unterscheidung neuerer Wohnbestände. Diese gehören mittlerweile zum Wohnstandard, den nur unsanierte Altbauwohnungen nicht mehr erfüllen können.

An den Daten zur Wohnraumversorgung zeigt sich, wie beengt oder großzügig die Haushalte leben.

Die Wohnsicherheit gibt Auskunft über die Gefahr einer Kündigung. Der am meisten von Kündigung bedrohte Wohnstatus ist das Wohnen in einer Privatwohnung; sicherer, das heißt geschützter vor Kündigungen sind Sozialwohnungen und Wohnungen von Wohnungsgenossenschaften, da ein Beitritt in eine solche Genossenschaft ein dauerhaftes Wohnrecht impliziert. Der sicherste Status auf dem Wohnungsmarkt ist der des Wohneigentümers.

Die Miethöhe zeigt, welchen Preis für eine bestimmte Wohnqualität gezahlt wird. Wenn Informationen über das durchschnittliche Haushaltseinkommen existieren, kann sie einen ersten Richtwert dafür geben, wie hoch der Anteil des Einkommens ist, der für die Wohnversorgung ausgegeben werden muss.

Um einzuschätzen, wie sich die Integration türkischer Migranten auf dem Wohnungsmarkt entwickelt hat, bräuchte man Verlaufsdaten zu diesen Indikatoren der Wohnversorgung. Ausgewertete Daten des Sozioökonomischen Panels zur Wohnversorgung, mit denen solche Verläufe beschrieben werden könnten, liegen aber nur für wenige Indikatoren vor, so dass wir für die anderen Indikatoren Durchschnittsdaten verschiedener Jahre miteinander vergleichen werden. An diesen Quer- und Längsschnittdaten lässt sich ablesen, ob sich die Wohnsituation der türkischen Bevölkerung im Durchschnitt verbessert oder verschlechtert hat. Da unsere Fragestellung sich auf die Integration in die deutsche Gesellschaft bezieht, spielt neben der allgemeinen Richtung dieser Entwicklungen auch die Entwicklung des Abstandes zum Durchschnitt der deutschen Bevölkerung eine Rolle. Die Entwicklung der Wohnsituation von Migranten wird mit der der Deutschen verglichen und es wird gefragt, inwieweit eine Angleichung der Wohnverhältnisse stattgefunden hat.

**Tabelle 4.1: Wohnbedingungen von deutschen und türkischen Haushalten in Westdeutschland 1985 und 1998**

	deutsch			türkisch		
	1985	1998	Differenz	1985	1998	Differenz
kein Badezimmer (in %)	2	1	1 %	21	2	19 %
k. Zentralheizung (in %)	17	5	12 %	42	22	20 %
Räume pro Person	1,6	1,8	0,2 R.p.P.	1,0	1,1	0,1 R.p.P.
qm pro Person	39	46	7 qm	24	27	3 qm
Eigentümer (in %)	41	38	-3 %	2	12	10 %

Quelle: Clark/Drever 2001, e.B.

Hinsichtlich der *Wohnungsausstattung* hat Integration stattgefunden, da sich der Abstand zwischen Deutschen und Türken hinsichtlich der Versorgung mit sanitären Anlagen und Zentralheizungen verringert hat. Gleichwohl zeigt sich, dass der Anteil der türkischen Haushalte ohne Zentralheizung immer noch um ein vierfaches höher liegt als bei deutschen, und sie somit häufiger in unsanierten Altbauwohnungen leben.

Die Wohnversorgung gemessen an der *Wohnfläche* pro Person hat sich sowohl bei den deutschen als auch bei türkischen Haushalten verbessert. Allerdings ist die Wohnfläche pro Person bei der deutschen Vergleichsgruppe stärker gestiegen als bei der türkischen, deren Wohnfläche pro Person sich in den Jahren 1985 bis 1998 lediglich um durchschnittliche drei qm erhöht hat. Das gleiche Bild zeigt sich bei dem Indikator der *Anzahl der Räume* pro Person; auch hier hat sich die Versorgung bei beiden Gruppen verbessert, während der Abstand zwischen den deutschen und den türkischen Haushalten sich vergrößert hat. Die sich weiter öffnende Schere bei der Wohnflächenversorgung deutet damit trotz einer absoluten Verbesserung auf einen Ausgrenzungsprozess hin; eine Situation, wie sie nach Dubet und Lapeyronnie für die Entwicklung der Gesellschaft charakteristisch ist: „...dass die Schlusslichter der Gesellschaft immer weiter zurückbleiben, ohne dass die Gesamtgesellschaft deshalb auseinander gebrochen wäre“ (1994: 34).

Ein deutlicher Prozess der Integration zeigt sich bei der *Wohnsicherheit*: Der Anteil der Wohnungseigentümer ist von 1985 bis 1998 um 10 Prozentpunkte gestiegen, dagegen ist der Anteil der deutschen Wohnungseigentümer um drei Prozentpunkte geschrumpft. Der Abstand zwischen den beiden Gruppen hat sich somit verringert, wenn auch der Anteil der deutschen Wohneigentümer noch um ein dreifaches höher liegt als der der türkischen. Der steigende Anteil an türkischen Wohneigentümern kann jedoch nicht uneingeschränkt als Zeichen fortschreitender Integration interpretiert werden, da Bildung von Wohneigentum

auch Folge von Diskriminierungserfahrungen auf dem Wohnungsmarkt sein kann und dann als einzige Möglichkeit erscheint, sich angemessen mit Wohnraum versorgen zu können (vgl. Häußermann/Siebel 2001: 22).

Da Daten zur *Entwicklung der Mietpreise* türkischer Haushalte nicht vorhanden sind, wird an diese Stelle auf die Mietpreisentwicklung von ausländischen und deutschen Haushalten zurückgegriffen.

**Tabelle 4.2: Mietpreisentwicklung deutscher und ausländischer Haushalte 1987, 1993 und 1998 in DM pro qm**

	1987*	1993	1998
deutsch	6,85	8,56	10,69
ausländisch	6,92	9,82	11,51
Differenz	0,07	1,26	0,82

Quelle: Beauftragte 1995: 19; Beauftragte 1997: 68; Winter 1999

\*nur Westdeutschland

Die Daten zeigen, dass die Differenzen der Mietzahlungen von deutschen und ausländischen Haushalten stark schwanken. So stieg die Differenz in den Jahren von 1987 bis 1993, während sie in den darauf folgenden Jahren wieder etwas gesunken ist. Dies kann einerseits ein Effekt der unterschiedlichen Datenquellen sein, da für 1987 Daten der Volkszählung, 1993 die einprozentige Gebäuestichprobe und für 1998 der Mikrozensus verwendet wurden. Die hohe Differenz im Jahr 1993 erklärt sich aber durch die Wohnungsknappheit Anfang der neunziger Jahre. Auch wenn der Abstand der Mietzahlungen sich bis 1998 wieder verringert hat, kann dies aufgrund der starken Schwankungen der Daten nur mit Einschränkung als Beleg für Integration gewertet werden.

Betrachtet man die Wohnungsausstattung, hat demnach eindeutig, betrachtet man die Wohnsicherheit, hat möglicherweise ein Integrationsprozess stattgefunden. In beiden Fällen hat sich der Abstand zwischen den türkischen und deutschen Haushalten verringert. Die Indikatoren Wohnungsgröße und Wohnfläche pro Person weisen dagegen auf Ausgrenzung hin, da hier die türkische Bevölkerung stärker hinter der durchschnittlichen Versorgung der Deutschen zurückfällt. Die Entwicklung der Mietpreise lässt keine eindeutigen Aussagen zu. Deutlich ist, dass die Integration von Migranten in den Wohnungsmarkt stark von der Wohnungsmarktkonjunktur abhängig ist und Migranten zu den Gruppen gehören, die bei Wohnungsknappheit am ehesten benachteiligt werden.

Trotz deutlicher Verbesserungen besteht immer noch bei allen Indikatoren ein großer und teilweise sogar gewachsener Abstand zwischen der Wohnsituation türkischer und deutscher Haushalte. Wie sind diese Unterschiede zu erklären?

### *Von Freiwilligkeit bis Diskriminierung: Zu den Ursachen der Wohnungssituation türkischer Migranten*

Zunächst gelten für Migranten in bestimmten Situationen andere *rechtliche Rahmenbedingungen* als für Deutsche: Im Fall eines Familiennachzugs müssen sie den Nachweis erbringen, dass sie über genügend Wohnraum verfügen. Die Richtlinien über die genaue Anzahl an qm Wohnraum pro Person werden auf Landesebene festgelegt und liegen in Niedersachsen bei 11,5 qm pro Person im Alter von mehr als zwei Jahren.<sup>5</sup> Ein Migrant, der zwecks Familiennachzugs eine Sozialwohnung sucht, gerät aber in die Situation des Hauptmanns von Köpenick: Um einen Berechtigungsschein für eine ausreichend große Wohnung zu bekommen, müsste seine Familie bereits in Deutschland sein, aber um seine Familie nach Deutschland holen zu können, muss er den Nachweis über eine ausreichend große Wohnung liefern. Diese paradoxe Situation wird in Hannover (telefonische Auskunft des Amtes für Wohnungswesen) dadurch gelöst, dass das Amt für Wohnungswesen in Rücksprache mit dem Ordnungsamt dann einen Berechtigungsschein erteilt, wenn alle anderen Anforderungen auf Familiennachzug erfüllt sind und wenn die betreffende Person Wohnungsnotstand nachweisen kann. Dem Migranten werden somit hohe bürokratische Hürden zugemutet. Zugleich steigt durch diese Aushandlungspraxis die Abhängigkeit der antragstellenden Migranten von einzelnen Sachbearbeitern.

Weitere Erklärungen lassen sich nach der Nachfrage- und Angebotsseite des Wohnungsmarktes unterscheiden.

Ein Teil der Erklärungen der Nachfrageseite betrifft die demographischen und sozioökonomischen Merkmale der türkischen Haushalte. Hinsichtlich vieler Merkmale weicht die türkische Bevölkerung in Deutschland stark von den Durchschnittswerten der deutschen Bevölkerung ab. Würde man die Wohnsituation der türkischen Haushalte mit der Wohnsituation jener deutschen Haushalte vergleichen können, die ähnliche strukturelle Merkmale aufweisen, ergäbe sich eine geringere Diskrepanz zwischen den beiden Gruppen. Ein Beispiel dafür ist die *Schichtzugehörigkeit*. Studien, die systematisch den Einfluss der sozialen Schicht aus diesem Vergleich eliminieren, gibt es kaum: Nach einer Studie aus den achtziger Jahren, die Wohnstandards von deutschen und türkischen Arbeitern verglich, wohnten

---

<sup>5</sup> Telefonische Auskunft der Ausländerstelle des Ordnungsamtes Hannover, 19.11.03

– unabhängig vom Verdienst – etwa 50 Prozent der türkischen Arbeiter in einer Wohnung ohne Bad, deutsche Arbeiter dagegen zu weniger als 20 Prozent (Eichener 1988: 33). Demnach ist die Schichtzugehörigkeit von Migranten zwar eine relevante, aber keine hinreichende Erklärung für deren schlechtere Wohnbedingungen.

Ein wichtiger Grund für die defizitäre Wohnversorgung von Migranten stellt ihre *ökonomische Situation* dar. Sie haben im Durchschnitt weniger Einkommen als Deutsche und verfügen deshalb schlicht über weniger finanzielle Mittel, um sich eine hochwertige Wohnung mieten zu können.

Verstärkt wird die schlechtere finanzielle Situation durch die *Haushaltsgröße*. Migranten wohnen seltener als Deutsche in Ein-Personen-Haushalten, deren Wohnflächenversorgung über dem Durchschnitt liegt, und sehr viel häufiger in großen Haushalten, die durchschnittlich schlechter versorgt sind.

Auch die *Altersstruktur* ist bei der Erklärung der unterdurchschnittlichen Wohnsituation von Bedeutung: Migranten sind im Durchschnitt jünger als Deutsche und damit seltener in den Altersklassen vertreten, in denen die Versorgung mit Wohnfläche pro Person überdurchschnittlich ist. So verfügen in Deutschland Senioren über besonders viel Wohnfläche. Der überwiegende Teil der Migranten befindet sich dagegen altersmäßig in der Familienphase (Beauftragte 2002: 322).

Langfristig werden sich diese demographischen Besonderheiten der ausländischen Bevölkerung nivellieren. Verlangsamt wird der Prozess der demographischen Angleichung allerdings durch den – unter anderem bedingt durch das Heiratsverhalten – anhaltenden Zuzug junger Erwachsener aus der Türkei nach Deutschland.

Eine weitere Erklärung für die schlechtere Wohnsituation von Migranten liegt in ihrer *regionalen Verteilung*. Über 60 Prozent der türkischen Bevölkerung lebten 2001 in Großstädten mit mehr als 500.000 Einwohner, während dies nur auf 40 Prozent der westdeutschen Bevölkerung zutraf (Venema/Grimm 2002: 44). In Großstädten ist das Wohnungsangebot knapper und die Mieten sind höher. Innerhalb der Großstädte sind türkische Haushalte in den letzten Jahren verstärkt in Wohnungen, die nach 1949 erbaut wurden, gezogen: 1998 lag der Anteil türkischer Haushalte, die in solchen Wohngebäuden wohnen, bei 19 Prozent. Auf diesen Anstieg ist – neben der Sanierung von innenstadtnahen Altbaubeständen – die Verbesserung der Wohnungsausstattung zurückzuführen (Hinrichs 2003: 31).

Neben den strukturellen Gründen der Nachfrageseite tragen normative Orientierungen und Verhaltensweisen der Migranten zur Diskrepanz der Wohnsituation von deutschen und nichtdeutschen Haushalten bei. Die subjektiven Erklärungen betreffen jedoch weniger

die Ansprüche der Migranten an die eigene Wohnung als die an das Wohnumfeld und die Art der Wohnungssuche.

Häufig wird davon ausgegangen, dass Zuwanderer – etwa aufgrund einer Rückkehrorientierung – geringe Ansprüche an ihre Wohnung stellen, und deshalb Unterversorgung im Wohnbereich zumindest teilweise selbst gewählt sei. Mit steigender Aufenthaltsdauer und sinkender Rückkehrorientierung aber steigen die *Wohnwünsche* der Migranten (Häußermann/Siebel 1996: 207). Als Zeichen von Angleichung der Wohnbedürfnisse wird die mit der Verweildauer steigende Unzufriedenheit mit der eigenen Wohnsituation gesehen (Bremer 2000: 156). Demnach müssten, je länger die Zuwanderer hier leben, desto weniger ihre Wohnverhältnisse durch niedrige Ansprüche zu erklären sein. Auch nach Eichener (1988: 33) sind die Wohnwünsche von Migranten in der Tendenz dieselben wie bei Deutschen, allerdings orientierten sie sich an den von den Migranten gerade erreichten Standards und seien deshalb etwas niedriger.

Eine weitere Begründung für die schlechteren Wohnverhältnisse von Migranten ist die *freiwillige Segregation*. Gerade in Altbauquartieren als einem Typus von Migrantenquartieren können für Migranten wertvolle Ressourcen entstanden sein etwa durch eine ethnische Infrastruktur und leistungsfähige soziale Netzwerke. Um die Vorteile freiwilliger Segregation nutzen zu können, nehmen Migranten zum Teil die schlechte Wohnqualität und relativ hohen Mieten in diesen Quartieren in Kauf (Bremer 2000: 163f.).

Die Art und Weise, wie *Wohnungen gesucht* werden, beeinflusst ebenfalls die Chancen auf eine gute Wohnung. Vor allem in den unteren sozialen Schichten werden seltener Annoncen oder Maklervermittlungen genutzt (Kreibich et al. 1982). Für Migranten gilt dies in verstärktem Maße (Bürkner 1987: 305f.; Ruile 1984: 122). Somit verengen die selektiven Informationszugänge das Kontingent der für Migranten erreichbaren freien Wohnungen zusätzlich. Vor allem die Mundpropaganda wird als Suchstrategie genutzt. Voraussetzung für den Zugang zu einem höherwertigen Segment durch Mundpropaganda ist ein ethnisch und vor allem sozial heterogenes Netzwerk, das es in den überwiegenden Fällen nicht gibt (vgl. Kapitel III). Die Netzwerkpersonen, die zu einer neuen Wohnung verhelfen, befinden sich im selben, eher niedrigen Wohnungsmarktsegment und verfügen daher auch meist nur über Informationen über freie Wohnungen minderer Qualität, so dass die Mundpropaganda als Suchstrategie zu einer Verfestigung der jetzigen Wohnverhältnisse von Migranten führt.

Wie für die demographischen Unterschiede gilt auch für die subjektiven Ursachen, dass sie im Zeitverlauf an Relevanz verlieren und an ihre Stelle Verhaltensmuster und Vorlieben treten, die denen der deutschen Bevölkerung stärker ähneln.

Weitere Erklärungen liegen in der Angebotsseite des Wohnungsmarktes begründet. Verschlechtert werden die Chancen von Migranten, sich mit Wohnraum zu versorgen, durch den *Wandel des Wohnungsmarktes*. Durch den Wegfall von Belegrechtsbindungen und die Modernisierung in Altbauquartieren schrumpft das Angebot an preisgünstigen Mietwohnungen, dem bedingt durch die steigende Anzahl ökonomisch schwacher Haushalte wie Sozialhilfeempfängern oder Arbeitslosen eine erhöhte Nachfrage gegenübersteht. Allerdings greift diese Erklärung angesichts entspannter Wohnungsmärkte heute weniger als noch Anfang der neunziger Jahre.

Außerdem wird der Zugang zum Wohnungsmarkt durch *Diskriminierung* eingeschränkt. Nach Berechnungen des DIW anhand von SOEP-Daten stehen ausländischen Personen im Durchschnitt auch dann erheblich weniger Wohnfläche zur Verfügung, wenn Variablen wie Einkommen, Alter, Eigentümerstatus, Stadt-Land-Unterscheidung und Haushaltsgröße kontrolliert werden (Clark/Drever 2001). Ausgehend davon, dass der Grund für diese Unterversorgung nicht nur in den subjektiven Wohnwünschen liegt, verbleibt die Überlegung, dass Migranten der Zugang zu besseren Wohnungen versperrt bleibt. Wenn es nicht die Wohnwünsche sind, dann bleibt als Ursache für die Diskriminierung von Migranten auf dem Wohnungsmarkt die Diskriminierung durch Gatekeeper.

## **2 Benachteiligung und Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt**

Bei der Frage nach Diskriminierung unterscheiden wir zwei Begriffe: Wenn ein Migrant den Anforderungen, die an einen Mieter oder Arbeitnehmer gestellt werden, nicht entsprechen kann und aus diesem Grund eine Wohnung oder einen Arbeitsplatz nicht bekommt, sprechen wir von *Benachteiligung*. Wenn etwa als Voraussetzung für einen Mietvertrag ein fester Arbeitsplatz verlangt wird und bei Migranten die Arbeitslosenquote höher ist als bei Deutschen, sind sie durch diese Voraussetzung auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt, aber sie werden nicht diskriminiert. *Diskriminierung* besteht dann, wenn sich für den Ausschluss eines Bewerbers ein Merkmal als ausschlaggebend herausstellt, das unabhängig von seiner Eignung als Mieter oder Arbeitnehmer ist wie etwa Staats- oder Geschlechtszu-



gehörigkeit oder ethnische Herkunft. Ein Bewerber, der aufgrund seiner türkischen Herkunft eine Wohnung nicht bekommt, wird diskriminiert.

Diese Unterscheidung zwischen Benachteiligung und Diskriminierung fokussiert die verschiedenen Ursachen, die zu schlechteren Chancen von Migranten auf den jeweiligen Märkten führen können. Allerdings gibt es Zweifelsfälle, in denen nicht zwischen Diskriminierung und Benachteiligung unterschieden werden kann: Wenn zum Beispiel ein Vermieter nur Wohnungsanzeigen in Zeitungen aufgibt, die kaum von Migranten gelesen werden, werden Migranten durch diese Praxis benachteiligt. Insetiert der Vermieter allerdings deshalb in diesen Zeitschriften, weil er Migranten als Bewerber fernhalten will, muss man von Diskriminierung sprechen. Im Folgenden werden wir – soweit möglich – die Ebenen Benachteiligung und Diskriminierung differenzieren.

Hinsichtlich der Benachteiligung und Diskriminierung bei der Wohnungsvergabe sind drei Aspekte von Interesse: Erstens die Frage, ob die *Strategien der Gatekeeper bei der Suche* nach neuen Mietern die Chancen von Migranten einschränkt, zweitens, ob sich die *Kriterien der Mieterauswahl* auf die Chancen von Migranten auf dem Wohnungsmarkt auswirken und drittens die *Bilder und Vorstellungen der Gatekeeper* von türkischen Migranten. Im Falle von diskriminierenden Praktiken – sei es durch Kriterien der Mieterauswahl oder durch persönliche Vorbehalte oder Vorurteile – sind die Motive der Gatekeeper für diese Praktiken von Bedeutung. Wenn es um die Frage geht, welche Maßnahmen zur Bekämpfung von Diskriminierung sinnvoll sind, ist es notwendig, sich an den Argumentationsmustern der Gatekeeper zu orientieren, ihre Begründungen zu kennen und daran anschließend Konzepte zu entwickeln.

Nach der Vorstellung des Samples und einiger Daten zur momentanen Lage auf dem Wohnungsmarkt in Hannover, beschäftigen sich die Abschnitte 2.1 und 2.2 mit den Chancen von Migranten – insbesondere von türkischen – in einem bestimmten Bereich des Wohnungsmarktes, dem Wohnungsmarkt der Wohnungsgesellschaften und -genossenschaften. Dabei werden institutionelle Praktiken der Wohnungsvergabe daraufhin untersucht, ob sie Migranten systematisch benachteiligen. Anschließend werden die Rolle und Spielräume derjenigen Personen thematisiert, die in den Wohnungsunternehmen darüber entscheiden, welchem Bewerber welche Wohnung vermittelt wird (2.3). Die Auseinandersetzung mit den Motiven der Gatekeeper für Diskriminierung ist Schwerpunkt des Abschnittes 2.4.

### *Zum Sample und zum Hannoverschen Wohnungsmarkt*

Basis der Ergebnisse bilden 19 Interviews mit Gatekeepern des Wohnungsmarktes, also mit Personen, die darüber entscheiden, ob ein Bewerber eine Wohnung bekommt oder nicht. Die Interviewten stammten aus drei überwiegend marktfernen Bereichen des Wohnungsmarktes: Wohnungsgesellschaften, Wohnungsgenossenschaften und dem Amt für Wohnungswesen. Damit decken die Interviews einerseits die Bereiche des Wohnungsmarktes ab, auf die Migranten verstärkt angewiesen sind; andererseits wird mit der Auswahl gewährleistet, dass die Aussagen und das Handeln der Befragten eine gewisse Relevanz besitzen, da sie über große Bestände verfügen. 1995 wohnte etwa ein Fünftel aller Migranten in Deutschland, die zur Miete wohnen, in einer Sozialwohnung (Mehrländer et al. 1996: 261). Auch bei den Suchstrategien der von uns befragten Migranten nimmt das Amt für Wohnungswesen einen wichtigen Platz ein.

Insgesamt wurden 19 Interviews in 13 Unternehmen geführt: zwei mit Mitarbeitern des Amtes für Wohnungswesen, zwei mit Mitarbeitern von Wohnungsverwaltungen, acht mit Mitarbeitern von Wohnungsgenossenschaften und sieben mit Mitarbeitern von Wohnungsgesellschaften.

Die Größe der Wohnungsunternehmen ist sehr unterschiedlich: Die kleinste Genossenschaft besitzt knapp 200 Wohnungen, die größte 8.500. Unter den Gesellschaften verwaltet die kleinste etwa 1.500 Wohnungen und die größte ist die städtische Tochtergesellschaft mit 17.500.

Insgesamt werden von den zwölf Unternehmen etwa 44.000 Wohnungen vermietet, dabei handelt es sich um Eigentumsbestände. Die Verwaltung von Fremdbeständen fällt bei den Genossenschaften, Gesellschaften und Wohnungsverwaltungen mit maximal 9.000 Wohnungen dagegen eher gering aus.

Damit werden mindestens 53.000 Wohnungen in Hannover von diesen Unternehmen verwaltet. Die geschätzte Anzahl der Wohnungen in der Landeshauptstadt lag 1998 bei circa 280.000 (STATIS), das heißt dass unser Sample der Unternehmen des Wohnungsmarktes etwa 19 Prozent des Wohnungsbestandes in Hannover abdeckt. Berücksichtigt man die Zahl der Wohnungen von selbstnutzenden Eigentümern, die 1998 bei etwa 50.000 lag (LHH 2002a: 16), ergibt sich ein Anteil des von den Unternehmen verwalteten Bestandes von 23 Prozent der Mietwohnungen.

Von den 31.000 Belegrechtswohnungen in Hannover (Angabe im Interview mit dem Amt für Wohnungswesen) befinden sich etwa 23.000 im Besitz der von uns befragten Unternehmen, wobei der überwiegende Anteil auf das städtische Tochterunternehmen entfällt.

Es werden somit über 70 Prozent der Belegrechtswohnungen in Hannover durch die ausgewählten Unternehmen abgedeckt. Die Zahl der preisgünstigen und damit für Migranten besonders relevanten Wohnungen lag nach Schätzungen des Instituts plan-lokal von 1995 bei 37.500, was einem Anteil von etwa 16 Prozent an allen Mietwohnungen in Hannover entspricht. Von den preisgünstigen Wohnungen besteht der geringere Anteil aus Sozialwohnungen: Nur 16.500 aller Sozialwohnungen werden mit einer Bruttokaltmiete von maximal sechs Euro vermietet und gelten somit als preisgünstig (Kreibich 1997: 70ff.).

Dass Migranten auf diesen Teilbereich des Wohnungsmarktes besonders angewiesen sind, zeigt auch der Anteil der Migranten unter den Antragstellern auf Wohnungsvermittlung. Etwa 40 Prozent aller Antragsteller haben nicht die deutsche Staatsbürgerschaft (W 9), im Vergleich dazu betrug ihr Anteil an der gesamten Bevölkerung in Hannover im Jahr 2000 etwa 15 Prozent (STATIS, e.B.). Unter den am Ende eines Jahres noch nicht vermittelten Wohnungsnotfällen waren im Jahr 2000 knapp 46 Prozent ausländische Antragsteller (LHH 2001b: 28).

Insgesamt lässt sich der Wohnungsmarkt in Hannover als recht entspannt beschreiben. Während in den neunziger Jahren durch die Wiedervereinigung und den verstärkten Zugang von Zuwanderern aus dem Osten Europas eine Wohnungsknappheit entstand (Heller 1993: 153), haben erhöhte Bautätigkeiten im Rahmen der EXPO im Jahr 2000 und vor allem eine anhaltende Umlandwanderung zu einer Entspannung auf dem Hannoverschen Wohnungsmarkt geführt (LHH 2001a: 5ff.). Die Leerstandsquote betrug Ende 2001 etwa drei Prozent (LHH 2002a: 16). Davon sind ein Prozent als Angebotsüberhang einzuschätzen, da die „notwendige Wohnungsreserve“ (LHH 2002d: 17), die durch temporäre Wohnungsleerstände bei Umzügen entsteht, bei zwei Prozent liegt.

## **2.1 Benachteiligung durch Verfahren? Zur Rekrutierung neuer Mieter**

Wie jeder Vermieter sind auch Wohnungsunternehmen an solventen und zuverlässigen Mietern interessiert. Dabei stehen ihnen verschiedene Verfahren zur Verfügung, Mieter für zu rekrutieren: Inserate in der Zeitung oder im Internet, Vermittlung über das Amt für Wohnungswesen, Rekrutierung über Netzwerke von Mietern und direkte Anfragen von Wohnungssuchenden. Diese Strategien unterscheiden sich nicht nur nach ihrer Erfolgsquote, sondern auch nach dem Grad der Zugänglichkeit für bestimmte Bevölkerungsgruppen.

*Inserieren von Wohnungsanzeigen* in deutschen Tageszeitungen: Migranten lesen seltener deutsche Printmedien und antworten auch seltener auf Annoncen. Da die Wohnungsgesellschaften im Regelfall nicht in türkischen Zeitungen inserieren, haben Migranten türkischer Herkunft einen schlechteren Zugang zu Wohnungsinseraten als Deutsche. Von unseren befragten Migranten hat nur eine Minderheit angegeben, bei der Wohnungssuche auf ein Zeitungsinserat geantwortet zu haben (vgl. Kapitel IV.4.3).

Viele haben dagegen ihre Wohnung informell über *Mundpropaganda* erhalten, eine für Migranten wichtige Strategie der Wohnungssuche. Auch die Sachbearbeiter in Wohnungsunternehmen greifen gerne auf Empfehlungen von Mietern zurück, da Mieter in der Regel nur zuverlässige Personen vorschlagen, bei denen sie nicht Gefahr laufen, ihren eigenen Ruf zu schädigen. So verlassen sich zwei kleinere Genossenschaften mit relativ hohem Migrantenanteil bei der Vermittlung ihrer Belegrechte nicht auf das Amt für Wohnungswesen, sondern rekrutieren ihre neuen Mieter nach Möglichkeit über Mundpropaganda. Die Nachmieter werden dabei über die Netzwerke der Mieter in den jeweiligen Häusern, über Kinderläden und auch über Netzwerke von Migranten in den Quartieren erreicht. In diesen Fällen hat die Nachbarschaft die Möglichkeit, die Wahl des neuen Mieters im Haus zu beeinflussen.

Hier erweist sich die Rekrutierungsstrategie über soziale Netze im Haus für Migranten als vorteilhaft, da es bereits türkische Mieter im Haus gibt, die über Kontakte zu den Genossenschaften verfügen. Sie ist aber in den Fällen benachteiligend, wenn es keine Migranten als Mieter in den Beständen des Vermieters gibt. Da Mieterempfehlungen vorwiegend innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe vorgenommen werden, schreibt diese Rekrutierungsstrategie die bestehenden Verhältnisse in den Mietshäusern fest: In ausschließlich deutsch belegten Mietshäusern haben Migranten über Mundpropaganda kaum Chancen, eine Wohnung zu bekommen.

*Neue Medien* werden zur Rekrutierung von Mietern verstärkt eingesetzt: Nahezu jedes Wohnungsunternehmen hat eine eigene Internetseite, auf der es die Möglichkeit gibt, sich über freiwerdende Wohnungen zu informieren. Außerdem sind viele in größeren Immobiliensuchmaschinen wie dem ‚ImmobilienScout‘ vertreten; eine Gesellschaft verzichtet bereits aufgrund des Erfolges im Internet auf Inserate in Zeitungen. Für die Unternehmen liegen die Vorteile der Rekrutierungsstrategie über das Internet auf der Hand: sie spart Personal und Kosten, kann potenzielle Mieter auch überregional ansprechen, wird verstärkt von den attraktiven jüngeren Zielgruppen genutzt und bleibt im Gegensatz zu einer einmaligen Annonce in einer Tageszeitung für einen längeren Zeitraum aktuell.

Auch für Wohnungssuchende kann die Internetrecherche Vorteile haben, vor allem weil sie bequem, unverbindlich, unabhängig von Öffnungszeiten und eine niedrighschwellige Möglichkeit der Wohnungssuche ist. Die Versorgung mit modernen Medien und Kommunikationsmitteln ist in den letzten Jahren zwar gestiegen, aber sie ist ungleich verteilt und hängt neben dem Alter auch vom Bildungsstand der Personen ab (Pischner et al. 2000). Migranten verfügen seltener über moderne Personalcomputer und Internetzugänge (Fritzsche 2000: 203). Der Weg der Wohnungssuche über neue Medien kann von ihnen somit seltener beschritten werden. Wenn für ein Unternehmen die Rekrutierung neuer Mieter über das Internet eine von mehreren Strategien darstellt, bedeutet das für Wohnungssuchende ohne Internetzugang verstärkte Konkurrenz. Wenn ein Unternehmen diese Strategie ausschließlich benutzt, bedeutet sie dagegen den Ausschluss jener Gruppen, die keinen Internetzugang haben, von dem Wohnungssegment, das auf diese Weise vermittelt wird.

Das relativ niedrighschwellige Angebot, sich *direkt an die Wohnungsunternehmen* zu wenden, dort einen Bewerbungsbogen auszufüllen und sich Wohnungsangebote vorlegen zu lassen, stellt dagegen eine Rekrutierungsstrategie dar, die Migranten die Wohnungssuche erleichtert. So haben Wohnungsunternehmen in der Regel mehrmals in der Woche Sprechzeiten, in denen sie auch telefonisch erreichbar sind. In einigen Unternehmen liegen die Bewerbungsbögen für eine Wohnungsvermittlung in den Foyers der Gebäude aus, so dass man als Bewerber nicht auf die Sprechzeiten der Sachbearbeiter angewiesen ist. Allerdings können bei dieser Strategie die Bewerber nicht selbst unter dem Wohnungsangebot nach etwas Passendem suchen, sondern sind auf die Vorauswahl der Sachbearbeiter angewiesen und deshalb in höherem Maße von deren Einschätzungen und Engagement abhängig.

Bei Wohnungen, für die die Stadt Hannover *Belegrechte* besitzt, läuft die Suche nach neuen Mietern in Absprache zwischen Wohnungsunternehmen und dem Amt für Wohnungswesen ab. Üblich ist die Vermittlung von Wohnungssuchenden an die Wohnungsunternehmen mittels des so genannten ‚Dreiervorschlags‘, bei dem sich das Unternehmen aus drei in Frage kommenden Mietern einen aussuchen kann. Wohnungsunternehmen können vorgeschlagene Mieter ablehnen, woraufhin das Amt für Wohnungswesen neue Vorschläge unterbreitet. Wenn das Amt für Wohnungswesen innerhalb einer bestimmten Frist – gewöhnlich sechs Wochen – niemanden für die frei werdende Wohnung benennen konnte, ist das Wohnungsunternehmen selbst dafür verantwortlich, einen geeigneten Mieter zu finden. Die Vermittlung von Mietern durch das Amt für Wohnungswesen hat für Migranten keine erkennbaren Nachteile.

Eine Besonderheit der Rekrutierung von neuen Mietern bei Belegrechtswohnungen bringt die Gebietsfreistellung mit sich. In benachteiligten Quartieren verzichtet das Amt für Wohnungswesen mit der Gebietsfreistellung temporär auf seine Belegungsrechte. Die Wohnungsunternehmen können diese Bestände, die in benachteiligten Wohnquartieren wie Vahrenheide-Ost liegen, unabhängig von Einkommensgrenzen vermieten. Ihnen fällt damit auch die Aufgabe zu, bei Neuvermietungen neue Interessenten zu finden. Dadurch verengt sich theoretisch das Angebot an preisgünstigen Wohnungen für Migranten, da Wohnungsunternehmen versuchen, vorwiegend Deutsche für die Wohnungen zu interessieren. Faktisch wird die Gebietsfreistellung jedoch kaum Auswirkungen auf die Chancen von Migranten auf dem Wohnungsmarkt haben: Sie wird in Quartieren eingeführt, die für die anvisierte Zielgruppe nicht attraktiv sind, so dass Deutsche ohne Wohnberechtigungsschein in der Regel nicht in diese Bestände ziehen werden, solange es Alternativen gibt. Die Gebietsfreistellung ist damit ein Steuerungsinstrument, das gerade dort, wo es eingesetzt wird, weitgehend wirkungslos bleibt. Da nicht zu erwarten ist, dass solvente Deutsche Interesse daran zeigen, in Quartieren wie Vahrenheide-Ost zu wohnen, werden die Chancen der Migranten auf eine Wohnung von der Gebietsfreistellung in diesen Quartieren kaum tangiert.

Um zusammenzufassen: Das Verfahren der Mieterrekrutierung über Annoncen in Printmedien und im Internet führt dazu, dass Migranten kaum Zugang zu den Informationen über die Wohnungen haben, die über diese Strategie vermittelt werden. Das Verfahren der Vermittlung über Mundpropaganda schneidet Migranten zwar nicht von Informationen über freie Wohnungen ab, aber es kann dazu führen, dass bestehende Verhältnisse in den Mietshäusern festgeschrieben werden und Migranten in Häusern mit ausschließlich deutschen Mietern keinen Zugang finden. In Beständen, in denen bereits türkische Migranten wohnen, kann die Vermittlung von Wohnraum über Mundpropaganda vorteilhaft sein. Das Amt für Wohnungswesen überträgt die Auswahl der Wohnungsbewerber weitestgehend auf die betreffenden Wohnungsunternehmen, so dass dieses Verfahren gegenüber Migranten grundsätzlich neutral ist.

Bedeutender als die Strategien der Mieterrekrutierung für die Chancen von Migranten auf dem Wohnungsmarkt sind die Handlungsweisen von Gatekeepern des Wohnungsmarktes. Nach welchen Kriterien sie über die Wohnungsvergabe entscheiden, ist Gegenstand des nächsten Abschnitts.

## 2.2 Institutionalisierte Diskriminierung: Kriterien der Mieterauswahl

Das erste Kriterium der Auswahl ist ein ökonomisches. Im Regelfall verlangen Wohnungsunternehmen von den Bewerbern neben der üblichen Mietsicherheit eine Verdienstbescheinigung, drei Unternehmen ziehen zusätzliche Informationen über die SCHUFA<sup>6</sup> ein. Bei Schülern und Studenten mit niedrigem Einkommen wird eine Bürgschaft der Eltern verlangt. Gute Chancen haben demnach Personen mit geregelterm Einkommen und regulärem Arbeitsverhältnis, schlechte Karten haben dagegen Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger. Migranten können diese Anforderungen an Einkommen und Arbeitsverhältnis seltener erfüllen und sind deshalb auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt. Darüber hinaus werden sie von Wohnungsunternehmen diskriminiert: Nahezu alle Gatekeeper nannten als weiteres Kriterium der Vergabepaxis die Nationalität oder die ethnische Herkunft des Bewerbers. Es lassen sich drei Formen der Diskriminierung von Migranten bei Wohnungsunternehmen finden:

Erstens, in seltenen Fällen hängt die Entscheidung, ob ein deutscher oder ein Bewerber mit Migrationshintergrund eine Wohnung bekommt, von der *Qualität der Wohnung* ab. Qualitativ hochwertige Wohnungen werden bevorzugt an deutsche Bewerber vermietet. Wenn sich nicht sofort ein passender deutscher Interessent finden lässt, nehmen Wohnungsunternehmen eher einen längeren Leerstand der Wohnung in Kauf, als sie an türkische Bewerber zu vergeben. Diese Strategie dient dazu, Migranten von Wohnungen mit bestimmten Eigenschaften wie gehobener Ausstattung fernzuhalten, ist aber nicht die übliche Praxis der Wohnungsunternehmen.

Zweitens, wird auf Ebene der einzelnen Häuser quotiert. Hintergrund dieser Strategie ist das Bestreben der Unternehmen, den *Anteil an Migranten in den Mietshäusern* gering zu halten. Zu diesem Zweck gibt es seitens der Wohnungsunternehmen unterschiedlich strikte Vorgaben, die die Gatekeeper bei der Vermittlung von Wohnungen zu berücksichtigen haben: In unserem Sample gibt es lediglich ein Beispiel ohne ethnische Quotierung. Dies ist eine Genossenschaft, die ihre Nachmieter überwiegend aus den sozialen Netzen der Mieter rekrutiert und auf diesem Wege versucht, funktionierende Nachbarschaften herzustellen. Das Ergebnis einer solchen Strategie, bei der die ethnische Herkunft nur dann eine Rolle spielt, wenn es Konflikte zwischen den einzelnen Gruppen in ihren Heimatländern gibt, kann dann ein ethnisch gemischtes Mietshaus oder auch ein rein türkisches sein. In

---

<sup>6</sup> Die Schutzgemeinschaft für allgemeine Kreditsicherung (SCHUFA) übermittelt Informationen über die Eröffnung eines Girokontos, die Bewilligung eines Kredites, die Gewährung einer Kreditkarte, nicht vertragsgemäßes Verhalten und die Einleitung gerichtlicher Maßnahmen (vgl.: [www.bfd.bund.de/dsvonaz/s3.html](http://www.bfd.bund.de/dsvonaz/s3.html))

allen anderen Unternehmen gibt es – obgleich sie unterschiedliche Einschätzungen zeigen, was die Beurteilung türkischer Mieter anbelangt – das Bestreben, den Anteil an Mietern nichtdeutscher Herkunft einen vom Wohnungsunternehmen festgelegten Wert nicht überschreiten zu lassen. In sieben Fällen wird ein konkreter Richtwert genannt, an den sich die Sachbearbeiter orientieren sollen. Als gängiger Wert gilt eine Quotierung von 1/3 Migranten- zu 2/3 deutschen Haushalten. Der Höchstwert liegt bei einer Grenze von 50/50. Der niedrigste Wert, der in den Interviews genannt wurde, liegt bei einer maximalen Anzahl von zwei ausländischen Mietparteien pro Haus.

Neben diesen direkten Vorgaben gibt es eine Reihe von Äußerungen, die zwar keinen konkreten Quotierungswert nennen, aber den Wunsch einer Begrenzung ausländischer Mieter bezeugen. Dass man im Unternehmen darauf achtet, dass der Anteil an Migranten nicht ‚zu hoch‘ werde, es aber keine feste Quantifizierung als Richtlinie dafür gibt, welcher Wert als ‚zu hoch‘ gilt, ist eine typische Aussage für eine solche allgemeinere Form der Quotierung.

Das Amt für Wohnungswesen passt seine Vermittlungsvorschläge diesen Wünschen an. Aufgrund des entspannten Wohnungsmarktes ist das Amt im Gegensatz zu den neunziger Jahren nicht mehr gezwungen, jede freie Belegrechtswohnung sofort zu besetzen, sondern kann den Wohnungsunternehmen bezüglich der Belegung einen großen Handlungsspielraum gewähren, so dass die Wohnungsunternehmen ihrerseits in die Lage versetzt werden, ihre Quotierungsvorstellungen durchzusetzen und ‚gute‘ Wohnungen ‚guten‘ Mietern vorzubehalten.

Die Quoten gelten als Leitlinien, an die sich die Sachbearbeiter nach Möglichkeit halten sollten. In der Praxis gestaltet sich der Umgang mit dieser Quotierung aber durchaus unterschiedlich, da sie sich nicht in allen Wohnungsbeständen durchsetzen lässt.

So haben die meisten Wohnungsunternehmen – 13 der 19 Interviewten berichten davon – Bestände, die sich aus unterschiedlichen Gründen schlecht vermieten lassen. Unattraktive Architektur, schlecht geschnittene und zu kleine Wohnungen, ein stigmatisierter Stadtteil, hohe Anteile an Belegrechten im Stadtteil und auch der Anteil an Migranten im Quartier schrecken die Mieter ab, die Vermieter bevorzugen – deutsche Mieter der Mittelschicht. Angesichts des entspannten Wohnungsmarktes sehen sich Vermieter gezwungen, ihre Bestände an Bewerber zu vermieten, die man unter Bedingungen eines ‚Vermietermarktes‘ abgewiesen hätte.

Dies trifft auch auf Migranten zu. Vier Wohnungsunternehmen geben an, trotz einer Vergabepolitik der Quotierung Wohnungskomplexe zu besitzen, in denen mehrheitlich aus-



ländische Mieter wohnen. Zwei dieser Wohnungskomplexe liegen in Linden-Nord. Diese Bestände werden als nicht an Deutsche vermietbar beschrieben, so dass drei dieser Unternehmen entgegen ihrem Bestreben, eine als ausgewogen empfundene ethnische Mischung in ihren Beständen herzustellen, in diesen Häusern weiterhin an Migranten vermieten. Auf diese Weise verhindern sie längere Leerstände in diesen Häusern. Der entspannte Wohnungsmarkt führt demnach einerseits dazu, dass Quotierungswünsche der Wohnungsunternehmen gegenüber dem Amt für Wohnungswesen durchgesetzt werden können; andererseits können Wohnungsunternehmen diese Vorstellungen unter den gegebenen Verhältnissen nicht durchgängig durchsetzen.

Als dritte Form der Benachteiligung von Migranten wird die Form der *Quotierung auf einen ganzen Stadtteil* erweitert. Dann wird nicht nur der Anteil an Migranten in einzelnen Häusern, sondern der in ganzen Stadtteilen als Kriterium dafür genommen, ob frei gewordene Wohnungen an Bewerber mit Migrationshintergrund vermietet werden. Ziel dieser Strategie, die das Amt für Wohnungswesen in Stadtteilen wie Linden-Süd verfolgt – es vermittelt keine weiteren Zuzüge ausländischer Antragsteller auf einen Berechtigungsschein nach Linden-Süd, wohl aber Umzüge innerhalb des Stadtteils – ist das Senken des Anteils der ausländischen Bewohnerschaft in diesen Stadtteilen. Ein Wohnungsunternehmen praktiziert diese Quotierung für den Stadtteil Stöcken, in dem sie einen großen und als schwer vermietbar beschriebenen Wohnungsbestand besitzt und nimmt dafür auch in Kauf, dass Wohnungen dort für längere Zeit leer stehen.

#### *Als Mieter zweite Wahl: Folgen der Diskriminierung*

Die Praxis, hochwertige Wohnungen nach Möglichkeit nicht an Migranten zu vermieten, hat zur Folge, dass diesen der Zugang zum besseren Wohnungssegment verwehrt bleibt. Die Quotierung innerhalb der Wohnhäuser führt zu einer systematischen Diskriminierung der ausländischen Bewerber: Zwar werden Migranten genau wie deutschen Bewerbern Wohnungen vermittelt, jedoch nicht alle Wohnungen und nicht in allen Häusern. Wenn in einem Mietshaus bereits ein bestimmter Anteil der Wohnungen an Migranten vermietet ist, hat ein weiterer Bewerber nichtdeutscher Herkunft keine Chance, in diesem Haus eine Wohnung zu bekommen. Diese Art der Quotierung ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie – in unterschiedlicher Härte – von nahezu allen Wohnungsunternehmen als Belegungsstrategie verfolgt wird. Zwar sind aufgrund des großen Angebots an Wohnungen in Hannover nicht alle Unternehmen in der Lage, sie auf jede zu vermietende Wohnung anzuwenden, aber in den Häusern, bei denen eine Durchsetzung möglich ist,

wird sie auch durchgeführt. Sobald sich die Angebotsstruktur auf dem Wohnungsmarkt ändert und die Wohnungsunternehmen keinerlei Schwierigkeiten mehr haben, auch qualitativ schlechteren Wohnraum zu vermieten, ist davon auszugehen, dass die Quotierung auf alle Bestände ausgeweitet wird. Damit sind Migranten besonders von den Schwankungen des Wohnungsmarkts abhängig: Einerseits steigen ihre Chancen im Falle eines Mietermarktes zusätzlich, weil – neben dem insgesamt höheren Angebot an freien Wohnungen – sich Wohnungsunternehmen gezwungen sehen, auf die Quotierung zu verzichten und ihre Bestände für Migranten zu öffnen. Andererseits verschlechtert sich die Situation für wohnungssuchende Migranten bei Wohnungsknappheit zusätzlich, da nun die Wohnungsunternehmen die Quotierung für alle Bestände auf dem Markt durchsetzen können und den Migranten damit der Zugang zu Wohnungen von Wohnungsgesellschaften und –genossenschaften erheblich erschwert wird.

Ferner behindert eine Quotierung die freiwillige Segregation von Zuwanderern. Da Wohnungsunternehmen meist räumlich konzentriert größere Bestände besitzen, kann die Quotierung eines Unternehmens dazu führen, dass ein türkischer Migrant, der zum Beispiel eine Wohnung im Hannoverschen Stadtteil Stöcken beziehen möchte, weil seine Familie dort wohnt, unter Umständen Schwierigkeiten hat, etwas zu finden. In solchen Fällen hat die Quotierung auf Häuserebene dieselben Folgen wie die auf Stadtteilebene, die die schärfste Form der Quotierung darstellt, weil durch sie über die quantitative Reduzierung hinaus ganze Standorte als mögliche Wohnorte für Migranten wegfallen.

Durch die Quotierung der Wohnungsgesellschaften und –genossenschaften werden Migranten zusätzlich zu ihren schlechteren Ausgangsposition, die sie aufgrund ihrer ökonomischen Situation und Haushaltsgröße auf dem Wohnungsmarkt haben, systematisch diskriminiert. Quotierung kann als *institutionalisierte* Diskriminierung bezeichnet werden, da sie unabhängig von Ansichten und Verhaltensweisen einzelner Entscheidungsträger vollzogen wird. Sie führt dazu, dass türkische Bewerber für Wohnungsunternehmen bestenfalls die zweite Wahl sind und verstärkt die Abhängigkeit der Migranten von der konjunkturellen Lage auf dem Wohnungsmarkt, da davon auszugehen ist, dass, sobald der Wohnungsmarkt eine Erweiterung der Quotierung auf sämtliche Bestände der Wohnungsunternehmen zulässt, sie auch durchgesetzt wird.

## 2.3 Individuelle Diskriminierung: Spielräume der Gatekeeper

Nicht nur die institutionalisierten Praktiken der Wohnungsunternehmen, sondern auch die Sachbearbeiter der Firmen beeinflussen die Chancen der Migranten bei der Vergabe von Wohnungen. Dieser Einfluss und dessen Folgen für die Positionierung von türkischen und anderen zugewanderten Bewerbern auf dem Wohnungsmarkt sind Schwerpunkte dieses Abschnitts.<sup>7</sup>

Ob die Sachbearbeiter in Wohnungsunternehmen wirklich Gatekeeper, also ‚Torwächter‘ sind, von deren Entscheidung es abhängt, ob ein Bewerber Zugang erhält zum gewünschten Wohnungsmarktsegment, ist abhängig von der Arbeitsorganisation innerhalb des Betriebes und von den Handlungsspielräumen, die sich daraus für die Sachbearbeiter ergeben.

Die Arbeitsteilung ist bei allen untersuchten Unternehmen ähnlich: Der Wohnungsbestand wird gebietsweise aufgeteilt, und für diese Gebiete ist jeweils ein Mitarbeiter zuständig. Dieser bearbeitet sämtliche Belange dieses Bestandes, regelt die Vermietung, spricht Kündigungen aus, nimmt Beschwerden entgegen. Die Entscheidungen von Sachbearbeitern bei der Wohnungsvergabe werden nicht weiter kontrolliert. Die Größe des Bestandes, der pro Sachbearbeiter im Rahmen dieser „A-Z-Verwaltung“ (W 19) verwaltet wird, ist unterschiedlich und schwankt zwischen 300 und 1.100 Wohnungen. Den Sachbearbeitern stehen in einigen Unternehmen Techniker zur Seite, die anfallende Reparaturen erledigen.

Beim Amt für Wohnungswesen wird die Arbeit der Sachbearbeiter der Abteilung für Wohnraumversorgung nach dem Buchstaben des Kundennachnamens aufgeteilt. Jeder Sachbearbeiter ist auch hier für alle anfallenden Belange zuständig. Ein Gatekeeper ist er insofern, als er bei freien Belegrechtswohnungen dem Eigentümer Mietervorschläge unterbreitet, die der Eigentümer jedoch ablehnen kann.

Diese Form der „A-Z-Verwaltung“ bietet grundsätzlich für das Wohnungsunternehmen und auch für die Mieter Vorteile: Der Mitarbeiter kennt die Wohnungen, die er verwaltet, und bestenfalls auch die Mieter, und der Mieter kennt seinen Sachbearbeiter. Gleichzeitig erhöht sich durch diese Art der Arbeitsorganisation der Spielraum für persönliche Diskriminierung. Dies gilt sowohl für die Wohnungsvergabe durch die Sachbearbeiter von Wohnungsunternehmen als auch für die Vermittlungsvorschläge, die den Wohnungsunter-

---

<sup>7</sup> Wenn es um Beschreibungen der Arbeitsorganisation und -verteilung sowie der Handlungsspielräume geht, basiert die Argumentation auf allen Interviews. Bei der Frage, wie diese Handlungsspielräume genutzt werden, wird auf die 14 Interviews zurückgegriffen, die mit den Personen mit tatsächlicher Vermittlungstätigkeit durchgeführt wurden (vgl. Kap. II.3.2)

nehmen von Mitarbeitern des Amtes für Wohnungswesen unterbreitet werden. Hier entscheidet ebenfalls die Vorauswahl des Mitarbeiters darüber, welche Wohnungen jemandem, der auf die Hilfe des Amtes mit Wohnraum angewiesen ist, angeboten werden.

Im Rahmen ihrer Tätigkeiten haben die Gatekeeper der Wohnungsunternehmen und des Amtes für Wohnungswesen die Möglichkeit, nach ihrer persönlichen Einschätzung oder Sympathie einzelne Bewerber zu protegiere oder auch, ihnen aus Gründen, die sie niemandem darlegen müssen, eine bestimmte Wohnung eben nicht zu vermitteln. In wenigen Fällen äußern sich Interviewte über türkische Mieter positiver als über deutsche: So wird als typische Mieterkonstellation gute ausländische Familien und deutsche Alkoholiker genannt, und einem Geschäftsführer ohne Gatekeeping-Funktionen sind türkische Familien oftmals lieber als „korinthenkackerische Deutsche“ (W 8). Häufiger aber schneiden die türkischen Mieter schlechter ab als die deutschen. Es gibt jedoch auch Gruppen, die in ihrer Beliebtheit unterhalb der türkischen Mieter angesiedelt sind: Dazu gehört neben iranischen und irakischen Mietern, die vereinzelt genannt werden, vor allem die Gruppe der Aussiedler. Diese werden sowohl auf nachbarschaftlicher Ebene als auch allgemein als weniger integrationswillig eingeschätzt. Gerade die türkischen Migranten der zweiten Generation gelten als besser auf dem Arbeitsmarkt integriert und als offener im Vergleich zu Aussiedlern.

Durch den Zuzug einer weiteren Migrantengruppe, der osteuropäischen Zuwanderer, hat sich das Image der türkischen Migranten, die auf eine längere Aufenthaltsdauer als die Aussiedler zurückblicken können, zumindest indirekt verbessert: Die neuen Zuwanderer haben den letzten Platz auf der Rangliste eingenommen, wodurch die türkischen Migranten auf den vorletzten Platz gerückt sind, ohne dass sich am Image der Türken selbst viel geändert hätte.

Die Entscheidungsfreiheit der Gatekeeper wird – wie im letzten Abschnitt erwähnt – in zweierlei Hinsicht beschränkt. Zunächst betrifft die Beschränkung die Angebotsstruktur des derzeitigen Wohnungsmarktes: Einige Gatekeeper beklagten sich darüber, dass sich die soziale Struktur ihrer Mieterschaft verschlechtert habe und man auch Bewerber als Mieter akzeptieren müsse, die man unter den Bedingungen eines angespannteren Wohnungsmarktes abgelehnt hätte. Deshalb ist es ihnen nicht immer möglich, in ihrer Entscheidung dem persönlichen Eindruck zu folgen, da die Wohnungsunternehmen bei zu hohen Ansprüchen an die Mieterschaft das Risiko eingehen, ihre Wohnungen nicht mehr vermieten zu können bzw. längere Leerstände und damit Mietverluste in Kauf nehmen müssten, bevor ein in ihren Augen akzeptabler Mieter gefunden ist. Die momentane Situa-

tion auf dem Wohnungsmarkt verbessert also die Chancen von benachteiligten Gruppen, zu denen auch Migranten gehören.

Die zweite Einschränkung besteht in der Vorgabe der Quotierung von zugewanderten Mietern. Die Quotierungsaufgaben führen dazu, dass Sachbearbeiter lediglich zulasten der Migranten ihren persönlichen Eindruck in ihre Entscheidung einfließen lassen können: Eine Missachtung der Quotierung würde auffallen, während sie eine zusätzliche, das heißt über die institutionalisierte hinausgehende persönliche Diskriminierung von Bewerbern mit Migrationshintergrund durchaus zulässt. „Ich würde mehr Türken eine Chance geben“ sagt die Sachbearbeiterin einer kleineren Wohnungsgenossenschaft, aber sie darf es nicht. Die Quotierung lässt Raum für negative Diskriminierung auf der Basis von Vorurteilen und stereotypen Bildern und verhindert eine bevorzugte oder auch nur gleichberechtigte Behandlung zugewandeter Bewerber durch die Gatekeeper, sofern die Quote bereits ausgeschöpft ist. Somit können die Migranten von positiven Einstellungen seitens der Gatekeeper kaum profitieren, sie können aber durchaus unter negativen leiden.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Gatekeeper des Wohnungsmarktes in ihrer Vermittlungstätigkeit Spielräume besitzen, und es gibt auch Hinweise darauf, dass diese Spielräume von den Gatekeepern genutzt werden. Doch die individuelle Diskriminierung bleibt zweitrangig gegenüber der strukturellen Diskriminierung. Die Quotierung als institutionalisierte Praxis gibt den objektiven Rahmen vor, innerhalb dessen Diskriminierung möglich ist. Sie setzt der positiven Diskriminierung eine eindeutige Grenze und öffnet der negativen ein weites Feld.

## **2.4 Begründungen der Gatekeeper**

Im Folgenden werden die Begründungen und Motive diskutiert, die die Gatekeeper für die Diskriminierung angeben.

Dabei verfolgen wir nicht das Ziel, Aussagen über das Ausmaß an Vorurteilen bei Gatekeepern zu treffen. Uns interessiert die Art und Weise, wie Diskriminierung begründet wird. Es geht nicht um die Berechtigung der Argumente der Gatekeeper, sondern um ihre Existenz und ihre Folgen für die Chancen von türkischen Migranten auf dem Wohnungsmarkt.

Eichener (1988, 1990: 174) unterscheidet in einer Studie drei Motive von Vermietern, Migranten zu diskriminieren: Neben der emotional motivierten Diskriminierung aufgrund von Vorurteilen nennt er zweitens die Diskriminierung mit sozialer Motivation, wenn aus der Zugehörigkeit zur eigenen Nation ein Vorrecht der Einheimischen gegenüber Migran-

ten abgeleitet wird oder aber aufgrund antizipierter Reaktionen der Einheimischen Wohnungen nicht an Migranten vergeben werden. Als drittes Motiv nennt Eichener die ökonomisch – rational motivierte Diskriminierung, wenn das Vermieten an Migranten mit ökonomischen Risiken assoziiert wird. In Anlehnung an diese drei Motive werden zur Klassifizierung der Begründungen seitens der Gatekeeper *zwei Argumentationsmuster* unterschieden: Begründungen, die sich *auf Dritte*, das heißt auf das Verhalten von anderen Mietern berufen, und Begründungen, die *auf eigenen Überzeugungen* beruhen. Argumentationsmuster, die Diskriminierung von türkischen Migranten damit begründen, dass das Vermieten an Zugehörige dieser Gruppe unerwünschte Reaktionsweisen Dritter zur Folge hätte, korrespondieren mit der rational motivierten Diskriminierung nach Eichener. Der Gatekeeper diskriminiert nach eigenen Aussagen nicht aufgrund eigener Vorurteile, sondern sieht sich zur Diskriminierung gleichsam gezwungen, da nur so unerwünschte Folgewirkungen vermieden werden können. Im Unterschied zu Eichener bewerten wir diese Art der Argumentation nicht als rational, da anhand des Interviewmaterials nicht zweifelsfrei belegbar ist, ob es sich bei den Aussagen tatsächlich um rationale, das heißt rein zweckmäßig begründete oder ob es sich um rationalisierte Begründungen handelt, die emotionalen Vorbehalten eine sozial akzeptierte Form geben sollen.

Analog zu Eicheners Differenzierung von ökonomischen und sozialen Motiven werden auch die Folgewirkungen in ökonomisch und sozial begründete unterteilt. Die von Gatekeepern antizipierten Folgewirkungen ökonomischer Art sind mit finanziellen Einbußen verbunden; die sozialen Folgewirkungen betreffen dagegen nicht – wie bei Eichener – die Vorrechte von Einheimischen, sondern durch die Vermietung an Migranten ausgelöste Konflikte.

Bei der zweiten Kategorie von Begründungen wird nicht auf das Verhalten Dritter verwiesen, sondern sie gibt eigene Überzeugungen der Gatekeeper wieder. Hier unterscheiden wir einerseits ökonomische Begründungen von solchen, bei denen der Gatekeeper die Eigenschaften, die er mit Migranten assoziiert, schlicht und einfach ablehnt. Die grundsätzliche Ablehnung von Migranten entspricht der emotionalen Diskriminierung im Sinne Eicheners.

Ob die ökonomischen Argumente auf eigenen Erfahrungen beruhen und somit ‚angemessen‘ sind, können wir nicht feststellen. Unser Ziel besteht in der analytischen Unterscheidung von Argumentationsmustern und nicht in der Beschreibung der Charaktere von Gatekeepern.

### *Ökonomische Folgewirkungen „Da will kein Deutscher mehr hin“ (W1)*

Das wichtigste Argument einer *ökonomischen* Folgewirkung ist das der *Vermietbarkeit*: Gatekeeper assoziieren im Allgemeinen türkische Mieter mit erhöhten Schwierigkeiten, freigeordnete Wohnungen an Deutsche zu vermieten. „*Wie viele Ausländer wohnen in diesem Haus?*“, wird die Sachbearbeiterin einer Wohnungsgesellschaft häufig gefragt. Die Frage nach der ethnischen Herkunft der Nachbarn im Haus wird zu einer im Vermittlungsgespräch üblichen Frage, vergleichbar mit der nach den Eigenschaften der Wohnung selbst wie Lage, Größe, Ausstattung etc. Als beliebte Strategie, den Anteil ausländischer oder türkischer Nachbarschaft auf etwas diskreterem Wege zu erfahren, wird die Kontrolle der Namen auf den Klingelschildern im Wohnhaus bei der Wohnungsbesichtigung beschrieben. Wenn auf fünf von acht Klingelschildern türkische Namen stünden, sei die Sache sowieso gelaufen, kommentiert der Geschäftsführer einer Wohnungsgenossenschaft.

In anderen Fällen wird außerdem die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung auf der Ebene des Stadtteils als Kriterium genannt, das in Vermittlungsgesprächen immer wieder zur Sprache gebracht wird. Zum Beispiel werden bestimmte Stadtteile von deutschen Wohnungssuchenden mit den Worten, sie seien „*zu multikulturell*“ (W 17), kategorisch als mögliche Wohnorte ausgeschlossen. Auch wenn seitens der Gatekeeper betont wird, dass es für bestimmte Altbauquartiere wie Linden oder die Nordstadt eine deutsche Klientel mit eher alternativ orientierten Lebensstilen gibt, die bewusst das multiethnische Milieu suchen, so kommt doch für einen Großteil der deutschen Wohnungssuchenden ein ethnisch gemischtes Viertel als Wohnort einfach nicht in Frage: „*Da will kein Deutscher mehr hin*“, beschreibt der Geschäftsführer einer Wohnungsgenossenschaft die Situation eines Quartiers in Linden. Nach Einschätzungen von etwa der Hälfte der Gatekeeper distanzieren sich auch türkische Migranten der zweiten Generation von segregierten Stadtteilen. Gerade für die Migranten, denen ein „*Wille zur Integration*“ (W 11) attestiert wird und die deshalb innerhalb der Gruppe von Migranten zu der für Wohnungsunternehmen interessanteren Klientel gehören, seien typische Migrantenquartiere nicht mehr attraktiv. Insgesamt verbleiben sowohl für ethnisch segregierte Quartiere als auch für Mietshäuser mit überwiegend zugewanderten Mietern nur Mieter, die die Wohnungsunternehmen eigentlich gar nicht haben wollen. Die schlechtere Vermietbarkeit führt außerdem dazu, dass Wohnungsunternehmen verstärkt Leerstände und damit finanzielle Einbußen in Kauf nehmen müssen.

Neben der Vermietbarkeit befürchtet etwas mehr als ein Drittel der befragten Gatekeeper *selektive Abwanderungen* der deutschen Mieter, wenn der Migrantenanteil im Stadtteil

oder im Wohnhaus einen für diese Mieter als ‚erträglich‘ empfundenen Wert überschreitet. Dabei wird besonders der Wegzug der deutschen Mittelschicht beklagt, während als Mieter vorwiegend untere soziale Schichten übrig bleiben, die kaum noch Ansprüche an ihr Wohnumfeld stellen: *„Denen ist es egal, wo sie wohnen“* (W 5). Als Folge von verstärkten Wegzügen der deutschen Mieterschaft und der geringen Attraktivität der frei werdenden Wohnungen für eben diese gewünschte Klientel steige die ethnische Segregation in den Stadtteilen: *„Meier, Müller ziehen aus, aber nicht wieder ein“* (W 11). Weil an andere Bevölkerungsgruppen die Wohnungen nicht mehr zu vermieten wären, entstünden im Zuge eines solchen Prozesses der selektiven Wanderungen *„Hochburgen von Türken, Hochburgen von Russen“* (W 2) und Quartiere, in deren Schulen die Kinder kaum noch die deutsche Sprache beherrschen. Die Schulsituation sei auch der Grund, warum türkische Migranten der zweiten Generation in ethnisch oder auch sozial gemischtere Viertel ziehen.

Ein beträchtlicher Teil der interviewten Gatekeeper assoziiert somit mit dem Vermieten an türkische Migranten ein ökonomisches Risiko, weil aus ihrer Sicht ‚zu viele‘ Türken im Wohnhaus oder im Stadtteil dazu führen, dass erstens die deutsche und allgemein die solventere Mieterschaft wegzieht und lediglich die weniger attraktiven Mieter im Quartier verbleiben, zu denen auch die türkischen gehören, zweitens längere Leerstände bei frei werdenden Wohnungen in Kauf genommen werden müssen und drittens für diese Wohnungen ausschließlich Migranten als neue Mieter in Frage kommen, was den Konzentrationsprozess auf Haus- und Quartiersebene vorantreibt. Diese Begründungen zielen auf eine sinkende Attraktivität des Wohnungsbestandes von Wohnungsgesellschaften, die neben verminderten laufenden Einnahmen wie bspw. Mieteinnahmen auch eine generelle Minderung des Verkaufwertes der Immobilie zur Folge haben kann.

#### *Soziale Folgewirkungen „Konfliktschlichtung ist unheimlich schwierig“ (W13)*

Wenn soziale Folgewirkungen zur Begründung von Diskriminierung herangezogen werden, dann geht es immer um die Minimierung sozialer Konflikte. Mit Ausnahme eines Interviewpartners vom Amt für Wohnungswesen berichten alle von Konflikten zwischen deutschen und türkischen Mieter. Eine häufig gewählte Formulierung bei der Beschreibung der Mieterauswahl ist, dass die Zusammensetzung der Mieterschaft im Haus ‚passen muss‘. Bis auf einen Fall, in dem der Gatekeeper im selben Quartier lebt, in dem er auch Wohnungsvermittlungen vornimmt, machen die Sachbearbeiter in ihrem Alltag aber nur selten eigene Erfahrungen mit der Qualität der nachbarschaftlichen Kontakte. Somit bedeutet das Ziel der Konfliktminimierung vor allem die Minimierung von Beschwerden sei-



tens der Mieter. Diese Beschwerden – in der Regel von deutschen Mietern – werden auf zwei Anlässe zurückgeführt: auf den Zuzug von zugewanderten bzw. türkischen Mietern in vorwiegend homogene Nachbarschaften und auf Lebensstil und Verhaltensweisen dieser Mieter.

Beschwerden allein aufgrund des *Zuzuges von Migranten* kommen im Vergleich zu den anderen Beschwerden seltener vor; insgesamt berichteten Gatekeeper aus drei Unternehmen von derartigen Problemen in Nachbarschaften, die sich durch hohe Homogenität nach Alter und Nationalität ihrer Bewohner, durch Stabilität und geringe Fluktuation auszeichnen. Neuvermietungen gibt es lediglich aufgrund von Todesfällen, und wenn dann Migranten einziehen, beschweren sich die verbliebenen Mieter. Die Vorbehalte der alteingesessenen Mieterschaft werden von den Gatekeepern zwar nicht geteilt, sie sehen aber eine Notwendigkeit, auf ihre langjährigen Mieter Rücksicht zu nehmen und passen dementsprechend ihre Vermittlungstätigkeiten an, indem sie in solche Nachbarschaften nicht mehr an Migranten vermieten. Die Ängste und Vorurteile der Deutschen, die ihre älteren Rechte geltend machen, werden zulasten der Türken beruhigt. „*Da muss man warten, bis sich das Problem von selbst erledigt*“ lautet der Kommentar des Geschäftsführers einer Wohnungsgenossenschaft.

Für Wohnungsgenossenschaften stellt sich das Problem sehr viel schärfer, da deren Mieter zugleich Genossenschaftler sind und deshalb Mitspracherechte haben. Zwei Gatekeeper berichten von massiven „*Befindlichkeiten*“ (W 4) der deutschen Genossenschaftsmitglieder gegenüber Mietern nichtdeutscher Herkunft. Da werde „*kein Blatt vor den Mund*“ genommen, so dass mittlerweile vor der offiziellen Vertreterversammlung eine informelle stattfindet. Auf dieser versuche man im Vorfeld zu klären, ob es brisante Anliegen gibt und wie man ihnen auf der eigentlichen Versammlung begegnen könnte.

Von Beschwerden deutscher Mieter über die *Verhaltensweisen* ihrer türkischen Nachbarn berichten nahezu alle Gatekeeper. Ein häufiger Streitpunkt ist die Lärmbelästigung vorwiegend in den Abendstunden durch Kinder oder häufigen Besuch: „*Sie leben in Gruppen, sie feiern in Gruppen*“ (W 5). Weitere Beschwerden betreffen die Treppen- und Hausflurreinigung, die Mülltrennung, die Kochgewohnheiten und das Freizeitverhalten der türkischen Mieter, die sich nach Angaben der Gatekeeper im Sommer gerne auf Wiesen und Rasenflächen aufhalten, deren Betreten normalerweise verboten ist. „*Konfliktschlichtung ist unheimlich schwierig*“, konstatiert die Angestellte einer Wohnungsgesellschaft.

Die Nutzung der Grünflächen ist häufig Anlass für Auseinandersetzungen. „*Den meisten Ärger gibt's beim Fußballspielen*“ (W 13). Am Ende solcher Konflikte, in denen beispiels-

weise austariert wird, ob ein dreijähriges Kind mit einem Ball ebenso unter das Ballspiel-Verbot fällt wie eine Horde Fußball spielender Zwölfjähriger, stehen oft „rigorose Regelungen“ (W 15). Ein weiteres Thema sind die Überbelegungen von Wohnungen, die von türkischen Migranten gemietet werden: „Die Wohnung ist zum Knacken voll“ (W 8), „da ziehen Schwester, Onkel, Tanten ein“ (W 5). Wenn die Nebenkosten nach der Größe der Wohnung abgerechnet werden, benachteiligt das allein lebende Mieter, da sie denselben Betrag bezahlen müssen wie eine vielköpfige Familie, die in einer Wohnung derselben Größe wohnt. Eher anekdotenhaften Charakter haben Erzählungen über das Schlachten von Schafen in der Wohnung mit entsprechenden Folgen wie dem Trocknen von Tierfellen im Keller etc. Allerdings werden solche Erzählungen mit einem gewissen Stolz vorgebracht, um zu dokumentieren, mit welchen Situationen die Sachbearbeiter schon konfrontiert wurden. Insgesamt wird die Problematik meist weniger im Verhalten selbst gesehen als in den Beschwerden darüber, was unangenehme Arbeit für die Sachbearbeiter bedeutet.

Auch wenn Gatekeeper nicht die türkischen Migranten allein für nachbarschaftliche Konflikte verantwortlich machen, gehen ihre Lösungsstrategien – außer Schlichtungsversuchen durch Sachbearbeiter oder vor Ort durch Hausmeister und Sozialarbeiter – zulasten der Zuwanderer. Durch Quotierung nach Nationalität, Alter oder Anzahl der Kinder wird versucht, die Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Konflikten zu minimieren. Doch während Kriterien wie das Alter bei bestimmten Verhältnissen im Haus angewandt werden, gilt das der Nationalität generell, das heißt selbst wenn in einem Haus türkische und deutsche Nachbarn konfliktfrei nebeneinander leben, wird in vielen Wohnungsunternehmen nicht die Situation vor Ort, sondern die Quotierungsregelung als Maßstab dafür genommen, ob ein weiterer Migrant als Mieter für das soziale Klima im Haus ‚erträglich‘ ist oder nicht. Quotierung entspringt dann einer Art vorauseilenden Gehorsams: Es lässt sich zwar nicht mit Gewissheit sagen, ob eine bestimmte ethnische Zusammensetzung in einer Nachbarschaft zu Konflikten unter den Mietern führen wird, aber da diese Konflikte auch nicht ausgeschlossen werden können, wird vorsichtshalber quotiert. Somit wird das Argument zu einem Selbstläufer, dessen Stichhaltigkeit selbst nicht mehr von Bedeutung ist.

#### *Begründungen aus eigener Überzeugung „Das Verhalten sitzt eben drin“ (W3)*

Neben den Folgewirkungen des Vermietens an türkische Migranten aufgrund von Reaktionen Dritter wird Diskriminierung mit *vermuteten Eigenschaften* von türkischen Migranten begründet. Diese Aussagen betreffen Verhaltensweisen und normative Orientierungen

und zur Begründung werden zum Teil ökonomische Argumente angeführt, häufiger aber sind sie Zeichen eindeutiger Antipathie.

Als Problem, das mit türkischen Mietern in Verbindung gebracht wird und für die Wohnungsunternehmen mit erhöhten Kosten verbunden ist, wird ein vernachlässigender *Umgang mit der Wohnung* benannt. Etwa ein Drittel der Gatekeeper berichten von Erfahrungen wie höheren Instandhaltungskosten bedingt durch eine intensive Beanspruchung der Wohnung und die mangelnde Bereitschaft, notwendige Reparaturen zu durchzuführen. Eine weitere ökonomische Begründung für die Diskriminierung türkischer Migranten könnte aufgrund ihres durchschnittlich geringeren Einkommens in der Mietzahlungsfähigkeit oder auch einer geringeren Zahlungsmoral vermutet werden. Die Einschätzung des *Mietzahlungsverhaltens* ist aber überwiegend positiv: Insbesondere der ersten Generation wird ein pünktlicheres, zuverlässigeres Zahlen der Miete attestiert als den deutschen Mietern, während die zweite Generation in der Beurteilung der Gatekeeper etwas negativer ausfällt und eine „*Verdeutschung*“ (W 4) ihrer Zahlungsmoral festgestellt wird.

Ebenso als ökonomischer Vorteil für Vermieter kristallisieren sich die von einigen Gatekeepern konstatierten *niedrigeren Ansprüche* von türkischen Mietern an eine Wohnung heraus: „*Der Türke fühlt sich auch bei 60 qm wohl mit zwei Kindern, bei Deutschen läuft da unter 100 qm nichts*“ (W 1). Mit niedrigeren Ansprüchen an das Wohnen kann die Möglichkeit assoziiert werden, eigentlich nicht mehr den Anforderungen entsprechende Wohnungen an türkische Bewerber doch noch vermieten zu können.

Somit werden mit dem Vermieten an türkische Migranten nicht nur ökonomische Einbußen und Nachteile assoziiert. Es kommen auch Argumente zur Sprache, die für türkische Migranten als Mieter sprechen. Aber sie haben weniger Gewicht als die Argumente für Diskriminierung: die Vermietbarkeit an attraktive Mieterschichten und die Erhaltung des Immobilienwertes.

Außerdem wird türkischen Migranten von einigen Gatekeepern eine nachlässige Haltung bei der Erfüllung von Pflichten und im Umgang mit fremdem Eigentum zugeschrieben: „*Das geht denen am Allerwertesten vorbei*“ (W 2), oder auch: „*[ ] bei den Rechten können sie ganz prima Deutsch, bei den Pflichten nicht*“ (W 8).

Auch das Geschlechterverhältnis wird mitunter kommentiert: So neigten türkische Männer dazu, ihre Frauen nach der Hochzeit in der Wohnung wegzusperren, sie zum Tragen des Kopftuches zwingen und zuschlagen. Selbst Mütter würden von ihren erwachsenen Söhnen geschlagen. Daran habe sich auch bei der zweiten Generation türkischer Männer in Deutschland nichts geändert. Dieses Verhalten „*sitzt eben drin*“ (W 3).

Der alltägliche Umgang mit türkischen Männern im Kontext der Wohnungsvermittlung bietet ebenfalls Anlass, Aversionen zu entwickeln. So wird von Problemen von Sachbearbeiterinnen berichtet, sich gegen türkische Mieter durchzusetzen, da die türkischen Männer Frauen als Verhandlungspartner nicht akzeptierten. Die Sachbearbeiterin einer Wohnungsverwaltung beschwert sich darüber, dass sie von Türken immer geduzt werde. Eine andere beschreibt türkische Bewerber als besonders aggressiv. Türken würden ihre Ellbogen benutzen, um an eine Wohnung zu gelangen und würden ihr Ausländerfeindlichkeit vorwerfen, wenn sie von ihnen eben genau dieselben Unterlagen verlangte wie von allen anderen auch. Dabei handelt es sich um einen Gatekeeper, der sich selbst als „*ausländerkritisch*“ bezeichnet und sich offen zu Diskriminierung bekennt: „*Bei mir schon!*“, so die Antwort auf die Frage, ob Türken auf dem Wohnungsmarkt schlechtere Chancen hätten. Aber solch offene Diskriminierungsbereitschaft ist die Ausnahme.

### **3 Zwischenfazit**

Trotz der Integrationsprozesse auf dem Wohnungsmarkt – gemessen an den Indikatoren Wohnausstattung und Wohnsicherheit – unterscheidet sich die Wohnsituation ausländischer Haushalte nach wie vor deutlich von der deutscher Haushalte: Sie verfügen im Durchschnitt über weniger und schlechter ausgestatteten Wohnraum, bezahlen aber einen höheren Mietpreis pro Quadratmeter Wohnfläche. Wichtigste Ursachen für die geringere Integration auf dem Wohnungsmarkt sind die rechtlichen Rahmenbedingungen für Ausländer, die demographischen Besonderheiten, die regionale Verteilung und die ökonomische Situation. Auch der Wandel des Wohnungsmarktes und Diskriminierung spielen bei der Erklärung der unterschiedlichen Wohnversorgung deutscher und ausländischer Haushalte eine Rolle.

Da Migranten zu den Gruppen gehören, die bei der Wohnungssuche seltener auf Zeitungsannoncen antworten und seltener über Zugangsmöglichkeiten zum Internet verfügen, sind sie durch die Rekrutierungsstrategien der Wohnungsunternehmen, die sich auf die Annoncierung im Internet und in Zeitungen beziehen, benachteiligt. Auch die Mundpropaganda, die seitens der Unternehmen zu den beliebtesten Rekrutierungsformen gehört, sind für Migranten nicht unbedingt von Vorteil, da ihnen meist Kontakte zu Mietern fehlen, die über Informationen über höherwertige und attraktive Wohnungen verfügen.

Die stärkste Diskriminierung von Bewerbern mit Migrationshintergrund findet sich jedoch bei der Vergabepaxis zu vermietender Wohnungen: Neben ökonomischen Kriterien spielt die ethnische Herkunft des Bewerbers eine entscheidende Rolle. Bis auf eine Ausnahme streben alle Wohnungsunternehmen eine Quotierung der Haushalte von Zuwanderern auf der Ebene der Mietshäuser an, was bedeutet, dass ein türkischer Bewerber keine Wohnung in einem Wohngebäude mieten kann, wenn in diesem der Anteil türkischer Haushalte eine vom Wohnungsunternehmen festgelegte Grenze erreicht hat. Weitere, seltener angewandte Formen der Diskriminierung von türkischen Bewerbern bestehen in der Reservierung hochwertiger Wohnungen für deutsche Mieter und in der Ausweitung der Quotierung auf ganze Stadtteile.

Dass Wohnungsunternehmen den Anteil ausländischer Haushalte durch Quotierungen begrenzen, ist nicht neu: Winter-von-Gregory (1983) stellte bei der Befragung von Sachbearbeitern von Wohnungsunternehmen nach ihren Auswahlkriterien ebenfalls eine „Kontingentierung“ (1983: 269) ausländischer Haushalte fest. Auch in der Öffentlichkeit wird gelegentlich über die Existenz solcher Quotierungen spekuliert (Jordanova-Duda 2003: 4). Sie sind somit eine jahrzehntelange gängige Praxis von Wohnungsunternehmen, die fest im Ablauf der Wohnungsvermittlung verankert ist und deren Sinn kaum noch hinterfragt wird. Die Wissenschaft trägt dazu bei, Quotierungen als Lösungsansatz für sozioökonomisch segregierte Quartiere zu legitimieren, indem sie berechnet, ab welchen ‚tipping points‘ (vgl. Friedrichs 1983) die deutsche Bevölkerung den Stadtteil verlässt und Migranten an deren Stelle treten. Als Folge drohe ein ‚Umkippen‘ des Stadtteils. Dagegen haben viele Studien gezeigt, dass weniger die Migranten die problematischen Mieter in sozioökonomisch segregierten Quartieren sind, sondern eher die Deutschen. So kommt Neuhöfer (1998) in der Studie „Überforderte Nachbarschaften“ zum selben Schluss wie andere Studien (Blasius/Friedrichs: 2000; Tobias/ Boettner: 1992): Migrantenhaushalte gehören zu den ökonomisch stabilsten in benachteiligten Quartieren und tragen zur sozialen Stabilisierung der Nachbarschaften bei. Diesen Eindruck bestätigen einige der interviewten Gatekeeper, wenn sie beispielsweise ihre Mieterschaft als „*gute ausländische Familien und deutsche Alkoholiker*“ charakterisieren (W6) oder bei Nachbarschaftskonflikten den Wegzug des deutschen Haushalts favorisieren.

Nichts desto trotz werden in der wissenschaftlichen Literatur Quotierungen weiter als Lösungsansatz für benachteiligte Quartiere präsentiert: So besteht Neuhöfers Empfehlung an die Praxis in einer Beschränkung des Zuzuges von Migranten. Die Quotierung ist damit nicht nur ein schlechter Ratschlag der Wissenschaft an die Praxis, weil sie keine Lösung ist,

sie führt sogar unter Umständen zu einer Verschärfung der bestehenden Probleme in benachteiligten Quartieren. Schwächung sozialer Netzwerke und damit Schwächung von Selbsthilfepotenzialen kann die Folge sein.

Für Migranten hat die Quotierung auf Häuserebene vier negative Konsequenzen: Zunächst bedeutet sie eine *willkürliche Verengung* des für Migranten zugänglichen Wohnungssegments. Zweitens bedeutet sie eine *qualitative Verschlechterung* der zugänglichen Wohnungen, wenn höherwertige Wohnungen Deutschen vorbehalten bleiben. Drittens kann sie in den Fällen, in denen die Quotierung auf Stadtteilebene ausgeweitet wird, einen *Ausschluss von bestimmten attraktiven Standorten* bedeuten. Viertens *erschwert eine Quotierung die freiwillige Segregation* von Migranten.

Das System der Quotierung lässt zwar viel Raum für negative Diskriminierung, aber kaum Platz für eine bewusste Bevorzugung türkischer Bewerber. Die Quotierung wird unter den gegenwärtigen Bedingungen eines entspannten Wohnungsmarktes allerdings kaum durchgesetzt.

Als Ursachen für die Quotierung werden vornehmlich Motive ökonomischer Art genannt. Gatekeeper befürchten selektive Abwanderungen der deutschen Mittelschichten und eine größere Schwierigkeit beim Vermieten einer Wohnung, wenn der Anteil türkischer Haushalte auf Haus- oder Stadtebene einen kritischen Wert überschreitet. Daneben werden Begründungen genannt, die das Zusammenleben deutscher und türkischer Mieter betreffen. Gatekeeper assoziieren den Zuzug türkischer Mieter mit vermehrten Beschwerden seitens der deutschen Nachbarschaft und betreiben mit der Quotierung eine Politik der ‚vorsorglichen‘ Konfliktminimierung. Die Ursachen für Konflikte auf nachbarschaftlicher Ebene werden zwar nicht unbedingt den türkischen Migranten angelastet, dennoch sind sie es, die durch die Quotierung einseitig die Kosten dieser Form vorausseilender Konfliktscheue tragen müssen. Neben den rational begründeten Motiven äußern Gatekeeper auch in geringerem Maße emotionale Motive der Diskriminierung, die auf Vorurteilen basieren.

Es zeigt sich, dass türkische Wohnungssuchende bestenfalls die zweite Wahl darstellen. Gibt es mehrere geeignete Bewerber für eine Wohnung, hat der türkische schlechtere Chancen als der deutsche – sei es aufgrund der Quotierung oder aufgrund persönlicher Vorbehalte. Das bedeutet, dass es vor allem die Situation auf dem Wohnungsmarkt und die derzeitige Schwierigkeit von Wohnungsunternehmen ist, überhaupt in ihren Augen ‚gute‘ Mieter für ihre Wohnungen zu finden, die die Chancen von Migranten verbessert. Sobald Wohnungsunternehmen bei der Vermietung wieder mehr Auswahl haben, werden

persönliche Vorbehalte und vor allem die Quotierung die Optionen von türkischen Migranten über die allgemeinen Einschränkungen hinaus empfindlich verringern.

## 4 Wohnkarrieren

Die Interviews mit den Gatekeepern des Wohnungsmarktes haben gezeigt, dass türkische Migranten im Bereich der Wohnungsgesellschaften und -genossenschaften Diskriminierungen ausgesetzt sind und im Vergleich zu Deutschen schlechtere Chancen auf dem Wohnungsmarkt haben. Das Kapitel über die Integration der befragten Migranten setzt bei diesen Ergebnissen an und fragt zunächst danach, welche Erfahrungen die Migranten bei der Wohnungssuche gemacht haben und inwiefern sie die bestehenden Benachteiligungen auf dem Wohnungsmarkt zu spüren bekommen (4.1).

Im zweiten Abschnitt wird die aktuelle Wohnsituation der befragten Migranten hinsichtlich ihrer Repräsentativität für türkische Migranten in Deutschland überprüft (4.2). Anschließend werden typische Karrieren der Migranten auf dem Wohnungsmarkt vorgestellt, wobei der Schwerpunkt auf der Frage liegt, ob es sich bei diesen Karrieren um Integrations- oder Ausgrenzungskarrieren handelt und wie sie zu erklären sind (4.3). Ein Fazit über die Ergebnisse hinsichtlich der Integration von türkischen Migranten in der Dimension Wohnen bildet den Abschluss des Kapitels (4.4).

### 4.1 Diskriminierungserfahrungen der Migranten

Die von uns befragten Migranten in Linden-Nord und Vahrenheide-Ost berichten nur selten von eigenen Diskriminierungserfahrungen und generellen Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche. Insgesamt haben zwölf Personen im Laufe ihrer Wohnkarriere über längere Zeit Probleme gehabt, eine passende Wohnung zu finden, die übrigen berichten von gängigen Zeiträumen der Wohnungssuche, die ein paar Monate nicht überschreiten. Von den zwölf Personen, die von Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche hatten, sind fünf mit Diskriminierung konfrontiert worden: *„Als ich Wohnung gesucht habe damals, das war sehr schwierig. Wenn ich gesagt habe, ich komme aus der Türkei, man hat manchmal nicht gemerkt am Telefon, dass ich ausländisch bin oder irgendwie, vielleicht nach längerem Unterhalten hat man gemerkt, und da haben sie gesagt, woher kommen Sie, aus der Türkei, nee wir wollen keine türkischen Leute haben“* (Burcu I.). Von ähnlich eindeutigen Erfah-

rungen berichten Ayhan Ö., der trotz einer Belohnung von 500 € für die Vermittlung einer Wohnung keine finden konnte, und Erdal K., dem am Telefon mitgeteilt wird, die betreffende Wohnung sei bereits vergeben, während man mit seinem deutschen Kollegen sofort einen Besichtigungstermin vereinbaren will. Woran liegt es, dass die befragten Migranten Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt relativ selten am eigenen Leib erfahren haben? Die oben genannten Diskriminierungserfahrungen betreffen vorwiegend den privaten Wohnungsmarkt. Gerade für die befragten Migranten aus der Großsiedlung Vahrenheide-Ost gilt aber, dass sie sich in einem für viele Mieter unattraktiven Wohnungsmarktsegment befinden, in dem Konkurrenz und auch Diskriminierung nicht groß sind. Sofern sie ihre Wohnungssuche auf den Stadtteil Vahrenheide-Ost beschränken, werden sie keine großen Schwierigkeiten haben, eine neue Wohnung zu finden. Der Wohnungsleerstand in Vahrenheide-Ost war mit fast sieben Prozent im Jahr 2001 der höchste in ganz Hannover (LHH 2002a: 22). In Vahrenheide-Ost kann deshalb überhaupt nur jemand Diskriminierungserfahrungen machen, wer sich wie Nursel N. um eine bestimmte Wohnung bewirbt, für die es auch noch deutsche Interessenten gibt.

Für die Diskrepanz zwischen den Aussagen der Migranten und denen der Gatekeeper lassen sich zwei weitere Gründe finden: Zunächst erfahren die Migranten schlicht und einfach nicht, dass sie diskriminiert worden sind. Wenn ein Vermieter einem türkischen Bewerber aufgrund seiner Nationalität keine Wohnung vermieten will, wird er dies dem türkischen Bewerber in der Regel nicht mitteilen.

Ein weiterer Grund für die geringen Diskriminierungserfahrungen der Migranten liegt darin, dass sie zum Teil für den Bewerber *unsichtbar* abläuft. Wendet sich ein Wohnungssuchender direkt an ein Wohnungsunternehmen, ohne sich bereits für eine bestimmte Wohnung zu interessieren, entscheidet der Gatekeeper, welche Wohnungen er dem Bewerber anbietet und welche er ihm vorenthält. Der Bewerber hat keinen Überblick über das Angebot an freien Wohnungen und erfährt somit nicht, wenn ein Gatekeeper ihm aufgrund seiner ethnischen Herkunft eine Wohnung nicht anbietet. In einem solchen Fall kann der Wohnungssuchende den angebotenen Wohnungen durchaus zufrieden sein, ohne zu bemerken, dass ihm nur ein Teil des eigentlichen Angebots zugänglich ist. Dies gilt insbesondere im Fall eines entspannten Wohnungsmarkts, bei dem Gatekeeper auch nach der Berücksichtigung von Quoten über genügend Wohnungen verfügen, die sie an Migranten vermitteln können.



## 4.2 Zur Wohnsituation der befragten türkischen Migranten

Der folgende Vergleich der Daten zur Wohnsituation unseres Samples mit dem Durchschnitt türkischer Migranten in Deutschland dient als Abgleich, inwieweit die Wohnversorgung unserer Interviewten dem für ihre Bevölkerungsgruppe üblichen Standard entsprechen. Dabei muss berücksichtigt werden, dass unser Sample im Vergleich zum Durchschnitt der türkischen Migranten einige Besonderheiten aufweist: Alle sind in einer Großstadt wohnhaft und damit auf einen angespannteren Wohnungsmarkt angewiesen. Zudem haben wir bis auf wenige Ausnahmen Migranten mit Hauptschulabschluss interviewt, die überwiegend zu den unteren Schichten gehören. Bei der Gruppe der Bildungsaufsteiger ist eine bessere Wohnsituation zu erwarten. Die dritte Besonderheit ist die Lebensphase: Die befragten Migranten befinden sich in der Phase der Familienbildung und damit in einer Phase besonderer Geldknappheit aus.

Die Wohnversorgung wird anhand der im ersten Abschnitt dieses Kapitels beschriebenen Indikatoren verglichen.

- *Zustand/ Ausstattung:* Gemessen an dem Zustand und der Ausstattung der Wohnungen zeigt sich wie beim Durchschnitt der türkischen Migranten ein relativ guter Standard der Versorgung: Lediglich ein Migrant lebt in einer Wohnung mit einer Toilette auf der Treppe und nur in einer Wohnung gibt es keine Zentralheizung. Hinsichtlich des Zustandes gibt es bei fünf der 53<sup>8</sup> Wohnungen Hinweise auf Substandard oder auf Renovierungsbedürftigkeit.
- *Wohnfläche:* Die Wohnungen der von uns befragten Migranten haben im Durchschnitt eine Größe von etwa 71 qm. Pro Person steht ihnen eine Wohnfläche von 20qm zur Verfügung. Dieser Wert liegt deutlich unterhalb der durchschnittlichen Versorgung türkischer Haushalte von 27 qm im Jahr 1998 (vgl. Kap. IV.1).
- *Wohnsicherheit:* Laut SOEP-Daten lag der Anteil der türkischen Wohneigentümer in Deutschland 1998 bei 12 Prozent und ist damit in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen. Auch unter den von uns befragten Migranten finden sich vier Wohnungseigentümer.
- *Mietkosten:* 1998 betrug die durchschnittliche Bruttokaltmiete bei ausländischen Mietern 5,75 €. Da wir die tatsächliche Mietbelastung und damit die Warmmieten erhoben haben, lassen sich unsere Ergebnisse nicht direkt vergleichen; dennoch erscheint eine

---

<sup>8</sup> Unter den 55 befragten Migranten befanden sich ein Ehepaar, das in einer gemeinsamen Wohnung lebt, und eine Wohnungslose.

durchschnittliche Warmmiete von 6,90 € bei unseren Befragten im Vergleich zur durchschnittlichen Miete von Migranten als relativ niedriger Betrag.

Der Vergleich zeigt, dass unser Sample hinsichtlich der Wohnsituation im Großen und Ganzen mit dem Durchschnitt der türkischen Haushalte vergleichbar ist; wir haben somit kein für die Gruppe der türkischen Migranten exotisches Sample interviewt. Lediglich der Indikator Wohnfläche weist deutlich auf eine unterdurchschnittliche Versorgung unserer Migranten hin, die sich durch die oben beschriebenen Besonderheiten des Samples aber erklären lassen.

### **4.3 Wohnkarrieren**

Die Daten zur Wohnsituation der befragten Migranten zeichnen das Bild einer bescheidenen Versorgung auf dem Wohnungsmarkt. Dieses Bild und der immer noch hohe Abstand zu den Standards des gesellschaftlichen Durchschnitts, wie er im Abschnitt IV.1 dargestellt wurde, rechtfertigen aber keinesfalls, die Wohnkarrieren unseres Samples als Ausgrenzungsfälle zu bewerten. Ob es sich bei den befragten Migranten um Fälle der Integration oder der Ausgrenzung in der Dimension Wohnen handelt, kann nur anhand der einzelnen Wohnbiographien bewertet werden. Hier ist es nicht der allgemeine Abstand zu deutschen Wohnstandards, sondern es sind die Verbesserungen oder Verschlechterungen der einzelnen Stationen der Wohnbiographien und der sich daraus ergebenden Trend der Wohnkarriere, die über die Frage nach Integration oder Ausgrenzung auf dem Wohnungsmarkt entscheiden. Erst vor dem Hintergrund des Verlaufs der Wohnkarriere wird deutlich, ob die jetzige Wohnsituation der Migranten das Resultat einer Integrations- oder Ausgrenzungskarriere ist.

Der folgende Abschnitt befasst sich zunächst mit den Indikatoren, die zur Beschreibung der Wohnkarrieren herangezogen wurden. Anschließend werden Eigenschaften, die allen oder fast allen Wohnkarrieren gemein sind, vorgestellt und erklärt (4.3.1). Da neben den Gemeinsamkeiten auch deutliche Unterschiede bei den Wohnkarrieren festzustellen sind, haben wir eine Typisierung vorgenommen, die die Verläufe in drei Typen unterteilt (4.3.2). Im letzten Abschnitt werden die Ursachen für die unterschiedlichen Karrieretypen diskutiert (4.3.3).

### *Kriterien zur Beschreibung der Wohnkarrieren*

Über die aktuelle Wohnsituation sind differenzierte Angaben über die gängigen Indikatoren zur Wohnversorgung vorhanden: Neben der absoluten und der relativen Größe der Wohnung, der Ausstattung und des Zustands ist die Wohnsicherheit ein Kriterium der Wohnqualität. Darüber hinaus werden die Miethöhe und auch die Budgetbelastung, das heißt der Anteil des Haushaltseinkommens, der für die Miete aufgebracht werden muss, zur Bewertung der Wohnsituation herangezogen.

Die Frage nach der Richtung der Karriereverläufe wird mit einem Vergleich verschiedener objektiven Indikatoren zur Wohnqualität – Größe, Ausstattung und Zustand – und anhand der subjektiven Bewertung seitens der Migranten beantwortet. Ausgehend von der jetzigen Wohnsituation schätzen die Migranten die früheren Karriereabschnitte im Sinne eines ‚besser‘ oder ‚schlechter‘ ein. Da eine genaue Trennung von retrospektiver Beurteilung und tatsächlichen ‚harten‘ Fakten in den meisten Fällen kaum möglich war, haben wir die subjektive Bewertung als entscheidendes Kriterium einer Verbesserung oder Verschlechterung der Wohnsituation herangezogen.

Die subjektive Bewertung der Migranten und deren Fazit zur gesamten Wohnkarrieren sind zudem von zentraler Bedeutung, da sie die Prioritäten der Befragten beleuchten. Wenn eine objektive Verschlechterung der Wohnqualität bewusst in Kauf genommen wurde, da die neue Wohnung andere Vorteile hat wie die Nähe zu Freunden oder zum Arbeitsplatz, kann ein solcher Wohnungswechsel nicht als Schritt in Richtung Ausgrenzung interpretiert werden. Als Ausgrenzung werden die Wohnkarrieren bewertet, die durch dauerhafte Verschlechterung gekennzeichnet sind, aus der Not entstanden und nicht selbst gewählt sind. Als Integrationskarriere wird eine Wohnkarriere dann bewertet, wenn die aktuelle Wohnsituation den Anfangspunkt der Karriere hinsichtlich der objektiven und subjektiven Indikatoren übertrifft.

#### **4.3.1 Bescheiden, räumlich begrenzt, wenig mobil: Gemeinsamkeiten der Wohnkarrieren**

Die Wohnkarrieren der Migranten weisen einige zentrale Gemeinsamkeiten auf. Sie betreffen das Niveau zu Beginn der Wohnkarriere, die sukzessive Verbesserung der Wohnsituation im Laufe der Kindheits- und Jugendphase, das Fehlen einer postadoleszenten Phase, das Verbleiben in der elterlichen Wohnung nach der Hochzeit, die mit der Heirat einhergehende Verschlechterung der Wohnsituation und die räumliche Reichweite sowie die Umzugshäufigkeit der Karrieren.

Erstens beginnt die Karriere der Migranten auf einem recht *niedrigen Niveau*. Die Eltern wurden als ‚Gastarbeiter‘ ins Land geholt, und die meisten verstehen sich auch als solche. Sie gingen davon aus, höchstens ein paar Jahre im fremden Land zu bleiben und versuchten daher, möglichst viel Geld für ihre Rückkehr und ihr späteres Leben in der Türkei zu sparen. Die Wohnsituation ist meist ein Ausdruck für diese Sparsamkeit; der Größe und Ausstattung einer Wohnung wird nicht viel Wert beigemessen und die zweite Generation wird in überwiegend sehr schlechte Wohnverhältnisse hineingeboren:

*„Meine Eltern haben nicht so in Luxus gelebt wie wir. Die wollten nur eins: sparen und in die Türkei wieder zurück, [...] wir haben in zwei Zimmer damals gewohnt, mit vier Kinder, zwei Zimmer, ne, wir hatten nicht einen große Wohnzimmer. [...] Wir haben ja 200 Mark damals Miete bezahlt“ (Aynur V.).*

Zweitens gelingt vielen türkischen Familien im Lauf der Jahre eine sukzessive Verbesserung ihrer Wohnverhältnisse, wie sie Çiğdem B., die mit fünf Geschwistern groß geworden ist, beschreibt: *„Ich bin in die XY-Straße gekommen, im Dachgeschoss, eine sehr kleine Wohnung [...] die Küche war ganz klein. Dann sind wir eine Etage runter gezogen. Da war es ein bisschen größer, drei Zimmer. [...] Aber dann haben wir in YX- Straße eine sehr schöne Wohnung gekriegt mit Bad und so. Mit Kamin und 120 qm war die groß. Wir hatten damals nicht so viele Möbel. Das Wohnzimmer war sehr groß, wir durften auch Fahrrad fahren und Roller fahren in dem Wohnzimmer.“*

Die meisten Migranten haben somit zusammen mit ihren Eltern bereits einen Aufstieg in ihrer Wohnkarriere hinter sich, das trifft vor allem auf die Jüngeren zu, die zum Teil noch zuhause wohnen.

Ihre Ausgangssituation, das heißt die Wohnverhältnisse, in denen sie sich befinden, bevor sie die elterliche Wohnung verlassen, ist mit der Ausgangsposition von deutschen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen nicht vergleichbar. Gerade in der Arbeiterschicht – zu der die Migranten der ersten Generation gehören – ist Wohnungseigentum weit verbreitet: 48,5 Prozent der deutschen Arbeiterhaushalte verfügten 1988 über Haus- und Grundeigentum (Petrowsky 1993: 135). Mit dem Eigentum verbindet sich nicht nur eine hohe Wohnsicherheit, sondern in der Regel auch ein höherer Wohnstandard: mehr Wohnfläche pro Person, bessere Ausstattung des Wohnraums und die Möglichkeit eines eigenen Gartens.

Die befragten Migranten lebten dagegen bei ihren Eltern trotz der sukzessiven Verbesserung in recht bescheidenen und vor allem beengten Wohnverhältnissen. Sie beginnen die Wohnkarriere somit auf einem – im Vergleich zum deutschen Durchschnitt – relativ niedri-

gem Niveau. Ein Schritt in Richtung Integration auf dem Wohnungsmarkt beinhaltet eine Verbesserung der Wohnsituation; gleichzeitig kann das Resultat dieser Verbesserung ein Zustand sein, der für Deutsche eine benachteiligte Wohnsituation bedeutet.

Die folgenden drei Gemeinsamkeiten der Wohnkarrieren sind besonders auffällig, da sie sich stark vom üblichem Muster der Wohnkarrieren von Deutschen unterscheiden. So ist das *Fehlen einer postadoleszenten Phase* die dritte Gemeinsamkeit der Wohnkarrieren der türkischen Migranten. Bis auf drei Männer, die vor ihrer Heirat in eine eigene Wohnung bzw. eine Wohngemeinschaft gezogen sind, haben die Befragten nie alleine gelebt. Im Vergleich dazu sind es nur ein Fünftel der Deutschen, die zwischen Auszug aus dem Elternhaus und gemeinsamer Wohnung mit dem Ehepartner keine andere Wohnform ausprobieren (Diewald/Wehner 1996: 140). Die erste Veränderung in der Wohnsituation der Migranten erfolgt dagegen frühestens nach der Heirat. Möglichkeiten der Abnabelung von den Eltern und des Experimentierens mit verschiedenen Lebens- und Wohnweisen bieten sich daher kaum.

Für das Ausbleiben der Zwischenphase nach dem Auszug aus der elterlichen Wohnung und vor der eigenen Familiengründung kommen verschiedene Gründe in Frage: Das Wohnen bei den Eltern erlaubt ihnen weiterhin eine Kontrolle ihrer erwachsenen Kinder – ein Grund, der vor allem auf die Frauen zutreffen wird. Für die Männer scheinen es dagegen Spareffekte und oftmals schlichte Bequemlichkeit zu sein, was sie zu Hause hält. So genießt Ömer U. anfänglich die Zeit seiner Arbeitslosigkeit, da er bei den Eltern weder Miete zahlen noch sich um alltägliche Angelegenheiten kümmern muss. Ein weiterer Grund liegt in der Familienorientierung der Migranten, die früh heiraten und Kinder bekommen, so dass es sich kaum ‚lohnt‘, vor der Familiengründung eine eigene Wohnung zu beziehen.

Bei den befragten Migranten ist es üblich, auch nach der Hochzeit eine gewisse Zeit bei den Eltern oder Schwiegereltern wohnen zu bleiben, bis eine passende Wohnung gefunden ist. Das *Verbleiben in der Wohnung der Eltern nach der Heirat* als vierte Gemeinsamkeit ist aus ökonomischen Gründen nachvollziehbar, da das junge Paar nur wenig oder gar keine Miete an die Eltern zahlt. Bei fast der Hälfte der verheirateten Migranten ist diese Phase nicht nur eine vorübergehende Notlösung, sondern erstreckt sich über einen Zeitraum von mehr als zehn Monaten, viele bleiben mehrere Jahre bei ihren Eltern oder Schwiegereltern. Alpay G. zieht erst nach zehn Jahren mit seiner Familie in eine eigene Wohnung. Celal Y. und Osman U. übernehmen schließlich die Wohnung der Eltern, die im Rentenalter remigriert sind und sich nun viel seltener in Deutschland aufhalten.

Differenziert man die Wohnkarrieren nach Geschlecht, gibt es starke Hinweise darauf, dass dieses Verhalten nicht allein eine Sparstrategie darstellt: Nur vier der befragten Frauen wohnen nach der Heirat noch länger mit ihrem Mann bei ihren Eltern. Dagegen ziehen bei den befragten Männern in 13 Fällen die Frau in die Wohnung ihrer Schwiegereltern. Hier sind es nur sieben Männer, die gleich nach der Hochzeit eine eigene Wohnung für sich und ihre Frau mieten.

Dass die Frauen meist nicht in der Wohnung der Eltern bleiben, sondern für sich und ihren Ehemann eine neue Bleibe suchen, ist aus ökonomischer Sicht dysfunktional. Gerade diese Paare würden aufgrund der schlechten Arbeitsmarktchancen des Mannes besonders profitieren, wenn sie ihre Miete einsparen könnten. Daher liegt es nahe, dass kulturell geprägte Vorstellungen von Ehe und Familie die maßgebliche Rolle für das Verbleiben in der Wohnung der Eltern spielen. Es scheint wenig üblich, von einem Mann zu erwarten, in die Wohnung seiner Schwiegereltern zu ziehen und sich damit ggf. einem anderen Familienoberhaupt unterzuordnen. Zugleich ist ein Mann auch weniger auf die Kontakte zur Familie seiner Frau angewiesen, da er auch zum Beispiel in türkischen Cafés mehr Möglichkeiten hat, eigene soziale Kontakte zu knüpfen. Eine durch Heiratmigration nach Deutschland migrierte türkische Frau hat diese Möglichkeiten nicht. Die zweite wichtige Funktion, die das Zusammenwohnen mit der Familie des Mannes erfüllt, ist die Kontrolle der Ehefrau während der Abwesenheit des Mannes durch die Schwiegermutter oder Geschwister.

Die fünfte Gemeinsamkeit, die die Wohnkarrieren der türkischen Migranten von denen in Deutschland üblichen Karrieren unterscheidet, ist ihre *räumliche Beschränktheit*. Die Wohnkarrieren der Migranten verlaufen in einem eng begrenzten Gebiet. Etwa die Hälfte der 55 Befragten lebt seit der Kindheit oder frühen Jugend in ihrem Stadtteil und ist bislang nur innerhalb dieses Stadtteils umgezogen. Nur Wenige sind erst im Zuge ihrer Familiengründung in ihren jetzigen Stadtteil gezogen. Überwiegend sind das Männer in Vahrenheide-Ost, von denen fünf nach der Hochzeit aus anderen Stadtteilen Hannovers in die Großsiedlung gezogen sind. Die Wohnkarrieren der Migranten ‚kreisen‘ innerhalb der Grenzen eines Quartiers. Auch ihre Wohnwünsche würden die Migranten am liebsten im selben Stadtteil verwirklichen: das häufig erwünschte Wohnungseigentum sollte nach Möglichkeit im Quartier oder nicht weit davon entfernt liegen. Ungeachtet der Tatsache, dass das klassische freistehende Einfamilienhaus in Linden-Nord gar nicht realisierbar wäre, würden die Lindener am liebsten dort ein Einfamilienhaus erwerben. Als weitere Orte für die Eigentumsbildung werden Davenstedt oder Langenhagen genannt, Stadtteile, die in der Nähe von Linden-Nord oder Vahrenheide-Ost liegen. Vergleichswerte zum räumli-

chen Radius beim Wanderungsverhalten von Deutschen gibt es nur wenige: Nach Schneider und Spellerberg (1999: 244f.) differiert der räumliche Radius bei Umzügen nach Lebensstil. Während Bewohner mit erlebnisorientierten Lebensstilen in Westdeutschland häufiger den Stadtteil oder die Stadt wechseln, ziehen etwa ein Drittel der Personen mit konventionelleren Lebensstilen ausschließlich innerhalb des Wohnquartiers um.

Die sechste Gemeinsamkeit der Wohnkarrieren betrifft die *Mobilität*: Es handelt sich bei unserem Sample um eine eher immobile Gruppe. Obwohl das Durchschnittsalter bei 31 Jahren liegt, sind nur zehn der befragten Migranten nach dem Auszug aus dem Elterhaus häufiger als einmal umgezogen. Bedenkt man, dass gerade in den ersten Jahren nach dem Auszug aus der elterlichen Wohnung häufiger umgezogen wird als in späteren Jahren, erscheint ein Umzug in einer ca. zehnjährigen Wohnkarriere eher wenig (Birg/Flöthmann 1992: 45)<sup>9</sup>. Die geringe Umzugshäufigkeit ist vor allem mit dem Fehlen der Postadoleszenz und dem damit verbundenen Auszug aus dem Elternhaus zu erklären. Diese Sesshaftigkeit ist bis auf wenige Ausnahmen freiwillig: Insgesamt fünf der Befragten sind mit ihrer momentanen Wohnsituation unzufrieden, aber aus ökonomischen Gründen nicht in der Lage, ihre Wohnung zu wechseln.

Umgezogen wird, weil der Familienzuwachs einen Umzug in eine größere Wohnung unumgänglich macht. Nicht die Verbesserung von Wohnbedingungen ist das Ziel, sondern die Vermeidung von Verschlechterungen. Die Umzüge geschehen meist ohne äußeren Zwang. In zwei Fällen wurde die Wohnung aufgrund von Sanierungen unfreiwillig aufgegeben. Kündigungen, Fälle von Zwischen- oder Übergangsmiete, von denen Migranten in den achtziger und neunziger Jahren in Sanierungserwartungsgebieten verstärkt betroffen waren, gibt es bis auf die beiden Fälle nicht.

Die siebte Gemeinsamkeit ist die *Verschlechterung der Wohnsituation nach der Heirat*. Sie ist in den Fällen, in denen der Ehepartner in die Wohnung der Familie des Befragten zieht und sich das Paar in der Regel einen Raum teilen muss, offensichtlich. Dieser *Heiratsknick* am Anfang der Wohnkarriere ist für etwa zwei Drittel unseres Samples ein typisches Muster.

Während sich bei den Paaren, die in der Wohnung der Eltern bleiben, der Heiratsknick vor allem auf die Wohnfläche pro Person bezieht, ergibt sich die Verschlechterung bei den

---

<sup>9</sup> Nach Daten des sozioökonomischen Panels liegt die durchschnittliche Anzahl an Umzügen bei der Altersgruppe der 18-30 -Jährigen für ihre dritte Lebensdekade bei 1,7; allerdings werden nur solche Wohnungswechsel erfasst, die mit einem Wechsel des Erstwohnsitzes verbunden sind. Da es gerade für die mobile Gruppe der Studenten typisch sein wird, den ersten Wohnsitz bei den Eltern zu belassen und sich in den jeweiligen Studienort mit dem Zweitwohnsitz anzumelden, liegt die Vermutung nahe, dass das SOEP die Umzugshäufigkeit dieser Altersgruppe unterschätzt (Diewald/Wehner 1996: 131, 141).

Paaren mit einer eigenen Wohnung eher durch die mindere Ausstattung und den schlechteren Zustand der Wohnung. Bringt der Auszug aus dem Elternhaus eine Verschlechterung der Wohnqualität mit, verbessert sich dagegen die Wohnsituation dagegen hinsichtlich der Wohndichte: Die Paare haben nun meist etwa 25 qm Wohnfläche pro Person zur Verfügung und damit deutlich mehr Platz als in der elterlichen Wohnung. Aber auch diejenigen, die nach der Heirat eine eigene Wohnung beziehen, bewerten ihr neues Heim im Vergleich zur elterlichen Wohnung als Rückschritt. Die Tendenz, dass mit dem Auszug aus dem Elternhaus die Wohnzufriedenheit nur geringfügig steigt, zeigt sich auch anhand von Daten des sozioökonomischen Panels (Klein/Lauterbach 1996: 156) und gilt somit nicht nur für unsere Untersuchungsgruppe.

Die Karrieren der Befragten folgen einem Grundmuster, das sich in drei Merkmalen stark vom Muster gängiger Wohnkarrieren von Deutschen unterscheidet. Diese Unterschiede betreffen das Fehlen einer postadoleszenten Phase, das Verbleiben der Migranten in der elterlichen Wohnung nach der Heirat und der geringe Radius, innerhalb dessen die Wohnkarrieren stattfinden. Während das Alleinwohnen nach dem Auszug aus dem Elternhaus, gefolgt vom Zusammenwohnen mit dem Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, die ggf. in eine Ehe übergeht, ein gängiges Verlaufsmuster von Wohnkarrieren bei Deutschen darstellt (Diewald/Wehner 1996: 139), sieht ein typisches Verlaufsmuster bei den türkischen Migranten folgendermaßen aus: Wohnen bei den Eltern bis zur Hochzeit, Verbleiben in der elterlichen Wohnung bzw. Umzug in die Wohnung der Schwiegereltern bis zum ersten oder zweiten Kind, Auszug in die erste eigene Wohnung.

Insgesamt differenzieren sich die Wohnkarrieren der Migranten weniger durch ihren Verlauf als durch das Niveau, auf dem sie ablaufen. Diese Unterschiede im Niveau der Wohnkarrieren bilden den Schwerpunkt des nächsten Abschnitts.

#### **4.3.2 Typen von Wohnkarrieren**

Wir unterscheiden drei Typen von Verläufen auf dem Wohnungsmarkt, die jeweils ein bestimmtes Niveau charakterisieren: Aufstieg, Stagnation und Abstieg. Ein Aufstieg wird von 20 Migranten erreicht. Die meisten der befragten Migranten haben eine stagnierende Wohnkarriere; der Typ Abstieg kommt mit neun Fällen am seltensten vor. Diese drei Karrieretypen werden im Folgenden als Idealtypen skizziert. Die anschließenden empirischen Fälle dienen der differenzierenden Erläuterung der idealtypischen Konstrukte. Die Gründe für die Karrieretypen werden im Abschnitt 4.3.3 diskutiert.



## **Aufstieg**

### *Der Idealtypus*

Der Mann bleibt nach der frühen Heirat mit einer Frau aus der Türkei zunächst bei seinen Eltern und Geschwistern wohnen. In der Wohnung der Eltern leben sie zusammen in einem Zimmer, bis das erste Kind kommt. Nach der Geburt des Kindes zieht er mit seiner Frau in die erste eigene Wohnung. Obwohl er in der Industrie als Facharbeiter einen unbefristeten Arbeitsvertrag hat und demnach langfristige Pläne machen könnte, wird die erste Wohnung weniger nach dem Kriterium der Größe oder Qualität, sondern nach finanziellen Kriterien ausgesucht: Sie ist sehr günstig, dafür aber mit 50 qm sehr klein und in einem schlechtem Zustand. In dieser Wohnung bleibt die Familie, bis die Frau einige Jahre später wieder schwanger wird. Da die Wohnung für eine vierköpfige Familie zu klein ist, wird nach der Geburt des zweiten Kindes ein weiteres Mal umgezogen. Diesmal ist die neue Wohnung besser ausgestattet – mit einem größeren Badezimmer und mit Balkon – und mit 80 qm deutlich geräumiger, hat aber auch nicht mehr als drei Zimmer, so dass sich die Kinder ein Zimmer teilen. Der Mann ist sowohl mit seiner Wohnkarriere als auch mit seiner jetzigen Wohnung sehr zufrieden. Ein weiterer Umzug kommt für ihn nur in Frage, wenn es ihm später gelingen sollte, eine Eigentumswohnung zu erwerben. Eine eigene Wohnung oder ein kleines Haus nicht direkt im Stadtteil, sondern in der Nähe, etwas weiter am Stadtrand, das ist sein Wunschtraum und das langfristig auch erreichbare Ziel seiner Wohnkarriere.

### *Das Beispiel Zeycan T.: „Also diese Wohnung, die ist gut.“*

Bis zu ihrer Heirat lebt Zeycan in Köln mit ihrer Familie in einer kleinen Altbauwohnung mit Substandard. Ihr Verlobter, ein türkischer Migrant aus Hannover, versucht vor der Hochzeit, eine Wohnung für sie beide zu finden. Obwohl der gelernte Schlosser eine feste Stelle in der Industrie hat, gelingt es ihm zur Zeit der Wohnungsnot 1988 nicht, eine gute und preiswerte Wohnung zu finden. Lediglich in Vahrenheide-Ost kann er eine Wohnung mieten, die jedoch klein und nicht von allzu guter Qualität ist. Zeycan wird nach der Heirat sehr schnell Mutter und fühlt sich in dem fremden Stadtteil zunächst nicht besonders wohl, freundet sich dann aber mit einer türkischen Migrantin an. Diese Freundschaft ist der Grund, warum sie nicht aus Vahrenheide-Ost wegziehen will. Eigentlich will die Familie nach dem ersten Kind umziehen, da die Wohnung nun viel zu klein ist, aber Zeycan lehnt das Angebot einer schönen, großen Wohnung ab, da sie nicht im Stadtteil liegt. Letztendlich findet sie 1996 über einen Bekannten eine Wohnung in unmittelbarer Nähe, mit der sie

zufrieden ist: „*In der alten Wohnung ist mir die Decke fast auf den Kopf gefallen, es war zu eng, das Kind wurde immer größer [...] also da hätt´ ich [...] nicht mehr lange ausgehalten.*“ Ihre jetzige Wohnung, in der sie mittlerweile zu viert leben, hat 75 qm.

*Das Beispiel Coşkun P.: „Ich hab´ dann [...] eine Wohnung gefunden, zum Kauf.“*

Die Integrationskarriere des Aufsteigers Coşkun verläuft ‚spektakulärer‘: Aufgrund von Konflikten mit seinem Vater schickt dieser ihn als Jugendlichen in die Türkei, von wo er in einer abenteuerlichen Reise auf eigene Faust wieder nach Deutschland zurückkehrt. Er findet bei seiner deutschen Freundin Unterschlupf, lebt aber später wieder bei seinem Vater in Vahrenheide-Ost. In seiner Lehrzeit als Tischler besucht er seine Mutter und Schwester, die ebenfalls vom Vater in die Türkei geschickt wurden. Er beschließt, seine Familie wieder nach Deutschland zu holen, bricht dafür seine Ausbildung ab, schiebt Nachtschichten in einer Reinigungsfirma und mietet eine Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung im Stadtteil Herrenhausen. Dort lebt er mit seiner Schwester und seiner Mutter. Als er seine jetzige Frau, eine Türkin der zweiten Generation, kennen lernt und sie heiratet, wird die Wohnung schließlich zu klein, aber Ende der achtziger Jahre ist die Wohnungssuche nicht einfach: „*Wir mussten unbedingt `ne Wohnung finden, dann [...] war das erste Kind da.*“ Als keine Mietwohnung zu finden ist, überlegt Coşkun, der sich mittlerweile mit einem Imbiss selbstständig gemacht hat und dessen Frau über ein sicheres Einkommen verfügt, als Ausweichstrategie den Kauf einer Wohnung. In Vahrenheide wird er fündig. Obwohl er lieber in einen anderen Stadtteil gezogen wäre, zieht die Familie 1990 in die 80 qm große Wohnung. Dort leben sie mit mittlerweile zwei Kindern. Seiner Mutter hat Coşkun ein paar Jahre später eine eigene Wohnung in Linden-Nord gekauft.

*Das Beispiel Emine F.: „Ein Neuanfang.“*

Wie Zeycan kommt Emine aus Köln. Sie heiratet im Alter von 17 einen türkischen Migranten der zweiten Generation in Hannover, um ihrem alkoholkranken Vater zu entkommen, der sie misshandelt: „*Die Flucht aus Köln, aus meiner Familie raus, weg und hab dann geheiratet [...] wahrscheinlich hätte ich zu jedem ja gesagt.*“ Nach der Heirat 1987 zieht sie mit ihrem Mann in eine gemeinsame Wohnung nach Linden-Nord. Die Wohnung hat zwar drei Zimmer, ist aber nur 50 qm groß, die Toilette ist sehr klein und eine Dusche befindet sich in der Küche. Dafür sind die Mietkosten mit 245 € Warmmiete sehr gering. Am Anfang der Ehe arbeitet der Mann als Taxifahrer, später wechselt er zu ‚Conti‘. Emine bekommt zwei Kinder, aber die Ehe scheitert, da der Mann depressiv ist und ihr verbietet zu arbeiten oder

eine Ausbildung zu machen. 2001 verlässt Emine ihren Mann, der sich weigert, aus der Wohnung auszuziehen: *„Ich musste ausziehen [...] hab ich gesagt, gut dann ist es für mich ein Neuanfang [...] am nächsten Samstag hab ich ´ne Wohnung gefunden.“* Die neue Wohnung hat ebenfalls drei Zimmer, ist mit 70 qm aber wesentlich größer und für die dreiköpfige Familie ausreichend. Allerdings sind die Kosten der jetzigen Wohnung mit 460 € Warmmiete fast doppelt so hoch wie vorher. Da die Frage nach dem Unterhalt noch nicht geklärt ist und Emine zwar arbeitet, aber nicht mehr als 700 € verdient, kann sie sich die Wohnung nur durch die Zuzahlung des Sozialamtes leisten.

## **Stagnation**

### *Der Idealtypus*

Nach der Hochzeit zieht die Frau mit ihrem Ehepartner, der aus der Türkei kommt, in eine eigene, sehr kleine Wohnung mit nur einem Zimmer. Im Vergleich zur Wohnsituation bei den Eltern bringt der Schritt in die Unabhängigkeit eine Verschlechterung der Wohnqualität mit sich; eine größere und bessere Wohnung kann sich das Ehepaar, das auf den geringen Verdienst der Frau angewiesen ist, jedoch nicht leisten. Wieder ist der Nachwuchs der Anlass, die Wohnung zu wechseln. Nach der Geburt des ersten Kindes zieht die Familie in eine Zwei-Zimmer-Wohnung, die nur wenig größer ist als die alte. Deshalb ist spätestens bei dem dritten Kind ein weiterer Wohnungswechsel unumgänglich. Die aktuelle Wohnung hat zwar drei Zimmer, aber der Wohnraum ist mit knapp 60 qm für fünf Personen immer noch sehr eng bemessen. Die Frau beurteilt ihre Wohnkarriere insgesamt positiv, weil sie sich mit ihren Umzügen immer verbessern konnte, ist aber mit ihrer jetzigen Wohnsituation eher unzufrieden. Die Wohnung ist zu klein, ihr fehlen Abstellflächen und ein Balkon, das Bad ist renovierungsbedürftig. Sie wünscht sich ein eigenes Häuschen mit Garten; von der Realisierung dieses Traums ist die Familie allerdings aufgrund ihrer ökonomischen Lage weit entfernt.

### *Das Beispiel Ayhan Ö.: „Mir reicht die Wohnung hier.“*

Ayhan ist als Kind in den siebziger Jahren mit seinen Eltern aus dem Stadtteil Hainholz nach Vahrenheide-Ost gezogen, was er rückblickend positiv beurteilt: *„Damals war das eine große Verbesserung, wo wir hier hergezogen sind. Jeder wollte hier her.“*

Nach der Hochzeit zieht er in eine kleine Drei-Zimmer-Wohnung in die Nähe seiner Eltern, damit seine Frau, die bislang in der Türkei gelebt hat, jemanden hat, der sich um sie kümmert und ihr in Alltagsangelegenheiten hilft, während er bei der Arbeit ist. Dort leben sie

sechs Jahre mit schließlich zwei Kindern; allerdings ist Ayhan mit seiner Wohnungssituation zunehmend unzufrieden. Das liegt aber weniger an der Qualität der Wohnung als am sozialen Umfeld. Die Wohnung liegt im Erdgeschoss und er fühlt sich durch lärmende Kinder auf dem Spielplatz vor dem Haus und durch herumlungernde Erwachsene gestört. Er möchte umziehen, kann aber aufgrund von Diskriminierung und der gespannten Wohnungsmarktlage keine Wohnung finden. Schließlich verspricht er sogar in einer Zeitungsannonce 500 € Belohnung für die Vermittlung einer Wohnung, bekommt aber nur ein einziges Angebot. Nach dieser gescheiterten Wohnungssuche auf dem privaten Wohnungsmarkt und einigen Auseinandersetzungen mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft lässt er sich 1996 eine Wohnung in einem anderen Teil Vahrenheides vermitteln. Obwohl Ayhan unbefristet als Arbeiter bei VW beschäftigt ist und über 1.750 € netto verdient, ist seine neue Wohnung mit 65 qm für vier Personen recht klein und von der Qualität her kaum besser als die alte. Aber sie erfüllt das entscheidende Kriterium der Ruhe und scheint seinen bescheidenen Ansprüchen zu genügen: *„Heizung ist drinne, Fernsehkanäle kann ich gucken, das reicht mir. Ich hab' auch nicht die Zeit, hier den ganzen Tag drinne zu wohnen. Man geht zur Arbeit, kommt nach Hause, große Anforderungen hab' ich nicht.“*

*Das Beispiel Rabia D.: „Wir sind ja alle zusammen hier.“*

Rabia kommt in den achtziger Jahren nach Linden-Nord. 1989 heiratet sie einen Mann aus der Türkei und muss für seinen Nachzug genügend Wohnraum nachweisen. Ihr Bruder heiratet zur selben Zeit eine Türkin und es gelingt den Geschwistern, eine Wohnung im selben Haus zu mieten, in dem ihre Eltern wohnen: *„Wir hatten zwei Wohnungen, in einer Wohnung hat meine Familie gelebt mit meinen Schwestern, in der zweiten mein Bruder, ich, mein Mann und meine Schwägerin, [...] gegessen haben wir gemeinsam, unten bei meinen Eltern. Nur zum Schlafen sind wir nach oben gegangen.“* Als das Haus, das einer Wohnungsgenossenschaft gehört und sich in einem sehr schlechten Zustand befindet, saniert wird, werden Rabia und ihre Familie in eine gemeinsame Wohnung ‚umgesiedelt‘: *„Dann haben sie uns dort ausquartiert, weil es dort repariert werden sollte, haben sie uns in eine andere Wohnung geschickt, [...] dort war es gut, alles war drin, das Bad und so, aber diesmal haben wir alle zusammen gewohnt, das ist auch schwer.“*

Nach einem Jahr bekommen Rabia und ihr Mann in dem sanierten Haus eine eigene Wohnung mit knapp 50 qm zugewiesen, in der sie heute – mit zwei Kindern – noch leben. Die Eltern, der Bruder und die Schwägerin ziehen ebenfalls wieder in das Haus. Die Warmmiete von Rabias Wohnung ist mit 320 € relativ niedrig, aber die Familie kann sich mit dem Ge-

halt des Mannes, der als Angelernter in einem Lager arbeitet, auch keine teurere Wohnung leisten. Im Vergleich zur Wohnsituation vor der Sanierung sieht sie ihre jetzige Lage als Verbesserung an, da ihnen aber die Wohnung zu klein wird, haben sie angefangen, sich nach einer neuen umzusehen: *„Ich habe zwei Kinder, das Kinderzimmer ist auch klein, wo sollen ich sie schlafen legen, es ist schwer dort. Eins schläft jetzt gezwungenermaßen mit mir.“* Die neue Wohnung sollte aber nicht zu weit weg sein, da sich Rabia ein Leben ohne den täglichen Kontakt zu ihrer Familie nicht vorstellen kann.

### **Abstieg**

Der übliche Verlauf einer Wohnkarriere ist – wie oben geschildert – durch einen bescheidenen Aufstieg oder zumindest eine Stagnation der Wohnverhältnisse gekennzeichnet. Wohnbiographien, die in Richtung Ausgrenzung verlaufen, bilden den seltensten Typ von Karrieren in unserem Sample: Neun der 55 Migranten haben eine Ausgrenzungskarriere auf dem Wohnungsmarkt hinter sich.

Generell sind Ausgrenzungsprozesse auf dem Wohnungsmarkt seltener als im Arbeitsmarkt. Der Grund dafür liegt im sozialstaatlichen System, das durch sozialen Wohnungsbau und Wohngeld das Durchschlagen ökonomischer Ausgrenzung auf die Wohnversorgung abmildert. Insbesondere harte Ausgrenzungsprozesse – also Karrieren, die in die Wohnungslosigkeit münden – gibt es nur dann, wenn mehrere unglückliche Umstände zusammentreffen. In unserem Sample haben wir einen Fall dieser extremen Form von Ausgrenzung aus dem Wohnungsmarkt, der im Folgenden geschildert wird. Diese Karriere ist eine Ausnahme. Die idealtypische Ausgrenzungskarriere, die im Anschluss illustriert wird, ist gekennzeichnet durch eine Verschlechterung der Wohnbedingungen und nicht durch Wohnungsverlust.

#### *Der Fall Perihan C.: „Dass Du auf der Flucht lebst ohne Geld.“*

Perihan wohnt mit ihrer Familie in Stöcken, einem Stadtteil Hannovers. Sie ist noch minderjährig, als ihre Heirat mit einem türkischen Mann der zweiten Generation von ihren Eltern arrangiert wird. Nach der Heirat zieht sie mit ihrem Mann nach Beerenbostel, einem Dorf in der Nähe von Hannover. Dort leben sie in einer recht geräumigen Zweizimmerwohnung. Nach einem Jahr wird ihr Mann, der Sozialarbeiter ist, zu einer langjährigen Haftstrafe verurteilt. Seitdem lebt Perihan allein mit ihrem Kind und ist auf Sozialhilfe angewiesen. Als sie nach einigen Jahren beschließt, sich von ihrem Mann zu trennen, will sich seine Familie für die ‚Schande‘ rächen, die sie über ihren Mann gebracht hat. Die männli-

chen Familienmitglieder drohen Perihan, lauern ihr auf und wollen sie zu sich nach Hause bringen. Zugleich wird Perihan von ihrer eigenen Familie fallengelassen. Sie gilt als ‚gefallene Frau‘, deren Kind ihre Familie zwar zu sich nimmt, aber ihr selbst wird kein Unterschlupf gewährt. Aus Angst vor der Familie ihres Mannes traut sich Perihan nur noch nachts in ihre Wohnung. Sie räumt heimlich ihre Möbel aus, damit der Eindruck entsteht, sie sei ausgezogen. Dieses Versteckspiel führt dazu, dass auch das Sozialamt, deren Mitarbeiter sie nie zu Hause antreffen und die leerstehende Wohnung bemerken, davon ausgeht, dass sie nach Hannover gezogen sei und ihr die Sozialhilfe streicht: *„Wenn ich zu Hause geblieben wäre, hätten sie mich umgebracht. Und wenn ich nicht zu Hause bleibe, zahlt das Sozialamt nicht mehr.“* Auf einen Schlag ist Perihan wohnungslos und ohne Einkommen. Zunächst kommt sie im Frauenhaus unter und leiht sich Geld von Freunden. Sie wohnt zurzeit bei einem Freund in Vahrenheide-Ost. Sie selbst kann es kaum fassen, wie schnell ihr Leben diese tragische Wendung nehmen konnte und betont wiederholt, dass sie früher nicht so *„heruntergekommen“*, sondern eine modisch und kulturell interessierte Jugendliche war. Perihans Wünsche sind bescheiden: Sie möchte in Hannover Sozialhilfe beantragen und sich dann eine kleine Wohnung für sich und ihr Kind suchen.

Die Wohnungskarriere Perihans verdeutlicht, dass Wohnungslosigkeit eine seltene, extreme Form der Ausgrenzung vom Wohnungsmarkt darstellt. Erst die Verkettung mehrerer unglücklicher Faktoren – das Scheitern einer Ehe, unerbittliche traditionelle Ehrvorstellungen, ein versagender Sozialstaat – führen zur Ausgrenzung.

Die idealtypische Ausgrenzung verläuft im Vergleich zur Karriere Perihans auf einem höheren Niveau.

### *Der Idealtypus*

Die Frau hat eine recht kurze Wohnkarriere hinter sich: Nach der Heirat mit ihrem Mann, der ebenfalls der zweiten Generation angehört, zieht sie aus ihrem Elternhaus direkt in seine Wohnung, in der er bislang alleine gewohnt hat. Die 50 qm große Wohnung ist für ein Paar ausreichend, aber die Familie kann nach der Geburt des ersten Kindes weder einen Umzug finanzieren noch dauerhaft einen höheren Anteil des Einkommens für die Miete aufbringen. So hat die Frau auch nach der Geburt des zweiten Kindes keine Möglichkeiten, umzuziehen. Sie bewertet ihre Wohnkarriere negativ, die Wohnung ist ihr zu klein und sie bemängelt den schlechten Zustand. Die Abstiegskarriere unterscheidet sich von der stagnierenden und der Aufsteigerkarriere durch das Fehlen weiterer Umzüge nach der Geburt der Kinder. Zugleich ist die Familie aufgrund der Arbeitslosigkeit des Mannes von

ökonomischer Ausgrenzung bedroht, so dass eine Verbesserung der Wohnsituation eher unwahrscheinlich erscheint.

*Das Beispiel Ismail M.: „Ich wohn` jetzt [...] bei meinen Eltern.“*

Ismail arbeitet als Kellner im Restaurant seiner Eltern und zieht 1993 mit 21 Jahren in eine eigene Wohnung in Linden-Nord. Zwei Jahre später heiratet er, seine Frau aus der Türkei zieht zu ihm und nach dem ersten Kind leben sie schließlich zu dritt in seiner Wohnung. Im selben Jahr, in dem seine Frau das Kind bekommt, geht das Restaurant seiner Eltern pleite. Ismail wird arbeitslos und schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch. Nach vier Jahren trennt sich seine Frau von ihm und Ismail flüchtet vor dem Tratsch im Stadtteil wieder zu seinen Eltern und seiner Schwester: „... *geschieden, [...] die Leute waren nur am Labern ne, weißt ja selber und da hab` ich gesagt, bloß weg [...] das geht ja die Leute eigentlich gar nichts an ne.*“

Neben dem Klatsch der Leute ist es aber auch erneute Arbeitslosigkeit, die dazu führt, dass Ismail sich keine eigene Wohnung mehr leisten kann: „*Ich hab` auch ´ne Tochter, die ich versorgen muss. [...] Und wenn ich selber ´ne Wohnung hätte, würde es gar nicht reichen.*“

Die Wohnung seiner Eltern ist mit 75 qm für vier Erwachsene zu klein, in renovierungsbedürftigem Zustand und schlecht ausgestattet. So gibt es nur ein gemeinschaftliches WC auf der Treppe. Zugleich ist die Rückkehr mit einem Verlust an Autonomie verbunden.

#### **4.3.3 Erklärungen für die Karrieretypen**

Die Wohnkarrieren ähneln sich in zentralen Eigenschaften und typischen Stationen. Unterschiede liegen vor allem im Niveau, auf dem die Wohnkarrieren stattfinden. Im Folgenden gehen wir auf die Gründe ein, auf die diese unterschiedlichen Verläufe zurückzuführen sind. Dabei wird die ökonomische Situation der Migranten als wichtigste Ursache für Erfolg oder Misserfolg auf dem Wohnungsmarkt vorangestellt; als weitere Gründe werden zunächst strukturelle genannt, also die objektiven Bedingungen, unter denen die Subjekte handeln: der Wandel des Wohnungsmarktes und die Leistungen des Sozialstaats. Anschließend wird auf die subjektiven Gründe für die Verläufe der Wohnkarrieren eingegangen: das soziale Netz, die Familienorientierung, die Wege der Wohnungssuche und die Ansprüche an das Wohnen.

### *Die ökonomische Situation der Migranten*

Die ökonomische Situation der Migranten erklärt die Wohnkarrieren am offensichtlichsten: Diejenigen, die auf dem Arbeitsmarkt erfolgreich sind und über ein geregeltes und ausreichendes Einkommen verfügen, können sich eine bessere Wohnung leisten als diejenigen, die vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt sind oder nur sehr wenig verdienen. Dabei ist zu beachten, dass sich die Arbeitsmarktkarrieren auf Individuen beziehen, die Wohnungsmarktkarrieren aber auf der Ebene des Haushaltes verlaufen. Das Haushaltseinkommen ist deshalb entscheidend für die Wohnkarriere. Es umfasst neben dem Arbeitslohn sämtliche Einkünfte des Haushaltes, einschließlich Transfereinkünfte wie Wohngeld, Kindergeld etc.. Das Einkommen der Haushalte in unserem Sample wird bis auf wenige Ausnahmen von der Arbeitsmarktintegration der Männer bestimmt; das Arbeitsmarktschicksal der Frauen hat dagegen kaum einen Einfluss. Sie verdienen nur wenig oder sind gar nicht berufstätig. Eine erfolgreiche Arbeitsmarktintegration der Männer bedeutet für die Familien meist auch einen Aufstieg in der Dimension Wohnen.

Die Haushaltseinkommen sind in diesen Fällen zwar relativ hoch, aber es muss beachtet werden, dass der nach der Bezahlung der Miete verbleibende Anteil des Einkommens in der Regel für eine vierköpfige Familie ausreichen muss. Die Migranten befinden sich zu Beginn der Familienphase, für die hohe Ausgaben typisch sind. Der hohe Bedarf an Geld erklärt den verhältnismäßig geringen Anteil der Miete am Haushaltseinkommen. Insgesamt geben die befragten Migranten im Durchschnitt etwa 30 Prozent ihres Haushaltseinkommens für ihre Wohnungsmiete aus. In sechs Fällen macht die Mietzahlung mehr als 40 Prozent ihres Einkommens aus. Damit liegen die meisten etwas unter dem Anteil von 44 Prozent, den Geißler (2000) für Geringverdiener ausmacht.

Die Arbeitsmarktkarriere des Mannes erklärt somit einen beträchtlichen Teil der Wohnkarrieren, ist aber nicht deren einzige Erklärung.

### *Mechanismen des Wohnungsmarktes*

Der strukturelle Rahmen, in dem die Integration in der Dimension Wohnen stattfindet, wird einerseits durch die Mechanismen des Wohnungsmarktes und andererseits durch die Korrekturen, die der Sozialstaat zur Abmilderung dieser Marktmechanismen institutionalisiert hat, gebildet: Der Marktmechanismus zeigt sich durch den langfristigen Wandel und die konjunkturellen Schwankungen des Wohnungsmarkts, die Korrekturen des Sozialstaates zeigen sich vor allem im sozialen Wohnungsbau und im Wohngeld.



Vom langfristigen *Wandel des Wohnungsmarktes*, der durch das Schwinden günstiger Mietwohnungsbestände in Folge von Gentrifizierung und Abbau des sozialen Wohnungsbaus gekennzeichnet ist, sind die befragten Migranten eher indirekt betroffen: Vahrenheide ist eine der ‚Sozialwohnungsinseln‘, deren Wohnungsbestände sehr lange Laufzeiten haben und die – trotz Gebietsfreistellung bis Ende des ersten Quartals 2004 – diejenigen Wohngebiete sein werden, in denen sich die verbleibenden Sozialwohnungsbestände konzentrieren. In Vahrenheide eine Sozialwohnung zu bekommen, ist unproblematisch. Die Schwierigkeiten, in Zeiten des schwindenden sozialen Wohnungsbaus eine Sozialwohnung außerhalb dieser ‚Inseln‘ zu bekommen, sind dagegen größer. Vom Wandel des Wohnungsmarktes wären die befragten Migranten aus Vahrenheide erst dann betroffen, wenn sie woanders eine Sozialwohnung suchten.

In Linden-Nord gibt es Tendenzen der Gentrifizierung, aber von denen spüren die befragten Migranten kaum etwas. Zu bedenken bleibt jedoch, dass wir nur Bewohner aus Linden-Nord befragt haben und deshalb nur solche Gentrifizierungsopfer hätten erfassen können, die nicht aus dem Stadtteil verdrängt worden sind.

Einen größeren Einfluss auf die Wohnkarrieren hat die *konjunkturelle Lage auf dem Wohnungsmarkt*. Ende der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre war der Wohnungsmarkt sehr angespannt. In diese Zeit der Wohnungsknappheit haben viele der befragten Migranten (Durchschnittsalter 2001: 31 Jahre) einen eigenen Haushalt gegründet. So hatten viele am Anfang ihrer Wohnkarriere Schwierigkeiten, eine Wohnung zu finden. Die befragten Migranten mussten sich entweder mit einer sehr schlechten Wohnung begnügen. So zieht Türkan N. mit ihrem Vater und ihrem Kind 1990 in eine Ein-Zimmer-Wohnung: „*Eine Ecke haben wir gesessen, eine Ecke hat sie geschlafen, eine Ecke haben wir geschlafen. Wir haben die Ecken dann so geteilt.*“ Oder man zog nach Vahrenheide-Ost, da in der Großsiedlung die Chancen auf eine Wohnung besser waren als in anderen Stadtteilen Hannovers. Die dritte Strategie bestand darin, ins Wohneigentum auszuweichen. Wie das Beispiel Coşkun P. zeigt, wird das Eigentum aus der Not heraus erworben.

Der Verlauf der Wohnkarrieren wird somit weniger vom Abbau des sozialen Wohnungsbaus und von Gentrifizierung als von der angespannten Lage des Wohnungsmarktes Ende der achtziger und Beginn der neunziger Jahre beeinflusst.

### *Sozialstaatliche Regulation*

Das Beispiel Emine F. aus dem letzten Abschnitt zeigt, dass ökonomische Integration nicht immer Voraussetzung einer Aufstiegskarriere auf dem Wohnungsmarkt sein muss. Emine

zieht trotz einer eher prekären Arbeitsmarktsituation nach ihrer Scheidung in eine größere und bessere Wohnung. Es gibt noch weitere Fälle, in denen trotz einer schlechten Einkommenssituation eine Integrationskarriere auf dem Wohnungsmarkt gelungen ist. Der Grund für diese Entkopplung von Arbeits- und Wohnungsmarktschicksal liegt in sozialstaatlichen Regulierungen: der soziale Wohnungsbau und das Wohngeld. Der *soziale Wohnungsbau* hat dabei einerseits eine direkte Funktion, indem er eine Wohnversorgung gewährleistet, die nicht über den Markt reguliert wird. Andererseits trägt er zur Bändigung des über den Markt regulierten Segments bei, da er durch die preisgebundenen Mieten verhindert, dass die Mietpreise im privaten Segment unkontrolliert in die Höhe schießen. Auch in unseren Sample beeinflusst der soziale Wohnungsbau den Verlauf der Karrieren, aber unter bestimmten Umständen anders als angenommen: Der soziale Wohnungsbau bot zum Höhepunkt der Wohnungsnot für Wohnungssuchende so etwas wie die ‚letzte Zuflucht‘. Auf diese Weise sind einige der befragten Migranten nach Vahrenheide gelangt oder sie sind in Vahrenheide geblieben, obwohl sie lieber woanders gewohnt hätten.

In Zeiten eines entspannten Wohnungsmarktes aber hat das Wohnen im sozialen Wohnungsbau ökonomische Nachteile: Der Mietpreis pro Quadratmeter Wohnfläche beträgt bei den privat vermieteten Wohnungen in Linden-Nord inklusive der Nebenkosten etwa 5,80 €, während die Mieter der Wohnungen von Sozialwohnungen im selben Stadtteil etwa 7 € bezahlen.<sup>10</sup> Den höchsten Mietpreis bezahlen die Migranten in Vahrenheide-Ost, deren Miete sich durchschnittlich auf 7,50 € beläuft. Dabei sind die hohen Mieten der Sozialwohnungen nicht mit einem wesentlich besseren Wohnstandard verbunden. In Vahrenheide-Ost sind es die hohen Mietnebenkosten, die den Mietpreis in die Höhe treiben; in Linden-Nord die hohen Mieten einer Wohnungsgesellschaft.

In beiden Quartieren erfüllt der soziale Wohnungsbau seine Funktion der Bändigung des privaten Wohnungsmarktes zurzeit nicht. So verfügt die Familie von Nursel N. (Vahrenheide-Ost) über ein Haushaltseinkommen von über 2.250 € und hat Mietkosten von 500 € im Monat, wohnt aber mit fünf Personen in einer Wohnung, die nicht einmal 60 qm groß ist. Für diese Miete könnte man in anderen Stadtteilen größere und bessere Wohnungen finden.

Die für Sozialwohnungen und insbesondere für Großsiedlungen nahe liegende Vermutung, dass vornehmlich der Staat für diese hohen Mieten aufkommt – die Sozialhilfequote

---

<sup>10</sup> Die Mietangaben beziehen sich auf die Nettomiete zuzüglich der Betriebskosten. Zwar ist eine solche Warmmiete schlechter vergleichbar, da sie vom Energieverbrauch des jeweiligen Haushaltes und damit davon abhängt, wie viele Personen im Haushalt leben, aber sie gibt die reale Mietbelastung der Haushalte wieder.

lag 1999 in Vahrenheide-Ost bei über 20 Prozent (Janßen 2001: 102) – trifft auf die wenigsten unserer Migranten zu: Nur vier der Befragten in Vahrenheide leben von Sozialtransfers; die anderen sind in den Arbeitsmarkt integriert und beziehen – abgesehen vom einkommensunabhängig gezahlten Kindergeld – keinerlei finanzielle Unterstützung vom Staat. Die befragten Migranten entsprechen nicht der Vorstellung, wonach sich im sozialen Wohnungsbaus eine rundum betreute Sozialstaatsklientel konzentriert.

Trotzdem können sozialstaatliche Leistungen zur Integration von Migranten auf dem Wohnungsmarkt erheblich beitragen. Besonders die Gruppe der geschiedenen Frauen profitiert von den Transferleistungen. Ihnen ermöglicht der Sozialstaat die Integration auf dem Wohnungsmarkt und ein Stück Emanzipation von der Familie. Das Wohnungsschicksal von Perihan C. zeigt andererseits, wie sich Wohnkarrieren in Richtung Ausgrenzung entwickeln können, wenn diese Transferleistungen fehlen. Wohngeld und Sozialhilfe schwächen die Auswirkung ökonomischer Ausgrenzungsprozesse auf die Wohnsituation ab und verhindert so harte Formen der Ausgrenzung aus dem Wohnungsmarkt wie etwa Wohnungslosigkeit. Wenn es um die Integration auf dem Wohnungsmarkt geht, erfüllen somit sozialstaatliche Leistungen für die Wohnversorgung ökonomisch Benachteiligter eine herausragende Funktion.

### *Soziales Netz*

Ein Beispiel für die *Relevanz von Netzwerkbeziehungen* für Wohnkarrieren gibt die oben skizzierte Wohnkarriere von Ayhan Ö. aus Vahrenheide-Ost. Trotz eines festen Vertrages bei VW und einem Haushaltseinkommen von über 2.000 € wohnt die Familie in einer Wohnung mit 64 qm; ein Umzug kommt für ihn nicht in Frage, obwohl er sich bewusst ist, dass er woanders eine bessere Wohnung mieten könnte: *„Warum wohn' ich hier? Ich wohne hier, weil meine Eltern auch hier wohnen. Wenn ich jetzt weiter weg wohnen würde, wär' der Kontakt auch weg. Ich würde auch lieber in Langenhagen wohnen. Dort ist auch noch grüner und da ist ruhiger.“*

Das soziale Netz ist wie für viele Aspekte des Lebens der Migranten auch für ihre Wohnkarrieren von zentraler Bedeutung: Für nahezu alle Interviewten ist ein Wegzug von den Freunden und vor allem eine größere räumliche Distanz zur eigenen Familie nicht denkbar. Die familialen Netze, erfüllen eine Vielzahl von Unterstützungsfunktionen, auf die die Migranten angewiesen sind (vgl. Kap. III). Die Nähe zur Familie ist damit nicht nur ein ‚Wohnwunsch‘, sondern ein entscheidendes Kriterium bei der Wohnungssuche. Der Wohnstandort wird hauptsächlich durch den Wohnstandort der Eltern und Geschwister

bestimmt. Bei der gewünschten räumlichen Nähe zu den Verwandten handelt es sich meist um Entfernungen, die innerhalb von ein paar Minuten zu Fuß zu bewältigen sein sollen. Somit beschränken sich die Migranten in ihrer Wohnungssuche nicht nur auf den Stadtteil, sondern oft auf ein paar Straßenzüge innerhalb des Stadtteils, was die Wahlmöglichkeiten unter Umständen außerordentlich reduziert. Die Relevanz des sozialen Netzes führt dann dazu, dass das Niveau der Wohnkarrieren niedriger ist als die ökonomische Situation des betreffenden Haushaltes es vermuten ließe. So nimmt Necla A. aus Linden-Nord sogar eine Verschlechterung der Wohnqualität in Kauf, um wieder in der Nähe ihrer Freunde leben zu können.

### *Familienorientierung*

Die *Familienorientierung* bestimmt nicht nur den Wohnort. Sie auch ein Grund dafür, dass die Migranten nicht als junge Erwachsene ausziehen und erste Erfahrungen der Unabhängigkeit durch das Alleinwohnen oder das Leben in einer Wohngemeinschaft machen, sondern oft nach der (frühen) Hochzeit bei den Eltern wohnen bleiben. Die Orientierung auf eine frühe Heirat und baldige Familiengründung führt zum bereits skizzierten *Heiratsknick*: Es wird in einer finanziell prekären Phase geheiratet, wenn die Männer noch in der Ausbildung sind oder angelernte, schlecht bezahlte Arbeitsplätze haben. Der nächste Schritt in der Wohnkarriere erfolgt aber nicht aufgrund einer Verbesserung der ökonomischen Lage der Haushalte, sondern wird durch eine Änderung der familiären Situation ausgelöst: die Geburt des ersten oder zweiten Kindes (vgl. das Beispiel Rabia D.). Die bloße Tatsache, sich größere Wohnung leisten zu können, bildet nicht das ausschlaggebende Kriterium für einen Umzug.

### *Wege der Wohnungssuche*

Die Art und Weise, wie man sich eine neue Wohnung sucht, kann die Chancen auf eine gute und preiswerte Wohnung verbessern oder verschlechtern. Als häufigste *Wege der Wohnungssuche* wurde der Gang zum Amt für Wohnungswesen genannt, was angesichts der Tatsache, dass die meisten der befragten Migranten in Sozialwohnungen leben, nicht überraschend ist. Einige Migranten nennen auch den direkten Kontakt mit Wohnungsgesellschaften oder –genossenschaften, insbesondere mit der GBH, als Suchstrategie. Die Suche über Zeitungsannoncen und über das soziale Netz werden zu etwa gleichen Teilen genannt.

Der Effekt der Suchwege auf den Verlauf der Wohnkarriere ist nach unseren Ergebnissen eher gering. Der auffallendste Unterschied ist, dass die wenigen Migranten, die über eine sehr gute Wohnqualität verfügen, ihre Wohnungen über Zeitungsannoncen bekommen haben. Dieser Zusammenhang zwischen erfolgreicher Wohnkarriere und Suchstrategie über die Zeitung dürfte dadurch zustande kommen, dass die Zeitung meist als zusätzliche Möglichkeit der Wohnungssuche wahrgenommen wird. Sie ist also ein Indiz für eine breit gestreute Suche und zeugt dementsprechend von einem breiten Spektrum verfügbarer Wohnungen, von denen man erfährt. Allein der Suchweg über das Wohnungsamt trägt somit dazu bei, dass die Wohnkarrieren der Migranten auf eher geringem Niveau verlaufen. Wer vom Amt für Wohnungswesen vermittelt wird, kommt häufig nach Vahrenheide-Ost und erhält dort für eine vergleichsweise hohe Miete eine vergleichsweise schlechte Wohnqualität.

### *Anspruch an eine Wohnung*

Generell sind die *Ansprüche an eine Wohnung* bei den Migranten eher niedrig: Nicht Wenige nennen Mindeststandards, die sonst als Selbstverständlichkeiten gelten wie eine funktionierende Heizung, gut isolierte Fenster oder ein gefliestes Badezimmer: „*Eine Sofa, mein Fernsehen, Bett, das reicht schon. Okay gut Heizung und Bad muss da sein natürlich*“ (Şenol L.). Aber auch darüber hinaus gehende Wohnansprüche bleiben bescheiden.

Gerade die, die besonders niedrige Ansprüche nennen, lebten oder leben noch in Wohnungen, die selbst diese Standards nicht erfüll(t)en. So wünscht sich Jale V., die ihre Wohnung als „arschkalt“ bezeichnet, eine Wohnung mit einer guten Heizung. Die Ansprüche sind ein Spiegel der Realität, in der die Befragten leben. Nach Festingers Theorie der kognitiven Dissonanz versuchen Individuen Widersprüchlichkeiten in ihrem Lebensalltag, die ihr seelisches Gleichgewicht beeinträchtigen, zu reduzieren, indem sie entsprechende Situationen zu vermeiden suchen, oder aber – wenn die Situation nicht zu vermeiden ist – ihre Ansprüche zurücknehmen (Festinger 1978). Daher auch die relativ hohe Wohnzufriedenheit: Wer keine Chancen auf eine bessere Wohnung hat, tut gut daran, sich mit der jetzigen Situation abzufinden.

Allerdings gibt es auch Migranten, die zwar über die finanzielle Mittel verfügen, eine bessere Wohnung zu mieten, dies aber nicht für notwendig halten. Ayhan Ö. („*Mir reicht die Wohnung hier*“) ist dafür ein Beispiel. Zumindest ein Teil der Befragten lebt freiwillig in den meist sehr engen Wohnungen. Ein weiteres Indiz für eine solche Freiwilligkeit ist der mit 30 Prozent relativ geringe Anteil der Miete am Haushalteinkommen. Nach dem Schwab-

eschen Gesetz müssten die Wohnkosten einen umso höheren Anteil des Haushaltsbudgets beanspruchen, je niedriger das Einkommen ist (Häußermann/Siebel 1996: 68).

Trotz der niedrigen Ansprüche an die aktuelle Wohnung und der relativ hohen Wohnzufriedenheit gehen die *Wohnwünsche* in dieselbe Richtung wie die der Deutschen: „*Wenn ich nach Hause komme, müsste ich erst einmal in so ´n Grundstück reingehen, das Dach muss übers Haus drüberhängen und dann müsste es auch so ´n Kamin haben, das müsste leicht ´n bisschen überdeckt sein. Wenn ich ins Haus reingehe, muss es unbedingt drei Stufen haben und dann, vor dem Haus muss eine Terrasse sein. [...] das Wohnzimmer, rundherum müssen schön große Fenster sein [...] dann muss es noch ein Zimmer mit Kamin geben, die Fenster müssen wieder vom Boden bis nach ganz oben sein...*“ (Zafer E.).

Wenn auch meist mit weniger Liebe fürs Detail beschrieben, besteht das Idealbild in einer ruhig gelegenen Eigentumswohnung mit Balkon oder einem Einfamilienhaus mit Garten im Grünen.

#### **4.4 Fazit: Karrieretypen auf dem Wohnungsmarkt**

Bei der Mehrzahl der Migranten haben sich die Wohnbiographien in Richtung Integration entwickelt. 20 Migranten haben innerhalb ihrer Wohnkarriere einen Aufstieg gemacht. Mit der Aufstiegskarriere geht – gemessen an den Indikatoren Qualität der Wohnung, Wohnraumversorgung und Wohnsicherheit – eine deutliche Verbesserung der Wohnsituation einher. Neben der Verbesserung der Wohnsituation sind den Aufstiegskarrieren die subjektive Zufriedenheit mit den Wohnkarrieren und der jetzigen Wohnverhältnisse gemein. Im Gegensatz dazu bewerten die Migranten mit einem stagnierenden Verlauf, die einen Großteil unserer Fälle ausmachen, ihre Wohnkarriere generell auch positiv, zeigen sich aber häufiger mit ihrer aktuellen Wohnsituation unzufrieden. Diese Sicht spiegelt das niedrige Niveau wider, auf dem sich die flachen Integrationskarrieren entwickeln.

Abstiegskarrieren sind sowohl durch eine dauerhafte Verschlechterung der Wohnsituation im Lauf der Wohnkarriere als auch durch eine negative subjektive Bewertung gekennzeichnet. Die Anzahl der Migranten mit Ausgrenzungskarrieren ist in unserem Sample mit neun Personen relativ gering; im Altbauquartier Linden-Nord kommen Ausgrenzungskarrieren häufiger, in der Großsiedlung Vahrenheide-Ost dagegen kaum vor.

Neben diesen Unterschieden fallen aber die vielen Gemeinsamkeiten der Karrieren auf: Beginn auf sehr niedrigem Niveau, Fehlen postadoleszenten Phase und der ‚Heiratsknick‘ beim Auszug aus der elterlichen Wohnung oder aber beim Einzug der Partnerin (selten:

des Partners) in die Wohnung der Eltern. Dieser ‚Heiratsknick‘ bedeutet zwar eine temporäre Verschlechterung der Wohnsituation, stellt aber nicht die entscheidende Weiche dar.

Als entscheidender Schritt der Karrieren stellt sich der zweite Umzug heraus: Wenn die Befragten nach dem Auszug bei den Eltern ein zweites Mal umziehen, dann gelingt in der Regel die Integration auf dem Wohnungsmarkt. Bei den Ausgrenzungskarrieren bleiben die Migranten auf der ersten Stufe ‚stecken‘, der zweite Umzug und damit der Aufstieg fehlt im Verlauf der Karriere.

Bei den Integrationskarrieren bringt der zweite Schritt der Wohnkarriere in der Regel eine deutliche Verbesserung und nach dem Heiratsknick eine Korrektur der Karriere in Richtung Integration mit sich. Alle weiteren Schritte entscheiden nicht mehr über die Richtung der Karrieren, sondern nur über das Niveau der Integration auf dem Wohnungsmarkt. Sie beinhalten alle sukzessive Verbesserungen der Wohnsituation.

Die Gründe für den Verlauf der Wohnkarrieren liegen nicht ausschließlich in der ökonomischen Situation des Haushalts. So gibt es stagnierende Karrieren von Familien, die über vergleichsweise hohe Kaufkraft verfügen und Aufstiegskarrieren von Migranten, denen wenig Geld zur Verfügung steht.

Die Wohnkarrieren der Migranten wurden stark von der konjunkturellen Lage auf dem Wohnungsmarkt beeinflusst. Eine partielle Entkopplung von Arbeitsmarkt- und Wohnungsmarktschicksal leistet der Sozialstaat mit Transferleistungen wie Wohngeld oder Sozialhilfe. Gerade die geschiedenen Frauen in unserem Sample werden durch die staatliche Unterstützung vor Ausgrenzung auf dem Wohnungsmarkt bewahrt.

Neben den Rahmenbedingungen beeinflussen subjektive Eigenschaften der Migranten die Karrieren auf dem Wohnungsmarkt. Vor allem die Relevanz der Eltern und Geschwister und das Bedürfnis, in deren Nähe zu wohnen, führen dazu, dass nur eine Wohnung in einem eng umgrenzten Gebiet in Frage kommt. Je nach Qualität der Wohnungen im Stadtteil wirkt sich diese Gebundenheit positiv oder negativ auf die Wohnversorgung aus. Die Orientierung auf eine frühe Heirat und Familiengründung führt zu einer Verschlechterung am Anfang der Wohnkarriere, die aber in der Regel mit den nächsten Wohnungswechseln korrigiert wird. Dabei bildet die Verbesserung der ökonomischen Situation der Haushalte zwar eine notwendige Voraussetzung für den Wohnungswechsel, ist aber in der Regel nicht deren Anlass. Umgezogen wird meist dann, wenn es wegen des Nachwuchses unvermeidlich geworden ist und nicht, weil man sich eine bessere Wohnung leisten könnte. Nicht die Kaufkraft, sondern die Größe der Familie bestimmt den Wohnungswechsel; der niedrige Wohnstandard ist teilweise selbst gewählt.

Die Strategien der Wohnungssuche wirken sich überwiegend dann negativ auf das Niveau der Wohnkarrieren aus, wenn sie sich auf Anfragen an das Amt für Wohnungswesen beschränken. Die relativ niedrigen Ansprüche an das Wohnen tragen dazu bei, dass die Migranten auch bei schlechter Wohnversorgung mit ihrer Wohnsituation zufrieden sind. Die Vorstellung vom idealen Wohnen unterscheidet sich dagegen nicht von Idealbild der Deutschen: das freistehende Einfamilienhaus im Grünen.

## **5 Quartierseffekte**

Nicht nur die Eigenschaften der Wohnung, sondern auch die Eigenschaften des Stadtteils können die Lebenssituation erheblich beeinflussen. Der folgende Abschnitt untersucht die Frage, welche Effekte die Wohnquartiere auf die Lebenssituation der türkischen Migranten haben.

Auf internationaler Ebene bildet der Zusammenhang zwischen Lebenssituation und Quartier einen Schwerpunkt in der Diskussion um soziale Ausgrenzung (vgl. Dubet/Lapeyronnie 1994; Wacquant 2004; Wilson 1987, 1996). Auch in Deutschland hat die Frage, in welcher Weise Quartiere auf die Lebensverhältnisse ihrer Bewohner einwirken, in den letzten zehn Jahren an Bedeutung gewonnen. Mittlerweile gibt es eine Reihe von Untersuchungen, die den Einfluss des Quartiers auf die Lebenslagen der Bewohner thematisieren (vgl. Callies 2003; Herlyn et al. 1991; Farwick 2001; Friedrichs/Blasius 2000; Keim/Neef 2000; Kronauer/Vogel 2004; Tobias/Boettner 1992). Während der Großteil dieser Studien den Schwerpunkt einseitig auf eine benachteiligende Wirkung des Wohnquartiers auf die Bewohner legt, fragen wir auch nach den Ressourcen, die ein Quartier bieten kann. Wir beginnen mit einer theoretischen Auseinandersetzung über mögliche positive und negative Quartierseffekte (5.1). Anschließend werden die beiden Stadtteile Vahrenheide-Ost und Linden-Nord, in denen die befragten Migranten wohnen, auf diese Effekte hin untersucht (5.2). Ein Fazit zur Frage ‚benachteiligende Quartiere?‘ bildet den Abschluss des Kapitels (5.3).

### **5.1 Überlegungen zu Quartierseffekten**

Wenn über Effekte von Quartieren auf deren Bewohner die Rede ist, impliziert das die Annahme, dass eine Person in irgendeiner Weise auf das Quartier angewiesen ist, in dem sie lebt. Diese Annahme trifft aber nicht auf alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen zu. Per-



sonen aus höheren Schichten sind mobil und dadurch in der Lage, eventuelle lokale Benachteiligungen auszugleichen. Sozioökonomisch Benachteiligte sind dagegen stärker auf formelle wie informelle Unterstützungsleistungen angewiesen und haben außerdem einen relativ geringen Aktionsradius, so dass sie besonders von den Bedingungen ihrer nahräumlichen Umwelt abhängig sind (Herlyn 1998). Somit stellt sich die Frage nach den Folgen für Bewohner von benachteiligten Quartieren:<sup>11</sup> Entstehen in diesen Quartieren *zusätzliche benachteiligende Effekte* für die Bewohner? Oder können diese Quartiere auch *Ressourcen* bieten? Die Kategorien Benachteiligung und Ressourcen beinhalten dabei jeweils zwei Aspekte: Einerseits geht es um den Effekt, den ein Quartier hat, wenn man die Lebenslage seiner Bewohner mit ähnlichen Gruppen in anderen Stadtteilen vergleicht. Eine Erleichterung in der Organisation des Alltags könnte in dieser Hinsicht eine Ressource sein und das Fehlen von nahräumlichen Einkaufsmöglichkeiten eine Benachteiligung, da der Aufwand, der mit dem Einkauf von Lebensmitteln verbunden ist, im Vergleich zu anderen Standorten höher ist. Der zweite Aspekt besteht aus dem Effekt, dass sich die Lebenslage der Bewohner durch das Quartier verändert. Im Falle eines benachteiligenden Effekts handelt es sich dabei um einen *circulus vitiosus*: Ein solcher, sich selbst verstärkender Effekt liegt zum Beispiel vor, wenn ein Arbeitsloser aufgrund seines stigmatisierten Wohnortes keinen Arbeitsplatz findet. Ressourcen sind in diesem Sinne Leistungen des Quartiers, die helfen eine problematische Lebenssituation zu überwinden.

Im Anschluss an die Debatte zur Differenzierung von Quartiereffekten unterscheiden wir vier Dimensionen, in denen positive oder negative Effekte zu vermuten sind (vgl. Bourdieu 1983; Gestring/Janßen 2002; Häußermann 1999, 2000; Janßen/Polat 2004; Läßle 1991; Wacquant 2004): Die materielle Dimension bezieht sich auf die bauliche Struktur, die Wohnungsqualität und die infrastrukturelle Versorgung, die soziale Dimension beinhaltet die Aspekte der nahräumlichen Netzbildung und der Sozialisationsbedingungen im Quartier, die politische Dimension thematisiert Einfluss und Repräsentanz von Quartieren und deren Bewohnern und in der symbolischen Dimension geht es um das Image des Wohnortes und um die Möglichkeiten der Identitätsbildung durch das Quartier.

### *Die materielle Dimension*

Die *materielle* Dimension möglicher Effekte umfasst neben Art und Qualität des Wohnbestandes die Lage des Quartiers in der Stadt, die Existenz und Nutzbarkeit öffentlicher Plätze

---

<sup>11</sup> Als Benachteiligte bezeichnen wir Personen in sozioökonomisch prekären Lebenslagen, als benachteiligte Quartiere bezeichnen wir Quartiere mit einem überdurchschnittlichen Anteil an Benachteiligten.

und die technische, soziale und kommerzielle Infrastruktur. Größe, Schnitt und Ausstattung der Wohnungen wie zum Beispiel ausreichend große Kinderzimmer beeinflussen neben dem allgemeinen Wohnkomfort auch die Spiel- und Entfaltungsmöglichkeiten der Kinder. Die ökonomischen Bedingungen wie die Höhe der Miete bestimmen das für das alltägliche Leben verfügbare Einkommen und wirken sich damit auf den Lebensstandard aus. Die Lage des Quartiers und seine Verkehrsanbindung beeinflussen die Mobilität der Bewohnerschaft und deren Möglichkeit, das Stadtzentrum oder den Arbeitsplatz zu erreichen; öffentliche, einladend gestaltete Plätze dienen der Erholung und erleichtern nachbarschaftliche Kontakte.

Die kommerzielle Infrastruktur im Quartier orientiert sich an der Kaufkraft der Bewohner, so dass sich das Angebot in benachteiligten Quartieren häufig auf die Güter des alltäglichen Bedarfs beschränkt (vgl. Keim 1979). Am Fehlen attraktiver Geschäfte, Restaurants, Kneipen und Cafés im Quartier zeigt sich nicht nur die defizitäre Versorgungslage, es kann auch die soziale Isolierung des Quartiers verstärken, wenn nämlich der Anreiz für andere Stadtbewohner fehlt, sich überhaupt im Quartier aufzuhalten. Auch die Möglichkeit, im Quartier eine Arbeits- oder Jobmöglichkeit zu finden, hängt von der Ausgestaltung der kommerziellen Infrastruktur ab. Für Migranten hat neben der allgemeinen kommerziellen Infrastruktur die ethnische Ökonomie eine hohe Bedeutung, da sie den Migranten das Beibehalten ihrer kulturellen Gewohnheiten erleichtert und Erwerbsmöglichkeiten bietet. Die soziale Infrastruktur umfasst überwiegend Angebote von Staat und Kommune, aber auch von Wohlfahrtsverbänden und selbstorganisierten Initiativen: Neben Sozialämtern und der medizinischen Versorgung gehören Kindertagesstätten, Beratungsstellen, Jugend- und Freizeitreffs etc. dazu. Auf die soziale Infrastruktur sind Benachteiligte je nach Problemlage in besonderem Maße angewiesen.

### *Die soziale Dimension*

Hinsichtlich möglicher Quartierseffekte für die Bewohner spielen zwei Aspekte der sozialen Dimension eine besondere Rolle: die Sozialisationsbedingungen im Quartier für Heranwachsende, wie sie Wilson (1987) im Rahmen der Diskussion über die ‚urban underclass‘ beschrieben hat, und die sozialen Netzwerke.

Je stärker Bewohner auf ihren unmittelbaren Nahraum angewiesen sind, desto größer ist die Bedeutung des Wohnquartiers. Das gilt zunächst für Kinder und Jugendliche. Für sie ist das Quartier ein „Lernraum“ (Häußermann 2000), in dem Verhaltensweisen und normative Orientierungen erlernt werden. Negativ auswirken kann sich die Vorbildfunktion von Er-

wachsenen gegenüber den Kindern vor allem dann, wenn ein geringer Anteil an Erwerbstätigen im Quartier dazu führt, dass die Erwerbsarbeit nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. In von Armut und Arbeitslosigkeit geprägten Quartieren können Verhaltensweisen übernommen werden, die für das Leben unter diesen Bedingungen sinnvoll sein mögen, aber außerhalb des Milieus und des Quartiers nicht akzeptiert werden und einem sozialen Aufstieg kaum dienlich sind. Wenn zum Beispiel in einem Quartier kaum noch Erwachsene anzutreffen sind, die in regulären Arbeitsverhältnissen stehen, finden Heranwachsende kaum noch positive Vorbilder für ihre Integration auf dem Arbeitsmarkt.

Auch für Erwachsene sind das Milieu und die Kontakte im Quartier von Bedeutung, weil sie zum sozialen Kapital gehören (Bourdieu 1983). Ein sozial gemischtes Quartier kann als Ressource dienen, wenn es etwa um informelle Vermittlungen von Wohnraum oder Arbeitsmöglichkeiten geht. Ein sozial benachteiligtes Quartier kann seine Bewohner zusätzlich benachteiligen, da ein niedriges soziales Kapital, dem es an Zugängen zum Arbeitsmarkt fehlt, prekäre Lebenslagen noch verfestigt.

Bei Migranten spielen Angehörige der eigenen Ethnie im Quartier eine wichtige Rolle. Das ethnische Milieu ist eine spezifische Form des sozialen Milieus, das neben der räumlichen Gebundenheit das Merkmal ethnische Zugehörigkeit hat.

Die Einschätzungen der Konzentration von Angehörigen einer Ethnie in einzelnen Quartieren, die sogenannte ethnische Segregation, gehen in der soziologischen Diskussion weit auseinander: Einerseits gilt ethnische Segregation als Hemmnis der Integration. Nach dieser Meinung forciert Segregation Verfestigung von ethnischen Gemeinden, in denen sich „ethnische Eliten“ (Heitmeyer 1998) bilden, die zur Aufrechterhaltung ihres Einflusses die Annäherung der Migranten an die deutsche Gesellschaft verhindern wollen. Auf der anderen Seite wird bei der Bewertung von Segregation auf die Bedingungen, unter denen sie zustande kommt, verwiesen. Eine freiwillige Segregation kann nach dieser Meinung die Integration fördern, da sie den Aufbau sozialer Netzwerke und die Selbsthilfe und –organisation erleichtert (Häußermann/ Siebel 2001). Zudem vermittelt das ethnische Milieu ein Gefühl der Heimat in der Fremde und kann – abgesehen von der Erhaltung von Lebensgewohnheiten durch die ethnische Infrastruktur – zur psychischen Stabilität der Migranten beitragen.

### *Die politische Dimension*

Mit der Sozialstruktur eines Quartiers ist die *politische Repräsentanz* eng verbunden. Diese spiegelt sich in der Selbstorganisation von Vereinen und Initiativen und in der Präsenz des Stadtteils in der Stadtpolitik wider.

Eine fehlende Repräsentation benachteiligter Quartiere in der Stadtpolitik kann drei Gründe haben. Als erstes ist die große soziale Distanz von Benachteiligten gegenüber politischen Entscheidungsträgern zu nennen. Zweitens fehlt das zur Durchsetzung eigener Interessen notwendige kulturelle Kapital. Kennzeichnend für ein von Armut und Ausgrenzung geprägtes soziales Milieu ist politisches Desinteresse bis hin zur politischen Apathie, mit der Folge, dass Wahlberechtigte nicht an Wahlen teilnehmen. Drittens leben in vielen benachteiligten Quartieren überproportional viele Migranten. Dort, wo wie in Deutschland Migranten überwiegend den Status als Ausländer haben, sind sie von der politischen Willensbildung auf der Ebene parlamentarischer Repräsentation ausgegrenzt (vgl. zur institutionellen Ausgrenzung von Migranten Bremer/Gestring 2004). Der relativ geringe Anteil von Wahlberechtigten, ein hoher Anteil von Stimmen für rechtsextreme Parteien oder eine geringe Wahlbeteiligung können die Verhandlungsmacht von politischen Vertretern der Quartiere und generell das Interesse von Seiten der Stadtpolitik gegenüber den Quartieren schmälern.

Neben den Bewohnern und deren kulturellem Kapital spielen für die politische Präsenz des Quartiers die Eigentumsverhältnisse eine Rolle. Eine Vielzahl von Eigentümern hat eine Vielzahl von Interessen und ist deshalb schwerer für eine einheitliche Politik zu mobilisieren als ein Großeigentümer. Eine größere Wohnungsgesellschaft verfügt außerdem über eine andere Machtposition als ein Verbund von Kleineigentümern. Ein Quartier mit nur einem Großeigentümer verfügt also über eine relativ hohe Durchsetzungskraft. Eine Ressource für dessen Bewohner wird daraus aber nur dann, wenn die Interessen des Großeigentümers mit den Interessen der Bewohner übereinstimmen, was keinesfalls immer der Fall sein muss.

### *Die symbolische Dimension*

Die *symbolische Dimension* umfasst die Aspekte des Images des Quartiers und seiner identitätsstiftende Wirkung.

Das Image des Quartiers wird durch drei Merkmale bestimmt: seine Geschichte, seine bauliche Struktur und das soziale Milieu im Quartier. Die Geschichte, die sich mit dem Quartier verbindet, kann auch dann in der Öffentlichkeit präsent sein, wenn sie im Quartier direkt

nicht mehr sichtbar ist. Die bauliche Struktur sowie der Zustand der Gebäude und des öffentlichen Raums können positive oder negative Assoziationen wecken. Das soziale Milieu ist hier nicht im umfassenden Sinne von Keim (1979) zu verstehen, sondern im Sinne der eher diffusen Vorstellungen, die in der Öffentlichkeit von sozialen Verhältnissen in benachteiligten Quartieren herrschen. Es geht dabei weniger um die tatsächliche soziale Struktur im Quartier als um ein Bild – angelehnt an das Bild vom Milieu, wie es Zille porträtiert hat – benachteiligter Quartiere: Ein „Milljöh“ wird häufig assoziiert mit erhöhter Kriminalität, einem hohen Anteil an Armutbevölkerung und Migranten.

Durch diese drei Merkmale entsteht ein Bild des Quartiers, das wiederum die Lebenssituation der Bewohner des Quartiers beeinflusst. Hat das Quartier ein positives Image, kann der Bewohner davon profitieren; Stigmatisierung entsteht, wenn sich das negative Image eines Stadtteil auf seine Bewohner niederschlägt. Die Stigmatisierung kann nicht nur die Chancen auf dem Arbeitsmarkt verschlechtern, sondern auch das Selbstwertgefühl verringern. Die schlechte Adresse wird dann zum Makel, der die Handlungsmöglichkeiten von Benachteiligten zusätzlich einschränkt (vgl. Wilson 1996).

Der zweite Aspekt der symbolischen Dimension bezieht sich auf die Möglichkeit der Identitätsbildung durch das Quartier. Als identitätsstiftend werden seitens der Bewohner eine lange Wohndauer und die freie Wahl des Wohnstandortes und seitens des Quartiers „die gesamte Erscheinung des Raumes“ (Göschel 1987: 89) eingeschätzt. Neben der Gestalt des Raumes spielt auch seine Gestaltbarkeit durch die Bewohner eine Rolle für die Herausbildung einer lokalen Identität. So gilt ein „defensible space“, also ein Raum, der eine Übergangszone zwischen öffentlichem und privatem Raum bildet und für den der Bewohner Verantwortung trägt, als identitätsstiftendes Moment (Flade 1987: 23). Anonyme öffentliche Plätze, Luftverschmutzung, Verkehrslärm, Verwahrlosung im öffentlichen Raum und auch ein schlechtes Image dagegen verhindern eine positive Identifikation mit dem Quartier und können ein Gefühl der Ausgrenzung verstärken.

## 5.2 Zwei Beispiele

In den folgenden Abschnitten werden die beiden Stadtteile Vahrenheide-Ost und Linden-Nord auf mögliche Quartierseffekte untersucht. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie sich diese Quartierseffekte auf die Lebenssituation der türkischen Migranten auswirken; ob die Migranten von ihrem Quartier profitieren können oder durch dieses zusätzlich benachteiligt werden. Dabei greifen wir auf unterschiedliche Daten und Quellen zurück: Neben

Befunden aus der Literatur- und Medienrecherche werden die Ergebnisse der Begehungen in den beiden Quartieren (vgl. Kap. II.1), Daten der amtlichen Statistik und nicht zuletzt die Ergebnisse der Interviews mit den Gatekeepern und den Migranten verwendet.

### **5.2.1 Die Großsiedlung Vahrenheide-Ost** „*Ich find´ zwar nicht schön, aber ich lebe gerne hier*“ (Zeycan T.)

#### *Die materielle Dimension*

Vahrenheide-Ost liegt am nordöstlichen Rand von Hannover, etwa 4,5 Kilometer von der Stadtmitte entfernt. Aufgrund der Abgrenzung des Stadtteils durch große Hauptverkehrsstraßen in drei Richtungen erweckt Vahrenheide-Ost den Eindruck einer Insel, die sich auch baulich von den angrenzenden Stadtteilen unterscheidet. Bei der *Bebauung* des Quartiers handelt es sich überwiegend um mehrgeschossige Zeilenbebauung der fünfziger und sechziger Jahre, die von einzelnen Hochhauskomplexen aus den siebziger Jahren durchbrochen wird. Diese Hochhausbauten sind es, die die öffentliche Wahrnehmung des Stadtteils bestimmen. Großsiedlungen gelten mittlerweile als quasi unbewohnbar (vgl. Jessen 1998). Der größte dieser Komplexe steht in der Straße Klingenthal; da er sanierungsbedürftig war, sich aber kein Investor finden konnte, wurde Ende des Jahres 2001 sein Abriss beschlossen (LHH 2002b). Die Bebauung unterscheidet sich hinsichtlich des Zustandes deutlich: Während Teile der in der ersten Bauphase entstandenen Zeilenbauten mittlerweile saniert sind, befinden sich einige Hochhäuser im Zustand eindeutiger Desinvestition, wie sich an verwahten Eingangsbereichen und defekten Klingelschildern und Postkästen feststellen lässt. Die Wohnungen sind fast ausschließlich Sozialwohnungen.

Durch die Zeilenbauweise ist in Vahrenheide-Ost die für Großsiedlungen typische lockere bauliche Struktur mit vielen *Grünflächen* entstanden (vgl. Bild 4.1). Ein großer Teil der Grünflächen ist aber weder für eine individuelle Aneignung geeignet noch für eine öffentliche Nutzung vorgesehen. Auch die wenigen *öffentlichen Plätze* – der größte ist der Vahrenheider Markt – laden aufgrund ihrer architektonischen Gestaltung und des vielen Betons kaum zum Verweilen ein (vgl. Bild 4.2). Anlässe und Gelegenheiten, soziale Kontakte zu knüpfen, ergeben sich durch die Architektur des Stadtteils kaum. Ein Experte, der sich häufig im Stadtteil aufhält, bringt die Situation auf den Punkt: „*Tote Hose.*“

**Bild 4.1: Zeilenbau in Vahrenheide-Ost**



Foto: Reinhard Manzke

**Bild 4.2: Vahrenheider Markt**



Foto: Çiğdem Handschuch

Die Möglichkeiten der Gestaltbarkeit und der Aneignung der Umwelt beschränken sich somit überwiegend auf die eigene Wohnung und den in den meisten Fällen vorhandenen Balkon. Möglich wird eine individuelle Aneignung des Raums durch die wenigen Mietergärten, die es in der Dresdener Straße gibt. Außerdem befinden sich zwischen einigen Zeilenbauten Wäscheleinen, die auch genutzt werden.

Im Vergleich zu anderen Stadtteilen vermittelt die bauliche Struktur des Quartiers Vahrenheide-Ost ein Bild, in dem kaum Ressourcen auszumachen sind. Circulus vitiosus-Effekte, die die Situation der Bewohner merklich verschlimmern, gibt es aber nicht.

Die türkischen Migranten dagegen beurteilen die baulichen Eigenschaften des Stadtteils durchweg positiv. Sie machen sich die Mittelschichts- und Architektenkritik an den Großsiedlungen nicht zu eigen: *„Den Sommer ist es hier wunderschön, da gibt es so viele Parkanlagen, also ich find`s hier traumhaft“*, erzählt Jale V., und Ömer Ü. fällt viel Positives ein: *„Wenn man da aus ´m Balkon guckt, viele Bäume, Gras, Blumen und so ´n Spielplatz gleich davor und keine Geräusche, weil da nur eine Straße entlang führt, das ist ´ne dreißiger Zone“*. Für Familien mit Kindern ist das Wohnen in Vahrenheide-Ost auch mit Vorteilen verbunden. Besonders die Ruhe, die vielen Parkplätze und selbst die wenig genutzten Grünanlagen werden geschätzt: *„Eine der schönsten Gegenden Hannovers“* (Zafer E.). Die Kinder kann man unbesorgt auf der Straße spielen lassen. Die positive Bewertung der städtebaulichen Struktur deckt sich damit mit den Intentionen des Siedlungskonzepts (Häußermann/Siebel 2000: 132). Stadtteile wie Vahrenheide-Ost wurden vor allem in den siebziger Jahren als Wohngebiete an der grünen Peripherie der Stadt für die Arbeiter und unteren und mittleren Angestellten konzipiert, in denen die notwendigen Grundbedürfnisse befriedigt werden können. Der Wohnort sollte von der Arbeit entlasten, die notwendigen Infrastrukturen bereithalten und einen Blick ins Grüne ermöglichen. Die türkischen Haushalte entsprechen mit dem erwerbstätigen Mann, der nicht oder teilzeitarbeitenden Frau und den zwei bis drei Kindern eben dem Haushaltstyp, für den die Siedlung gebaut wurde (Kronauer/Vogel 2004): *„Heizung ist drinne, Fernsehkanäle kann ich gucken, das reicht mir.“* (Ayhan Ö.)

Die *Qualität der Wohnungen*, in denen die Migranten wohnen, ist eher bescheiden. Jale V. bezeichnet ihre Wohnung als *„Schrottwohnung“*, die *„arschkalt“* sei, und weitere fünf Migranten schätzen ihr Wohnungen als renovierungsbedürftig oder *„heruntergekommen“* (Mualla R.) ein. In manchen Fällen wird außerdem das Wohngebäude vom Interviewer als sanierungsbedürftig eingeschätzt. Auffallend ist auch die geringe Wohnfläche pro Person:



Während in Hannover jeder Person im Jahr 1997 durchschnittlich 39 qm Wohnfläche zur Verfügung stehen, sind es in Vahrenheide-Ost nur knapp 30 qm (STATIS 2000, e.B.). Die befragten Migranten leben dagegen mit 19 qm pro Person. Zugleich zeigen sich die Vahrenheider Migranten – trotz der hohen Durchschnittsmiete von 7,30 € inklusive Nebenkosten – relativ zufrieden mit ihrer Wohnsituation. Auch von den sechs Vahrenheidern, die ihre Wohnung als mangelhaft beschreiben, sind nicht alle unzufrieden. Selbst der Einwand, dass die Miete zu hoch sei, kommt nur ein einziges Mal.

Im Gegensatz zu den relativ hohen Mieten sind die Preise für *Eigentumswohnungen* in Vahrenheide-Ost recht niedrig. Drei der befragten Migranten haben sich eine Wohnung in Vahrenheide-Ost gekauft.

Die technische Infrastruktur des Stadtteils scheint ausreichend: Die Verbindung an die Innenstadt ist durch eine direkt am Vahrenheider Markt haltende Straßenbahnlinie sehr gut. Innerhalb des Stadtteils gibt es aber keine Buslinien, die direkt zum Vahrenheider Markt führen, so dass die Straßenbahnhaltestelle vor allem für die Personen nicht schnell zu Fuß erreichbar ist, die im südlichen Teil von Vahrenheide-Ost wohnen.

Die *kommerzielle Infrastruktur* Vahrenheides konzentriert sich auf den Vahrenheider Markt und ist wenig abwechslungsreich. Neben ein paar Lebensmitteldiscountern decken türkische Ost- und Gemüseläden, Kioske, eine deutsch-türkische Bäckerei und eine Drogerie den alltäglichen Bedarf von Migranten und Deutschen. Speziellere Bedürfnisse können vor Ort kaum befriedigt werden; es gibt noch einige Bekleidungsgeschäfte, die – wie die anderen Läden auch – vor allem Produkte aus dem unteren Preissegment anbieten.

Auch das gastronomische Angebot ist eher bescheiden: Ein Eiscafé am Vahrenheider Markt, einige kleinere türkische Cafés und über den Stadtteil verteilt zwei Pizzerien und ein paar deutsche Kneipen und Bistros. Bei den im Stadtteil ansässigen Dienstleistungsbetrieben handelt es sich um Friseure, eine Änderungsschneiderei, einen Schuhreparaturläden und einen Callshop („weltweit günstig telefonieren“). Jobmöglichkeiten vor Ort ergeben sich so kaum. Auch ist Vahrenheide-Ost angesichts dieses eingeschränkten Angebots für auswärtige Besucher unattraktiv. Wer in Vahrenheide-Ost Essen gehen oder auf andere Art einen schönen Abend verbringen will, hat dazu kaum Möglichkeiten. Wer nicht im Quartier wohnt, dort jemanden besuchen möchte oder dort arbeitet – wie die Angestellten der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, die im Quartier ein Büro betreibt –, hat schwerlich einen Grund, sich im Stadtteil aufzuhalten.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Auch während der Begehung wurden wir des öfteren von Bewohnern angesprochen, was wir – ausgerüstet mit Diktaphon und Fotoapparat – im Quartier machen würden (vgl. Kap.II).

Die türkischen Migranten sind mit der kommerziellen Infrastruktur überwiegend zufrieden, einige betonen sogar, dass es alles gebe, was man braucht. Abgesehen von den Lebensmittelläden werden die kommerziellen Angebote im Quartier aber kaum genutzt. Einige der befragten Männer gehen gelegentlich in ein türkisches Café.

Trotzdem sind die Bewohner im Vergleich zu anderen Stadtteilen durch das mangelnde Angebot im Quartier benachteiligt, weil es zum einen kaum nahräumlichen Verdienstmöglichkeiten und zum anderen kaum Treffpunkte oder Gelegenheitstrukturen bietet, die soziale Kontakte erleichtern oder gar Auswärtige dazu verleiten könnten, dem Stadtteil einen Besuch abzustatten. Benachteiligend, das heißt die Lebenssituation verschlechternd kann sich die fehlende Infrastruktur auswirken, weil sie keine nahräumlichen Jobmöglichkeiten bietet und die Attraktivität des Quartiers mindert und deshalb selektive Wanderungsprozesse forciert.

Im Gegensatz zur kommerziellen Infrastruktur gibt es ein großes Angebot an *sozialer Infrastruktur*, das sich besonders an Bedürfnisse der unteren Schichten wendet: Es gibt einen Kommunalen Sozialdienst, eine sozialpsychiatrische Beratungsstelle, Gemeinwesenarbeit, eine Sozialstation der evangelischen Kirche, einen Jugendkontaktladen, eine Jobbörse, einen Tauschring etc. Speziell auf Migranten bzw. multikulturell ausgerichtet sind drei Angebote: ein Treff für ausländische und deutsche Frauen, ein „Kulturtreff Vahrenheide e.V.“ und ein „Demokratischer Kulturverein“ (vgl. Geiling et al. 2001). Die soziale Infrastruktur wird überwiegend staatlich oder kommunal organisiert und finanziert. Die Bewohner in Vahrenheide-Ost bewegen sich in einem überwiegend staatlich organisiertem System: Angefangen von der Wohnung, die vom Staat gestellt und vom Amt für Wohnungswesen vermittelt wird über die Kinderbetreuung bis hin zu Beratungs- oder Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche und Erwachsene.

Registriert werden von den türkischen Migranten vor allem die infrastrukturellen Angebote für Kinder wie die vielen Spielplätze und die gute Ausstattung mit Kindergartenplätzen: „*Es ist hier ideal für Kinder, Kindergarten, breite Straßen, [...] anders als die Stadt.*“ (Osman U.) Tatsächlich ist die Versorgung mit Kindergartenplätzen im städtischen Vergleich etwas höher: Während 1999 im Stadtdurchschnitt 55 von 100 Kindern im Alter von bis zu sechs Jahren in eine Kindertagesstätte gingen, lag der Anteil in Vahrenheide bei 57 Prozent. Auffallend ist, dass der Anteil der ausländischen Kinder mit Kindertagesstättenplatz mit über 70 Prozent den der deutschen Kinder (unter 50 Prozent) bei weitem übertrifft (Jugendamt Hannover; STATIS 2000; e.B.).

Die Vielzahl der Beratungs- und Hilfsangebote für Erwachsene spielt in der Wahrnehmung und im Alltag der Migranten dagegen eine untergeordnete Rolle. Sie wird von den Interviewpartnern nicht als unzureichend wahrgenommen, sondern sie wird ignoriert. Bereits bei unseren Versuchen zu Beginn der empirischen Phase, über Multiplikatoren in Vahrenheide-Ost an mögliche türkische Interviewpartner zu gelangen, zeigte sich die Distanz der Migranten zu diesen Einrichtungen (vgl. Kap. II.3.3). Dieser Eindruck wurde in den Interviews bestätigt: Neben dem demokratischen Kulturverein, der einen türkischen Frauentreff organisiert, wird von den Migranten das Stadtteilbüro der städtischen Wohnungsgesellschaft positiv hervorgehoben. Die reichlich vorhandenen anderen Einrichtungen scheinen nicht einmal bewusst zu sein. Die Quantität sozialer Infrastruktur sagt noch nichts über ihre Inanspruchnahme seitens bestimmter Bevölkerungsgruppen aus.

Die geringe Nutzung der Infrastruktur durch die befragten Migranten erklärt sich aus zwei Umständen: Die Familien sind relativ stabil und die ökonomische Situation der Migranten ist im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen im Quartier recht solide. Einerseits besteht deshalb gar kein Bedarf zum Beispiel an der Drogen- oder Schuldnerberatung, auf der anderen Seite ist die Hemmschwelle, die die türkischen Migranten überwinden müssen, bevor sie sich an eine entsprechende Einrichtung wenden, hoch. Aufgrund von Sprachschwierigkeiten fürchten die Migranten, ihr Anliegen nicht verständlich vermitteln zu können und es ist ihnen auch eher fremd, sich mit Problemen, gerade solcher familiärer Art, an Außenstehende zu wenden.

### *Die soziale Dimension*

In den neunziger Jahren zeigt sich in Vahrenheide-Ost ein dauerhafter Abwanderungstrend: von 1990 bis 2000 ist die Bevölkerung um 15 Prozent zurückgegangen. Dabei wandert die türkische Bevölkerung zwar auch ab, aber mit elf Prozent nicht so massiv, was sich auch an Daten zur durchschnittlichen Wohndauer zeigt: Im Zeitraum von 1996 bis 2000 weisen etwa 34 Prozent der deutschen und knapp 46 Prozent der türkischen Bevölkerung eine Wohndauer von über fünf Jahren auf (Janßen 2001: 89). Die türkische Bevölkerung ist somit etwas weniger mobil und verbleibt im Durchschnitt länger im Stadtteil als die deutsche. Sie macht in Vahrenheide-Ost einen Anteil von knapp 16 Prozent an der Bevölkerung aus. Damit gehört der Stadtteil zwar zu denen mit der höchsten Konzentration an türkischer Bevölkerung, aber von „ethnisch homogenen Vierteln“ (Heitmeyer 1998: 450) kann in Hannover somit keine Rede sein.

Sozialstrukturell Vahrenheide-Ost weist einige Besonderheiten auf: Die Deutschen sind im Vergleich zum Durchschnitt der Stadt überaltert; der Anteil lediger Personen ist unterdurchschnittlich, es überwiegen verheiratete, geschiedene oder verwitwete Personen. Die ausländische Bevölkerung ist dagegen jünger als die deutsche, insbesondere der Anteil türkischer Kinder und Jugendlicher übertrifft den in anderen Stadtteilen Hannovers.

Sozioökonomisch ergibt sich in Vahrenheide-Ost ein eindeutiges Bild: Die Sozialhilfequoten lagen 1999 mit 22,6 Prozent<sup>13</sup> weit über dem Durchschnitt von 7,7 Prozent (STATIS 2000, e.B.). Auch der Anteil der ausländischen Bezieher von Sozialhilfe ist mit über 30 Prozent überdurchschnittlich hoch (Mittelwert für Hannover: 21 Prozent). Dabei sind es vor allem Familien mit Kindern, die auf die staatliche Unterstützung angewiesen sind.

Diese Zahlen verdeutlichen, dass in den letzten Jahren Voraussetzungen für ein Armutsquartier in Vahrenheide-Ost entstanden sind. Neben den selektiven Abwanderungen der sozioökonomisch Stabileren sind Abstiegskarrieren der ansässigen Bewohner und die Wohnungspolitik der Stadt Ursachen für diese Entwicklung. Die Wohnungspolitik hat mit dem Rückzug aus dem sozialen Wohnungsbau dazu geführt, dass sich Sozialwohnungen, die vom Wohnungsamt an benachteiligte Gruppen vermittelt werden können, in den Großsiedlungen der sechziger und siebziger Jahre konzentrieren.

Die Ressourcen, die sich mit dieser Sozialstruktur im Quartier verbinden, sind gering. Tipps und Hinweise auf Arbeitsmöglichkeiten oder gar Beziehungen zu Gatekeepern werden sich durch Kontakte im Stadtteil kaum ergeben. Das Fehlen von Zugängen zum Arbeitsmarkt durch die sozialen Netze kann ökonomische Ausgrenzung noch verstärken.

Von den Migranten wird die soziale Situation im Quartier sehr kritisch wahrgenommen. Man grenzt sich vom Armutsmilieu vor Ort ab und kritisiert die vielen alkoholkranken Deutschen, aber auch andere Zuwanderergruppen, Asylbewerber, Kriminelle und zum Teil auch Ausländer im allgemeinen. Die sozialen Beziehungen über die eigene Ethnie hinaus beschränken sich auf oberflächliche Grußkontakte. Viele Migranten ziehen sich bewusst aus ihrer Umwelt zurück: *„Wenn ich meine Tür schließe, ist es meine eigene Welt, und was die anderen sagen, ist mir dann egal“* beschreibt Zeycan T. ihre Strategie im Umgang mit der Nachbarschaft und den Bewohnern im Quartier.

Ayhan Ö. zieht aufgrund des direkten sozialen Umfeldes innerhalb des Stadtteils um: *„Ich habe im Erdgeschoss gewohnt, da schmeißen die Kinder Sand in die Wohnung rein, die Treppenhäuser sind dreckig und solche Sachen [...] da liegen überall Glasscherben und der ganze Müll liegt auf der Straße, und die Leute, die da wohnen, die sitzen den ganzen Tag*

---

<sup>13</sup> Anteil der Bezieher von „Hilfe zum Lebensunterhalt“ an der Bevölkerung.

*draußen, da kriegt man keine Ruhe“* beschreibt er sein altes Wohnquartier. Ebenso wie Ayhan berichten viele Migranten von Problemen auf der Nachbarschaftsebene. ‚Gute‘, angenehme Nachbarn sind für die Migranten aus Vahrenheide-Ost ein wichtiges Kriterium für gutes Wohnen und ein Anspruch, den sie an ein gutes Wohnumfeld hätten. *„Dass man nur hier Familien hat. Richtig gute, saubere Familien“* wünscht sich Celal Y. von Vahrenheide-Ost.

Diese Distanz zeigt sich auch in der ethnischen Zusammensetzung ihrer sozialen Netzwerke; sie sind mit nur einer Ausnahme ethnisch homogen (vgl. Kap. III). Da die deutschen Bewohner für Freundschafts- oder Bekanntschaftsbeziehungen der Migranten keine Rolle spielen, wäre es naheliegend, dass die *türkischen Bewohner* für die Migranten herausragende Bedeutung haben. Aber auch das ist nicht der Fall: Die befragten Migranten sind zwar froh über den relativ hohen Anteil türkischer Bevölkerung im Stadtteil, da er einen gewissen Standard an ethnischer Infrastruktur garantiert. Außerdem schätzen sie es, türkischer Nachbarn zu haben, weil es mit denen weniger Probleme gibt als mit anderen. Anzeichen für große, weitverzweigte und damit ressourcenreiche ethnische Netzwerke innerhalb des Quartiers oder gar für Binnenintegration lassen sich allerdings nicht finden. Mit der türkischen Bevölkerung assoziieren die Migranten zwar seltener Nachteile als mit den Deutschen und den anderen Zuwanderergruppen, von einer türkischen Community kann aber nicht die Rede sein.

Die soziale Struktur führt somit zu Benachteiligungen. Dabei ist weniger die ethnische Homogenität der Netzwerke problematisch als die soziale. Die Bewohner im Stadtteil haben geringes soziales Kapital. Wenn man nur Arbeitslose im Stadtteil kennt, ist die Wahrscheinlichkeit sehr gering, über sein soziales Netz an einen Job zu kommen. Bessere Kontakte zur deutschen Bevölkerung wären zwar im Hinblick auf den nachbarschaftlichen Zusammenhalt wünschenswert, würden aber für die Migranten kaum höheres soziales Kapital bedeuten. Im Gegenteil: Im Vergleich zu deutschen Bewohnern haben die befragten Migranten sozioökonomisch oft einen besseren Status (vgl. Teil V).

Die Wahrnehmung der sozialen Struktur im Stadtteil seitens der Migranten spiegelt sich in der negativen Einschätzung der Sozialisationsbedingungen für ihre Kinder wider. Die Sozialisationsbedingungen werden als schlecht eingeschätzt, was sich nicht nur auf einen möglichen schlechten Einfluss des Armutsmilieus auf die Herausbildung von Werten und Normen des Nachwuchses bezieht, sondern auch auf den hohen Migrantenanteil in Schulen und Kindergärten.

Doch es wäre abwegig, die Sozialisationsbedingungen in Vahrenheide-Ost mit denen in nordamerikanischen Ghettos zu vergleichen: Zwar ist der Anteil an Arbeitslosen und Empfängern von Sozialtransfers in Vahrenheide-Ost im Vergleich zu den Mittelwerten von Hannover sehr hoch, aber auch in diesem Stadtteil ist die Erwerbsarbeit nach wie vor präsent: Der Anteil der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten an den Bewohnern im erwerbsfähigen Alter lag 1999 mit 40 Prozent etwa 10 Prozentpunkte unter dem Durchschnitt Hannovers (STATIS 2000: e.B.). Heranwachsende im Stadtteil müssen sich nicht an negativen role models orientieren. Es gibt genügend Erwerbstätige im Nahraum, die sie als Vorbild nehmen können. Das beste Beispiel sind die befragten Migranten, von denen die Mehrheit der Männer einer geregelten Arbeit nachgeht. Gerade bei den Migranten, die im Quartier sozialisiert worden sind, zeigt sich, dass die sozialen Verhältnisse im Quartier nicht verhindern, eine ausgeprägte Erwerbsorientierung zu entwickeln.

Abweichende Normen oder Verhaltensweisen, wie sie der These einer Armutskultur entsprechen, konnten wir in keinem Fall finden. Wie sich auch in anderen Studien zeigt (vgl. Friedrichs/Blasius 2000; Neuhöfer 1998; Tobias/Boettner 1992), scheinen türkische Familien zu den stabilen Haushalten in benachteiligten Wohnquartieren zu gehören. Somit tragen sie eher zur Stabilisierung des Quartiers bei als dass die Sozialstruktur des Quartiers für sie mit Ressourcen verbunden sein könnte. Die Distanz zu den Bewohnern und die wenigen Kontakte innerhalb des Quartiers sind somit für die befragten Migranten auch eine Art Schutz dar, um die sozialen Verhältnisse und deren – tatsächlichen und von den Migranten vermuteten – schlechte Einflüsse von den Familien der Migranten fernzuhalten.

### *Die politische Dimension*

Weniger als ein Drittel der von uns befragten Migranten besaß die deutsche Staatsangehörigkeit, der politische Einfluss durch den Gang zur Wahlurne ist somit eingeschränkt. Zugleich zeigen die Migranten kein ausgeprägtes Interesse daran, an politischen Entscheidungsprozessen mitzuwirken. Lediglich eine Befragte erwähnte das Wahlrecht als Argument für die deutsche Staatsbürgerschaft. Vereinsmitgliedschaften sind sehr selten und beschränken sich überwiegend auf Sport- und Fußballvereine.

Das kulturelle Kapital im Quartier, das für die Etablierung von selbstorganisierten Vereinen und Initiativen nötig wäre, scheint zu fehlen. Initiativen, die sich mit der Situation im Stadtteil beschäftigen, und auch Freizeit- und Kulturangebote werden vorwiegend durch den Staat, die Kommune oder durch Wohlfahrtsverbände organisiert (vgl. Geiling et al. 2001: 33ff.).

Die Repräsentanz in der Stadtpolitik fällt ebenfalls niedrig aus: Die Wahlbeteiligung liegt deutlich unter der Hannovers. Sie beträgt nur in zwei der fünf Wahlbezirke mehr als 60 Prozent, während durchschnittlich 80 Prozent der Hannoverschen wahlberechtigten Bevölkerung ihre Stimme abgaben. Die Wahlbeteiligung bei den Bundestagswahlen hat in den Wahlbezirken von Vahrenheide-Ost zwischen 1998 und 2002 um bis zu zehn Prozentpunkte abgenommen. Von der Politik versprechen sich viele Bewohner von Vahrenheide-Ost offensichtlich keine Verbesserung ihrer Situation. Dies ist umso mehr bemerkenswert, als dass gerade in Vahrenheide-Ost die Lebensbedingungen massiv politisch beeinflusst sind. Dies zeigen auch die Bemühungen im Rahmen der Sanierung: Ein Aspekt des Modellprojekts bezieht sich auf die Mobilisierung der Bewohner und auf die Unterstützung ihrer Fähigkeit zur Interessenartikulation und -Vertretung. Zu diesem Zweck wurde ein Bürgerforum eingerichtet, das unter anderem einen kleinen Etat eigenständig verwalten kann und es wurde ein Anwalt zur Interessenvertretung engagiert (advocacy planning). Eine Aufhebung der sozialen Selektivität und die Kontaktaufnahme zu bestimmten politikfernen Gruppen, zu denen auch Migranten gehören, wurde aber kaum erreicht (Geiling et al. 2002).

Der Effekt der niedrigen Wahlbeteiligung wird durch den vergleichsweise geringen Anteil Wahlberechtigter in Vahrenheide-Ost noch verstärkt: Im Wahljahr 1998 lag der Anteil der Wahlberechtigten in den fünf Wahlbezirken von Vahrenheide-Ost zwischen 40 und 60 Prozent, in gesamt Hannover dagegen bei über 70 Prozent (Geiling et al. 2001, Hannover online 2002, e.B.).

Die geringe politische Durchsetzungskraft der Quartiersbewohner hat jedoch keine Vernachlässigung des Quartiers durch die Politik der Stadt zur Folge:

Der Wohnungsbestand der Großsiedlung befindet sich überwiegend im Besitz der städtischen Tochtergesellschaft, so dass die Stadt ein großes Interesse daran hat, den Wohnungsbestand in Vahrenheide-Ost und das gesamte Quartier für Wohnungssuchende attraktiv zu gestalten. Ein massiver Wohnungsleerstand bedeutet für den städtischen Haushalt eine enorme finanzielle Belastung, die sich eine Stadt kaum leisten kann.

Neben den ökonomischen Interessensverflechtungen gibt es einen weiteren Grund für die Politik, sich um die Entwicklung des Quartiers Vahrenheide zu kümmern: Wie alle Großsiedlungen steht Vahrenheide-Ost viel zu sehr im Blickpunkt des öffentlichen Interesses, als dass sich die Stadt eine offensichtlich gleichgültige Haltung leisten könnte. Hannover ist nicht mit amerikanischen Millionenstädten vergleichbar, in denen ganze Stadtviertel aus der öffentlichen Wahrnehmung verschwinden (vgl. Wacquant 2004). Seit dem Baube-

ginn Mitte der fünfziger Jahre wird die bauliche und soziale Entwicklung des Stadtteils von der lokalen Presse aufmerksam verfolgt und spätestens seit den Siebzigern überwiegt die kritische Darstellung Vahrenheide-Osts in den Medien. In dieser Zeit begannen ebenfalls die verstärkten Bemühungen der Stadt Hannover, den „zahlreichen Problemen des Stadtteils“ (zitiert nach: Geiling et al. 2001: 230) mithilfe sozialer Einrichtungen und Initiativen zu begegnen. Im Jahr 1989 gab es bereits sieben Gutachten über Vahrenheide-Ost, seit 1998 ist der Stadtteil Sanierungsgebiet und seit 1997 ein Modellprojekt im Rahmen der „Sozialen Stadt“.

Die Thesen vom Rückzug des Staates aus benachteiligten Quartieren treffen bislang – zumindest für die prominenten Großsiedlungen der Bundesrepublik, die in der Öffentlichkeit zum Symbol gesellschaftlicher Probleme wie Armut und Ausgrenzung geworden sind – nicht zu (vgl. Wacquant 2004 für französische Großsiedlungen im Gegensatz zu US-amerikanischen Ghettos). Wie sich aber an der geringen Nutzung der vom Staat bereitgestellten sozialen Infrastruktur zeigt, erreichen die staatlichen Aktivitäten die Bewohner nicht immer. Inwieweit die soziale Infrastruktur sie befähigt, ihre benachteiligte Lebenssituation zu überwinden, ist fraglich.

### *Die symbolische Dimension*

Die Großsiedlung Vahrenheide-Ost entstand in den fünfziger Jahren auf dem Gelände eines militärischen Übungsplatzes. Mit dem Ziel einer schnellen Wohnungsversorgung baute das städtische Wohnungsunternehmen zunächst mehrgeschossige Zeilenbauten und später mehrere Hochhäuser mit bis zu 22 Geschossen. Insgesamt sind in Vahrenheide-Ost circa 3.3000 Wohnungen, davon 85 Prozent Sozialwohnungen entstanden (Kuhnert 2000: 34). Da außerdem finanzielle Mittel eines ‚Barackenräumprogramms‘ in Anspruch genommen wurden, bestand die Verpflichtung, einen großen Teil der Bewohner des Lagers für Obdachlose und Flüchtlinge in Mühlenberg hier zu beherbergen (Döscher/Urban 1983: 12).

Die Hochhausarchitektur wurde in den Medien anfangs noch als zukunftsweisend dargestellt, in den siebziger Jahren aber zunehmend kritisiert. So heißt es in einem Artikel der Hannoverschen Allgemeinen vom 20.03.1973: „Die Zeilen der Häuser wirken wie Windkanäle. Es ist nicht kalt, doch man fröstelt. Regenfäden hängen schräg zwischen den dürftigen Büschen. Weite wird zur Öde, Leere lässt erstarren [...] Aufgereiht wie Kompanien stehen die Häuserzeilen eine hinter der anderen rechtwinklig zur Straße. Es ist, als marschierten sie, als seien sie unentwegt zu einem nicht erkennbaren Ziel unterwegs, immer im glei-



chen Abstand, der hat zu stimmen. Überall die genau zugeteilten Quadratmeter Rasen, die Baumgruppe, die Büsche..." (zitiert nach: Döscher/Urban 1983).

Später verschob sich der Fokus der medialen Berichterstattung auf die sozialen Verhältnisse im Stadtteil. Es wurde vornehmlich über Kriminalität und in den neunziger Jahren über Auseinandersetzungen zwischen türkischen und deutschen Jugendlichen berichtet. Frühjahr 2001 berichtete die lokale Presse dagegen wieder über die städtebaulichen Probleme, vor allem über den bevorstehenden Entschluss über die Zukunft der Hochhäuser im Klingenthal (Handschuch 2003).

Vahrenheide-Ost ist ein durch die Medien in der Hannoveraner Öffentlichkeit stigmatisiertes Quartier. Dies findet sich auch in den Interviews der Gatekeeper des Wohnungs- und Arbeitsmarkts wieder. Die Urteile der Gatekeeper über Vahrenheide-Ost sind eindeutig: „*Letzter sozialer Abstieg*“ (W19), „*Bronx von Hannover*“ (W2), „*Verslumungs- und Ghettoisierungstendenzen*“ (W4).

Die befragten Migranten sind sich der Stigmatisierung sehr stark bewusst. Nur einer behauptet, Vahrenheide-Ost hätte einen „*guten Ruf, sonst nichts*“ (Selcuk Z.), die anderen schätzen den Ruf Vahrenheides als sehr schlecht ein. Viele der Migranten sind selbst schon mit der negativen Etikettierung des Stadtteils in Berührung gekommen. So hat sich der Mann von Ayşes Freundin geweigert, nach Vahrenheide-Ost zu ziehen: „*Da hat der Mann gesagt, nee, da möchte ich nicht wohnen, da sind viele Penner, Alkohol- und Drogensüchtige.*“ Celal Y. fühlt sich zu einer Rechtfertigung gezwungen, wenn er seinen Wohnort nennt: „*Wenn man dich fragt, wo wohnst du, was machst du und so weiter, oh die Gegend ist aber schlecht für die Kinder und so weiter*“, und Derya M. ist von Kollegen schon gefragt worden: „*Vahrenheide, kommst Du aus dem Ghetto?*“ Selim K., der noch bei seinen Eltern wohnt, vermeidet es deshalb außerhalb des Stadtteils, seine Adresse bekannt zu geben.

Als Grund für das schlechte Image nennen die Migranten das Milieu im Quartier: „*Es ist ´ne soziale Gegend*“ konstatiert Zeycan T. und meint damit den hohen Anteil an Sozialhilfeempfängern. Als verantwortlich sehen sie die Wohnungspolitik: „*Ich habe das Gefühl, als hätte der Staat will ich nicht sagen, aber das Wohnungsamt zum Beispiel, Ausländer, Asylanten, Sozialempfänger alles in eine Ecke, in ein Viertel gestopft hat.*“ Die Befragten fühlen sich vom Staat im Stich gelassen, der nach ihrem Empfinden sämtliche Benachteiligte nach Vahrenheide-Ost abschiebt, damit die Deutschen in den anderen Stadtteilen nicht von diesen Bevölkerungsgruppen behelligt werden: „*Das ist auch der Staat gewesen, die ganzen Ausländer da hin [...] so nach dem Motto ne, sollen die halt die Deutschen in Ruhe lassen*“ (Semiha K.).

Das Leben in einem so verrufenem Quartier verlangt den Bewohnern einiges ab. Wie soll man sich und anderen gegenüber rechtfertigen, dass man hier wohnt? Die Migranten zeigen zwei Strategien, mit dem Image und der Stigmatisierung von Vahrenheide-Ost umzugehen (vgl. Hanhörster/Molder 2000; Gestring et al. 2003).

Etwa die Hälfte der befragten Migranten übernehmen das Fremdbild: *„Wo sich Ausländer versammeln, da passiert auch bestimmt etwas“* meint Aziz O. Diese Migranten fühlen sich unwohl im Quartier, befürchten einen schlechten Einfluss auf die Entwicklung ihrer Kinder und würden umziehen, wenn ihre Familie nicht hier wohnen würde. *„Wenn das schlimmer wird, möcht´ ich bestimmt wegen meiner Kinder weggehen“* erzählt Ayşe O., eine allein erziehende Mutter. Allerdings ist dieser Punkt noch nicht erreicht, so dass ein Umzug nicht mehr als eine theoretische Handlungsoption darstellt. Die Migranten suchen das Glück in Winkel, ziehen sich zurück und noch machen die Probleme vor der Wohnungstür Halt.

Die zweite Strategie der Migranten besteht im ‚blaming of the other‘, der Abgrenzung nach unten gegenüber anderen sozialen Gruppen oder Quartieren. Neue Zuwanderer aus Osteuropa, ‚Zigeuner‘, Kurden, Deutsche, die ihre Kinder schlagen, sind die Gruppen, die für Probleme im Stadtteil verantwortlich gemacht werden und auf die der schlechte Ruf ihrer Meinung nach auch zutrifft. *Kurden, Jugoslawen, Zigeuner und alles noch dazu, ja manche Wohnungen mit zehn Kindern“* (Derya M.); *„Asylanten überall, ich hab´ ja nichts gegen Menschen, aber die haben sich wirklich daneben benommen. Überall sahst du einen Alkoholiker, der da rumlag oder der da rumgetrunken hat“* (Gülçin L.). In der zweiten Variante der Abgrenzungsstrategie wird nach guten und schlechten Quartieren innerhalb des Stadtteils unterschieden: *„Damals hieß es hier Klingenthal ist das schlimmste Ort“* (Zeycan T.) und Zafer E. beschreibt dieselbe Straße wie folgt: *„Das ist aber absoluter Brandfall, die ganzen Asylanten sind dort, alle sind dort, kriminelle Deutsche sind dort, alle.“* Bestimmte Straßenzüge und das Milieu dort gelten als Verantwortliche für die Stigmatisierung, während es im eigenen Quartier und in der eigenen Straße kaum Probleme gibt. So kann das eigene Wohnquartier gleichsam gerettet und das Verbleiben gerechtfertigt werden. Die Abgrenzung dient der Aufrechterhaltung des Selbstbildes.

Dementsprechend lassen sich keinerlei Ansätze von Identifikation mit dem Quartier oder gar Lokalpatriotismus bei den Migranten der Großsiedlung finden. Obwohl die meisten schon etliche Jahre in Vahrenheide-Ost wohnen und keine Umzugswünsche äußern, sondern mitunter sogar sagen: *„Ich würde hier nicht weg, solange ich lebe“* (Zafer E.), kann von einem ‚Wir in Vahrenheide‘- Gefühl keine Rede sein. Als ‚Hannoveraner‘ fühlt sich mancher, als ‚Vahrenheider‘ aber niemand. Vahrenheide-Ost bietet kein Potenzial positiver Identi-

tätsbildung, sondern vermittelt bzw. verstärkt eher – und dabei spielen das schlechte Image und das Gefühl, vom Staat im Stich gelassen worden zu sein, eine entscheidende Rolle – die Empfindung, in einem Stadtteil von ‚Verlierern‘ zu leben.

Der benachteiligende Effekt des Quartiers Vahrenheide-Ost auf der symbolischen Ebene ist somit offensichtlich. Die Stigmatisierung des Quartiers wirkt sich – mit Ausnahme von Schülern bei der Ausbildungsplatzsuche (vgl. IV.5.3) – weniger auf die Chancen auf dem Arbeitsmarkt als auf der Ebene des Selbstwertgefühls. Es herrscht ein Gefühl der Ausgrenzung innerhalb der Stadt. Außerdem verstärkt die Stigmatisierung selektive Wanderungsprozesse, die zu einer weiteren sozialen Entmischung und zum Anstieg der sozialen Segregation führt.

#### *Fazit: Benachteiligende Großsiedlung?*

Für Familien mit Kindern bietet die materielle Ausstattung der Großsiedlung Ressourcen, aber das soziale Milieu und die Stigmatisierung benachteiligt die Bewohner.

Die Benachteiligungen zeigen sich einerseits am geringen sozialen Kapital der Quartiersbewohner und andererseits daran, dass die Großsiedlung kaum Chancen zur Aneignung und Identifikation bietet. Diese Benachteiligungen sind deshalb so wirksam, weil es sich bei den Migranten um eine sehr sesshafte Gruppe handelt. Aufgrund ihrer familiären Bindungen bleiben die Migranten im Quartier, obgleich sie sich der Benachteiligungen sehr wohl bewusst sind.

Auch wenn die Hochhausanlage, die im besonderen Maße für den schlechten Ruf der Großsiedlung verantwortlich gemacht wird, abgerissen wurde, ist nicht mit einer Verbesserung zu rechnen: Angesichts des anhaltend entspannten Wohnungsmarktes und des relativ homogenen Wohnungsangebots kann es zu weiteren sozialen Entmischungen im Stadtteil kommen, da das Angebot an attraktiveren und eventuell auch preiswerteren Wohnungen in anderen Stadtgebieten ausreichend und die Konkurrenz um freie Wohnung nicht sehr groß ist. Bis 2010 laufen mindestens 20 Prozent der städtischen Belegrechte (Kreibich 1997: 62) aus; die verbleibenden Sozialwohnungen liegen in Großsiedlungen wie Mühlenberg oder Vahrenheide-Ost, da dort die Belegrechte besonders lange wirksam bleiben. Damit stehen der Stadt und dem Amt für Wohnungswesen für die Vermittlung von Wohnungen an Personen, die sich nicht selbst auf dem Wohnungsmarkt versorgen können, immer kleinere und räumlich immer konzentriertere Bestände zur Verfügung. Durch den Zwang, sozial Benachteiligte zunehmend in die verbleibenden Sozialwohnungsbestände der Großsiedlungen vermitteln zu müssen, besteht die Gefahr der Entstehung von „Armutsinseln“

(Kreibich 1997: 81), zu denen auch Vahrenheide-Ost gehören würde. Die soziale Struktur im Stadtteil wird außerdem zusätzlich geschwächt, wenn der Trend des sozioökonomischen Abstiegs der ansässigen Bevölkerung anhält.

Auch die Stigmatisierung der Großsiedlung innerhalb der Stadt wird angesichts dieser Entwicklungen kaum zu mindern sein, eher im Gegenteil. Soziales Milieu und Stigma und damit die Quartierseffekte, die sich schon jetzt benachteiligend auf die Lebenssituation der Migranten auswirken, werden sich weiter verschlechtern. Hinsichtlich der materiellen Dimension und dabei vor allem hinsichtlich der sozialen Infrastruktur besteht dagegen weniger die Gefahr einer Unterversorgung. Die große mediale Aufmerksamkeit, die Vahrenheide-Ost und anderen Großsiedlungen zuteil wird, und die Tradition sozialstaatlicher Intervention verhindern eine Vernachlässigung dieser Quartiere seitens der staatlichen und städtischen Politik.

Das Quartier macht also eine Abwärtsbewegung und die Bewohner, die nicht wegziehen, machen diese Abwärtsbewegung mit. Damit gibt es in Vahrenheide-Ost eine Art ‚kollektives Wohenschicksal‘, vom dem die Vahrenheider betroffen sind – und zwar unabhängig davon, wie ihre individuelle Wohnkarriere verläuft. Auch wenn sie individuell eine positive Entwicklung durchlaufen haben, geschieht das in einem Behälter, der sich nach unten bewegt. Die Bindung an das Wohnquartier ergibt sich aus verschiedenen Faktoren wie Familienbindung und Informationsverhalten, ist aber bei den Migranten am stärksten, denen nach objektiven Kriterien die erfolgreichste Wohnkarriere gelungen ist: den Wohnungseigentümern im Stadtteil. Die Eigentumswohnungen in Vahrenheide-Ost sind zwar preisgünstig, aber der niedrige Preis ist eine Folge der Stigmatisierung des Quartiers. So war der im Rahmen des Programms „Wohnen in Hannover“ gestartete Versuch, attraktivere Wohnungsbestände an Selbstnutzer zu veräußern, nur mäßig erfolgreich (Geiling et al. 2002). Chancen für den Wiederverkauf von in Vahrenheide-Ost erworbenem Wohnungseigentum gibt es nur unter beträchtlichen finanziellen Einbußen. Wohnungseigentümer wie Coşkun Y., der den Wohnungskauf bereits ab und zu bereut, wenn seine Kinder zum Beispiel im Fußballverein von anderen Kindern schikaniert werden, sind damit in besonderer Weise von der Entwicklung Vahrenheides abhängig, da sie den Umzug in einen anderen Stadtteil mit herben ökonomischen Verlusten bezahlen müssten.

### 5.2.2 Das Altbauquartier Linden-Nord „Wir können alle nicht auf Linden verzichten“ (Rabia D.)

#### *Die materielle Dimension*

Linden-Nord liegt mit etwa zwei Kilometern Entfernung von der Innenstadt sehr zentrumsnah, eine Nähe, die die befragten Migranten zu schätzen wissen. Das Quartier wird nach Norden und Süden durch die Flüsse Leine und Ihme begrenzt und in den anderen Richtungen durch den Westschnellweg und eine Hauptverkehrsstraße. Die *Bebauung* des Altbauquartiers unterscheidet sich kaum von den benachbarten Quartieren, der einzige größere Kontrast entsteht zum angrenzenden Ihmezentrum, einer Hochhausanlage mit mehreren Geschäftszeilen, über deren Abriss mittlerweile nachgedacht wird (vgl. Schöneberg 2004).

Der dominierende Altbau wird von wenigen in den sechziger und siebziger entstandenen Bauten durchbrochen und ist überwiegend saniert (vgl. Bild 4.3). Nahe der Ihme gibt es einen Neubaukomplex mit Sozialwohnungen. Insgesamt beträgt der Anteil an Sozialwohnungen in Linden-Nord 15 Prozent (LHH 2001b:11) und liegt damit etwas über dem Durchschnittswert Hannovers (7 Prozent).

Die hochverdichtete Architektur lässt im Quartier selbst kaum Platz für *Grünflächen*, aber nahe der Ihme gibt es größere parkähnliche Anlagen und auch die Herrenhäuser Gärten sind bequem zu Fuß oder mit dem Rad zu erreichen. Zentrum des Quartiers ist die Hauptgeschäftsstraße mit regem Betrieb. Allerdings sind die Nutzungsmöglichkeiten auf der Limmerstraße überwiegend mit Konsum verbunden, obwohl es auch einige öffentliche Parkbänke gibt. Die wenigen öffentlichen Plätze wie der „Lindener Schmuckplatz“ werden nicht so stark frequentiert.

Die Interviewten sind mit der baulichen Struktur des Stadtteils eher unzufrieden. Der Stadtteil wird als kinderfeindlich beschrieben: Es gebe wenig Möglichkeiten, in der Nähe der Wohnung zu spielen, die Bürgersteige seien zu schmal, um dort mit einem Kinderwagen gehen zu können, es fehlten Parkplätze. Gelobt wird die Umwandlung der Hauptgeschäftsstraße in eine verkehrsberuhigte Zone wahrgenommen: „*Die ganze Limmerstraße wurde jetzt sehr schön gemacht. Da fahren jetzt auch keine Autos mehr durch, das ist jetzt mehr Fußgängerzone*“ (Sevim R.). Das Altbauquartier erschwert aufgrund der hochverdichteten Bauweise die Alltagsorganisation vor allem von Frauen, die bei der Kinderbetreuung die Hauptverantwortung tragen.

Die Mehrheit der befragten Migranten in Linden-Nord wohnen in einer Sozialwohnung. Im Vergleich zur durchschnittlichen Wohnraumversorgung im Stadtteil von 36 qm pro Person

sind sie mit etwa 21 qm deutlich unterversorgt. Dementsprechend beschweren sie sich meist über zu wenig Platz. Auch die Miete wird von vielen als zu hoch eingeschätzt; sie liegt pro Quadratmeter bei durchschnittlich 6,50 € inklusive Nebenkosten, wobei die Migranten, die in einer Privatwohnung wohnen, mit 5,80 € deutlich weniger bezahlen. Die Migranten aus Linden-Nord beschweren sich weniger über den Zustand der Wohnungen wie es bei denen aus Vahrenheide-Ost der Fall ist als über die Ausstattung der Wohnen. Es fehlen vor allem Balkone. Rundum zufrieden mit ihrer Wohnung sind lediglich drei Linder.

Hinsichtlich der *Infrastruktur* zeigt Linden-Nord ein sehr viel abwechslungsreicheres Bild als die Großsiedlung Vahrenheide-Ost. Das Altbauquartier ist durch eine Straßenbahn und mehrere Buslinien sehr gut mit der Innenstadt und mit anderen Stadtteilen verbunden.

Herausragende Bedeutung für die *kommerzielle Infrastruktur* hat die Limmerstraße (vgl. Bild 4.4): Es gibt verschiedene Supermärkte, Bioläden, Weinläden, Bekleidungsgeschäfte, eine Buchhandlung, ein Kino, viele Bäckereien, türkische Obst- und Gemüseläden, Cafés, Kneipen und Restaurants mit internationaler Küche. Aufgrund des vielseitigen Angebots ist die Limmerstraße auch für Auswärtige attraktiv. Abseits der Limmerstraße gibt es noch ein paar Kneipen und Restaurants, aber vor allem Kioske an nahezu jeder zweiten Kreuzung. Außerdem findet man in Linden-Nord ein weit gefächertes Dienstleistungsangebot an Frisören, Reisebüros, Sonnenstudios, Änderungsschneidereien, Fahrschulen, Fahrrad- und Autowerkstätten, und auch eine Vielzahl von Handwerksbetrieben wie Tischlereien sind hier ansässig.

**Bild 4.3: Häuserfront in Linden-Nord**



Foto: Kathrin Wacker

**Bild 4.4: Obst- und Gemüseladen an der Limmerstraße**



Foto: Reinhard Manzke

Aus Sicht der befragten Migranten ist die Vielseitigkeit der kommerziellen Infrastruktur einer der wichtigsten Vorteile des Stadtteils. Vor allem die Frauen schätzen die Einkaufsmöglichkeiten: „*HL, Plus, Rossmann haben wir, alles wir gebrauchen, türkischen Laden, Gemüse, Obst, Bäckerei haben wir.*“ (Nebahat G.); „*Wenn du mal [...] Anziehsachen kaufen willst oder Schuhe, du hast alles, du musst nicht in die Stadt.*“ (Neslihan A.); „*Man kann hier alles unternehmen, Kaffee trinken, Eis essen oder mit Kinder irgend etwas unternehmen, man kann hier alles machen*“ (Necla A.). Cafés und Kneipen werden von Frauen und Männern als Treffpunkte im Stadtteil genutzt. Linden-Nord bietet den Bewohnern vielfältige Möglichkeiten, Leute kennen zu lernen und bestehende Kontakte zu pflegen. Ein weiterer Vorteil der funktionalen Mischung zeigt sich hinsichtlich der Arbeitsmarktintegration der Migranten. Einige Migranten haben im Laufe ihrer Arbeitsmarktkarriere schon Jobs im Quartier gehabt oder als Nebenverdienst einen Kiosk im Stadtteil betrieben. Die nähräumlichen Arbeitsmöglichkeiten verbessern die ökonomische Integration der Migranten. Allerdings ist der Effekt der Nutzungsmischung im Quartier auf die Arbeitsmarktintegration etwas geringer als vermutet: So hat zum Beispiel keiner der Migranten im Stadtteil eine Ausbildung gemacht.

Neben der kommerziellen bietet Linden-Nord ebenfalls ein breites Angebot an *sozialer Infrastruktur*. Dabei liegt der Schwerpunkt weniger auf staatlich und kommunal organisierten Angeboten als auf Vereinen und Initiativen, die von den Bewohnern organisiert werden. Ein wichtiges Zentrum ist der Verein „Fabrikumnutzung und Stadteilkultur e.V.“ (FAUST). In den Räumlichkeiten einer alten Bettfedernfabrik in der Nähe der Ihme befinden sich neben einigen Kneipen und Restaurants über 20 Vereine, die sowohl politische als auch freizeitorientierte Schwerpunkte haben. Darunter wenden sich einige wie der türkische Kulturverein Günes e.V. oder die „Multikulturelle Initiative gegen Xenophobie e.V.“ (MIX) auch direkt an Migranten. Außerdem gibt es im Stadtteil mehrere türkische Sport- und Fußballvereine. Die soziale Infrastruktur ist somit sehr vielfältig und beschränkt sich nicht wie in Vahrenheide-Ost auf Einrichtungen mit karitativem Charakter.

Im Quartier gibt es zahlreiche Kinderspielplätze, die teilweise auch Möglichkeiten zum Fußball- oder Basketballspielen bieten. Die Versorgung mit Plätzen in Kindertagesstätten ist im Vergleich zur durchschnittlichen Versorgung Hannovers überdurchschnittlich. Etwa 60 Prozent aller Kinder aus Linden-Nord im Alter von bis zu sechs Jahren hatten 1999 einen Platz in einer Kindertageseinrichtung, während die durchschnittliche Versorgung in der Stadt bei 55 Prozent lag. Auch in Linden profitieren vor allem die ausländischen Kinder von der Versorgung, die zu knapp 65 Prozent in eine Tagesstätte gehen, aber auch der Anteil



an deutschen Kindern mit einem Platz in einer Einrichtung ist mit 58 Prozent vergleichsweise hoch (Jugendamt Hannover, e.B.).

In der Wahrnehmung der Migranten nimmt die Infrastruktur für Kinder keinen besonderen Platz ein. Es gibt nur wenig anerkennende Äußerungen etwa über die Angebote für Jugendliche: *„Also für die Kinder gibt's natürlich sehr viel hier zum Beispiel das Spielhaus oder Jugendzentren für die Jugendliche, obwohl mir das leid tut, dass wieder so viele Ausländer da nur drin sind und keine Deutsche da rein gehen“* (Dilek E.). Häufiger sind Beschwerden über den schlechten Zustand von Spielplätzen und anderen Einrichtungen für Kinder: *„Früher waren die Straßen nicht so schmutzig, also was mir auffällt, die Parks waren noch schöner, die Spielplätze“* (Şenay F.).

Die Migranten nutzen auch das große Angebot an sozialer Infrastruktur für Erwachsene kaum. Nur wenige sind Mitglied in einem türkischen Verein oder in einem Sportverein. Es zeigen sich aber schwache Anzeichen dafür, dass etwas emanzipiertere Frauen kulturelle und soziale Einrichtungen im größeren Maße nutzen.

Die meisten Migranten aber nehmen von den vielen Initiativen und Organisationen kaum Notiz. Dies hat vor allem zwei Gründe: Ein großer Teil dieser Initiativen richtet sich an ein eher alternatives und studentisches Publikum und bedient daher andere Interessen als Migranten sie haben (vgl. Eckert/Kißler 1997). Auf der anderen Seite haben die Migranten meist eine recht hohe soziale Distanz zur deutschen Mittelschicht im Quartier, die dieselben Bedürfnisse haben wie die Migranten und zum Beispiel Kinderläden organisieren. Auch solche Einrichtungen werden von Migranten kaum genutzt.

Zusammenfassend zeigen sich im Altbauquartier Linden-Nord vor allem in der funktionalen Mischung vielerlei Ressourcen, die sich in den Bewertungen der Migranten, in der Beschaffenheit der Netzwerke und – in geringem Maß – auch in den Arbeitsmarktkarrieren positiv bemerkbar machen. Die funktionale Mischung im Quartier kann dazu beitragen, dass die Bewohner prekäre Lebenslagen besser ausgleichen oder gar überwinden können. Mit der baulichen Struktur dagegen verbinden die Migranten eher Nachteile, vor allem wegen der geringen Kinderfreundlichkeit des Stadtteils. Die soziale Infrastruktur ist zwar vielfältig, hat aber überwiegend Studenten und Alternative als Zielgruppen, zu denen die befragten Migranten eine hohe soziale Distanz haben. Allerdings gibt es Anzeichen, dass sie für emanzipatorisch orientierte Frauen mit Ressourcen verbunden sein kann.

### *Die soziale Dimension*

Im Vergleich zu Vahrenheide-Ost ist der Abwanderungstrend, der sich im Laufe der neunziger Jahre auch in Linden-Nord zeigt, mit knapp acht Prozent Bevölkerungsrückgang deutlich schwächer ausgeprägt. Bei der türkischen Bevölkerung ist er allerdings mit etwa 19 Prozent erstaunlich hoch (STATIS 2000, e.B.). Gleichzeitig gibt es in Linden-Nord mit 59,8 Prozent einen sehr hohen Anteil an türkischen Migranten, die im Jahr 2000 bereits länger als fünf Jahre in Linden-Nord wohnten. Dagegen liegt der Anteil derer, die länger als fünf Jahre im Quartier wohnen, an der Gesamtbevölkerung im Quartier mit unter 30 Prozent sehr niedrig (Janßen 2001). In Linden-Nord stehen sich somit eine sehr mobile deutsche und eine sehr sesshafte türkische Gruppe gegenüber. Die befragten Migranten bestätigen die hohe Fluktuation der jungen deutschen Bewohner: *„Alles immer Studenten sind hier, die leben hier [...] ich kenne schon paar welche, nur die ziehen hier immer aus und ne es kommt immer verschiedene Leute rein und raus“* (Nebahat G.).

Dementsprechend sieht die Altersverteilung der Bewohner in Linden-Nord aus: Während es in Linden-Nord überdurchschnittlich viele Deutschen in den Altersgruppen von 17-25 und vor allem von 26-39 gibt, ist der Anteil der Kinder und der der älteren Personen unterdurchschnittlich. Der Anteil lediger Personen liegt bei den Deutschen im Stadtteil fast 20 Prozentpunkte höher als im Stadtdurchschnitt. Bei den türkischen Migranten ist der Anteil der jüngeren Bevölkerungsgruppen relativ niedrig; dagegen sind die Altersgruppen 40-64 überdurchschnittlich vertreten.

Der Anteil von Sozialhilfeempfängern liegt 1999 mit 10 Prozent zwar höher als der Hannoveraner Durchschnitt von 7,7 Prozent, befindet sich aber noch im Rahmen des für Hannover Üblichen.<sup>14</sup> Der Anteil der ausländischen Bewohner, die Sozialhilfe beziehen, ist sogar sieben Prozentpunkte geringer als im städtischen Durchschnitt.

Die Bevölkerung ist somit sozial gemischt. Da die Migranten in Linden-Nord auf ‚bessere‘ Deutsche im Quartier treffen als die in Vahrenheide-Ost, ist dort auch das Bedürfnis nach Abgrenzung wesentlich geringer. Necla A. beschreibt ihre Nachbarn wie folgt: *„Eine ist hab´ ich gehört Versicherungskauffrau und der andere ist, ihr Mann ist, er arbeitet bei eine Bausparverein [...] und die andere Mädchen ist eine Zahntechnikerin und die andere arbeitet bei Metro in der Bürokauffrau, sag´ ich mal und meine andere Nachbar ist beide Architekt, und der andere, die untere arbeitet in eine Reinigungsfirma.“*

---

<sup>14</sup> Die Standardabweichung der Sozialhilfequoten auf der Basis der Wahlbezirke liegt in Hannover bei 6,44, das heißt zwei Drittel der Wahlbezirke weisen einen Anteil an Sozialhilfeempfängern zwischen 1,3 und 14,1 Prozent auf.

Die meisten befragten Migranten schätzen die sozial gemischte Struktur im Quartier. Die Bevölkerung wird als studentisch, offen und multikulturell wahrgenommen: *„Linden-Nord bedeutet für mich Multikulti, bedeutet für mich Offenheit, Freundlichkeit. Offenheit für andere Kulturen. Respekt. Ich weiß nicht Linden-Nord, Linden-Nord ist einfach Linden-Nord“* (Emine F.) Zwar zeigt sich auch bei den Lindenern das Bedürfnis nach Abgrenzung, aber das betrifft Einzelne wie Drogensüchtige und Kriminelle und nicht ganze Bewohnergruppen.

Die soziale Mischung in Linden-Nord wirkt sich auf die Netzwerke der Migranten aus: Sie sind zu einem Drittel ethnisch heterogen. Bekanntschaften spielen im Stadtteil für die Lindener eine größere Rolle als für die Migranten in Vahrenheide-Ost. Insbesondere für diejenigen, die bereits seit ihrer Kindheit im Quartier leben, hat das Gefühl, im Stadtteil bekannt zu sein, einen großen Stellenwert. *„Seit ich mich kenne, bin ich hier gewesen, [...] wenn ich rausgehe, würde ich jeden Hallo Hallo sagen, weil ich hier jeden kenne“* berichtet Nebahat G., und Ferhat K. geht es ähnlich: *„Ich bin ja hier aufgewachsen, ganze Freunde, wenn ich jetzt hier rausgehe, ich kenne fast jeden, sei es Türken oder Deutsche.“* Man ist mit dem Quartier und seinen Bewohnern vertraut, fühlt sich dort sicher und zugehörig. Somit zeigen die Interviews mit den Migranten, dass diese Anteil haben am alltäglichem Treiben in Linden-Nord. Man hat auch häufiger Kontakte im Stadtteil als die Migranten aus Vahrenheide-Ost und vor allem Frauen berichten davon, dass sich ihr Freundes- und Bekanntenkreis – entgegen dem Trend der schrumpfenden Netze im Zuge der Familiengründung – in den letzten Jahren erweitert hat. *„Wenn ich jetzt mit meinen Freunden, Freundinnen weggehe, dass ich dann immer mehr oder weniger hier in Linden bleibe, auch wegen den Kindern [...] da hab ich mein Stammcafe >B lacht< meine Stammkneipe, sag ich mal so“* erzählt Emine F.

Das *türkische Milieu* im Quartier verstärkt das Gefühl der Vertrautheit. Der Anteil der türkischen Bevölkerung ist in Linden-Nord mit 13 Prozent fast so hoch wie in Vahrenheide-Ost, aber Türken sind im Straßenbild wesentlich präsenter. Die befragten Migranten schätzen am türkischen Milieu neben den vielen sozialen Kontakten die ethnische Infrastruktur, die sich auf ihre Konsumgewohnheiten eingestellt hat.

Etwa die Hälfte der Befragten bringt mit dem türkischen Milieu aber auch negative Aspekte in Verbindung. So äußern sich viele kritisch gegenüber männlichen türkischen Jugendlichen, die den ganzen Tag auf der Limmerstraße verbringen und dort mit ihren Autos protzen. Auch ist manchen der Anteil an Türken und anderen Migranten im Quartier zu hoch: *„Das Verhältnis stimmt nicht mehr ne. Und dann sprechen die alle ihre Muttersprache, der*

*Deutsche lernt bald Türkisch, das wird ja andersrum*“ (Erdal K.). Zugleich bringt die große Nähe, die die Migranten zum türkischen Milieu haben, das Problem der sozialen Kontrolle mit sich. Vor allem Frauen beschwerten sich über neugierige türkische Nachbarn und über den Tratsch im Quartier. Ismail M. gibt diesen Tratsch als Begründung dafür an, dass er nach seiner Scheidung wieder zu seinen Eltern gezogen ist. Einige der Frauen versuchen, der sozialen Kontrolle zu entgehen und haben sich wie Türkan N. vom türkischen Milieu vor Ort zurückgezogen: *„Ich hab´ keine Kontakt mit ihnen, [...] die tratschen hier, ich habe schon das Problem immer gehabt mit Türken.“* Aber es gibt auch Migrantinnen, die sich die soziale Kontrolle zu Nutze machen: *„Hier kennt jeder jeden und die Buschtrommel funktioniert super. Wenn man etwas wirklich verbreiten will, dann sagt man einfach: ‚Pssst! Nicht weiter erzählen!‘ und das funktioniert und das wird trotzdem weiter erzählt.“* (Emine F.)

Mit der sozialen Struktur werden somit seitens der Migranten überwiegend Vorteile assoziiert, während das türkische Milieu durchaus ambivalent eingeschätzt wird. Von massiven Problemen mit der türkischen Community im Quartier berichten die Migranten jedoch nicht.

Die soziale Mischung in Linden-Nord spiegelt sich nicht nur in der größeren ethnischen Heterogenität, sondern auch in der Leistungsfähigkeit der sozialen Netze wider. Etwa die Hälfte der Lindener sind bereits über ihre Netzwerkbeziehungen an einen Job gelangt. Bei der Vermittlung von Arbeitsmöglichkeiten spielen neben den direkten Angehörigen auch weit verzweigtere Netzwerkverbindungen eine Rolle. In Ansätzen zeigt sich in Linden-Nord „the strength of weak ties“ (Granovetter 1973), das heißt eine besondere Form von Netzwerken, die gerade aufgrund ihrer schwachen, aber weiten Bindungen besonders leistungsfähig sind, etwa im Hinblick auf Informationen.

Somit bieten die soziale Mischung und das türkische Milieu in Linden-Nord Ressourcen, die – abgesehen von der Erleichterung, die die ethnische Infrastruktur für die Alltagsorganisation bedeutet, und den vielen Bekanntschaften im Stadtteil – die Integration auf dem Arbeitsmarkt erleichtern und somit helfen können, prekäre Lebenslagen zu bewältigen.

Die Sozialisationsbedingungen werden dagegen von vielen Migranten als schlecht eingeschätzt. Dabei spielt vor allem der hohe Anteil an Migrantenkinder und die ethnische Zusammensetzung in den Schulen eine Rolle: *„Gibt es jetzt auch wirklich hier Ärger mit den Schulen, [...] wo mein Sohn jetzt hingeh, das sind wirklich 60 Prozent, 70 Prozent nur türkische Kinder. Und die Deutschen wollen ihre Kinder dort nicht anmelden, weil da zu viele*

*Ausländer sind“* (Dilek E.). Damit verbindet sich die Angst, dass ihre Kinder in der Schule kein richtiges Deutsch lernen können.

Abgesehen von der Situation in den Schulen oder Kindergärten sind die Sozialisationsbedingungen in Linden-Nord aber nicht generell benachteiligend: Der relativ hohe Anteil an Erwerbstätigen an den Bewohnern im erwerbsfähigen Alter, der bei über 45 Prozent liegt, wie auch die im Stadtteil ansässige Mittelschicht bieten positive role models. Und wie bei den Vahrenheidern gibt es auch bei den Lindenern keinerlei Anzeichen für die Herausbildung abweichender Verhaltensweisen oder Einstellungen.

### *Die politische Dimension*

Die befragten Migranten weisen bis auf wenige Ausnahmen eine hohe Distanz zu den selbstorganisierten Initiativen auf, was einerseits darauf zurückzuführen ist, dass sie aufgrund ihrer Schichtzugehörigkeit nicht zur Zielgruppe dieser Organisationen gehören. Andererseits zeigen die Migranten kaum Interesse, sich außerhalb von Beruf und Familie zu engagieren. Der Anteil derer, die die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen und wählen dürfen, ist sehr klein und nur wenige sind Mitglied in einem Verein oder einer Organisation. Neben der Mitgliedschaft in einem Sportverein spielen noch der türkische Kulturverein und die Moschee eine Rolle. Ebenso wie in Vahrenheide-Ost liegt der Anteil der wahlberechtigten Bevölkerung in Linden-Nord mit 55 Prozent unter dem Durchschnitt Hannovers (70 Prozent). Das Quartier ist somit hinsichtlich der politischen Repräsentanz zunächst benachteiligt, die Wahlbeteiligung entspricht jedoch bei der Bundestagswahl 2002 mit 80 Prozent dem städtischen Durchschnittswert. Zugleich gibt es im sozial gemischten Linden-Nord durch den hohen Anteil an Studenten und Akademikern ein hohes kulturelles Kapital, das sich auch in der Vielzahl der selbstorganisierten Initiativen und Vereinen äußert. Neben kulturellen Organisationen sind politische und auch solche Initiativen ansässig, die sich mit der Situation von Migranten beschäftigen.

Im Gegensatz zu Vahrenheide-Ost gibt es in Linden-Nord nicht einen dominanten und durchsetzungsstarken Wohnungseigentümer, sondern viele kleine Privateigentümer, deren Potential zur Durchsetzung von Interessen geringer als das der GBH einzuschätzen ist. Durch das hohe kulturelle Kapital seiner Bewohner ist Linden-Nord trotzdem politisch gut repräsentiert. Die Migranten im Stadtteil haben zwar wenig Anteil an diesem kulturellen Kapital, profitieren aber von der politischen Durchsetzungskraft der Bewohner. Eine Vernachlässigung durch die Stadtpolitik ist so kaum zu erwarten. Allerdings stellt sich die Frage, ob diejenigen, die das kulturelle Kapital im Stadtteil besitzen und über politische

Durchsetzungskraft verfügen, dieselben Ziele und Interessen verfolgen wie die Migranten. Der Anteil von Familien mit Kindern ist bei der Bewohnergruppe mit hohem kulturellem Kapital relativ klein, so dass beispielsweise die Kinderfreundlichkeit des Stadtteils, die im Interesse vor allem der Türiinnen liegt, nicht unbedingt auch Schwerpunkt der Interessen der durchsetzungskräftigen Bewohner sein muss.

### *Die symbolische Dimension*

Bevor sich 1835 die erste Eisengießerei und Maschinenfabrik, die spätere „Hanomag“, niederließ, war Linden ein agrarisch geprägtes Dorf. Im Zuge der Industrialisierung wuchs die Bevölkerung in Linden stark, wobei die ärmeren Textilarbeiter eher in den Norden zogen und die besser qualifizierten Facharbeiter im Süden des Dorfes wohnten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden Werks- und Arbeitersiedlungen geschaffen. In den dreißiger Jahren verlagerten sich die industriellen Schwerpunkte von Linden in andere Stadtteile Hannovers und Linden entwickelte sich von einem Arbeiterquartier zu einem Quartier, das auch für andere Bevölkerungsgruppen interessant wurde. In den siebziger Jahren wurden in Linden-Nord umfangreiche Sanierungsarbeiten durchgeführt, die die sozialen und baulichen Strukturen des Altbauviertels berücksichtigten.

Die Gestalt Linden-Nords ist geprägt durch viele, größtenteils sanierte Altbauten, die nur selten von Bauten, die nach dem zweiten Weltkrieg entstanden sind, unterbrochen werden. Vereinzelt gibt es sanierungsbedürftige, teilweise baufällige Gebäude. Ein eindeutiges Bild der baulichen Struktur, das das Image des Stadtteils prägen würde, gibt es also nicht.

Linden-Nord hat seit jeher den Ruf eines Arbeitsquartiers mit einer stark sozialdemokratisch geprägten Bevölkerung. So bildeten Vorbehalte gegen das „Rote Linden“ den Grund für die relativ späte Eingemeindung des Quartiers durch die Stadt Hannovers (Mlyněk/Röhrbein 1994: 483). Da sich das Bild vom „Roten Linden“ auch in den Aussagen einiger Gatekeeper des Wohnungs- und Arbeitsmarkts wieder finden lässt, scheint es auch heute noch eine Rolle in der öffentlichen Wahrnehmung zu spielen. Aber eine Stigmatisierung des Quartiers in den Medien ist nicht festzustellen. Die Analyse der Lokalausgaben dreier Tageszeitungen Hannovers über einen Zeitraum von drei Monaten ergab ein ‚ausgewogenes‘ Bild des Stadtteils mit sowohl positiver als auch negativer Berichterstattung. Dabei wurde über türkische Migranten sogar überwiegend positiv berichtet, meist im Zusammenhang mit Erfolgen lokaler Sportvereine (Handschuh 2003).

Auch die Gatekeeper zeichnen ein zumindest ambivalentes Bild des Stadtteils: Zwar wird es auch als „schlimmes Pflaster“ (A1) und als „Klein-Istanbul“ (A16) bezeichnet, aber es

wird auch das „*studentische, witzige Flair*“ (W12) und das „*gute Miteinander*“ (W13) gelobt. Eine durchgängig negative Wahrnehmung wie sie für Vahrenheide-Ost existiert, findet sich für Linden-Nord nicht.

Die Lindener Migranten schätzen den Ruf ihres Stadtteils dagegen überwiegend schlecht ein. Als Begründung wird nicht wie in Vahrenheide-Ost das soziale Milieu genannt, sondern der hohe Ausländer- oder Türkenanteil. Vor allem die türkischen männlichen Jugendlichen auf der Limmerstraße würden dazu beitragen, dass der Stadtteil bei Hannoveranern verrufen sei: *„Es ist ja jetzt nicht so böse gemeint [...] aber wie gesagt, hier ist Klein-Istanbul, hier ist ständig was los.“* (Sinan Y.), und Aynur V. beschreibt die Reaktion Außenstehender auf ihren Wohnort wie folgt: *„Ach Linden, da wohnen doch so viele Türken, alle Türken wohnen doch da, Mann, da ist doch schmutzig, sagen die immer.“*

Die Migranten aus Linden-Nord gehen unterschiedlich mit dem als schlecht empfundenen Image um: Zunächst zeigen sich ebenso wie in Vahrenheide-Ost die Strategien der Übernahme des Fremdbildes – das in dieser Schärfe ja gar nicht existiert – oder die Abgrenzung nach unten. Im ersten Fall halten die Migranten das schlechte Image für gerechtfertigt und machen sich Sorgen über die sozialen Bedingungen, unter denen ihre Kinder im Stadtteil aufwachsen. Diese Gruppe würde gerne umziehen, bleibt aber aufgrund der Nähe zu ihren Verwandten im Quartier. Ali G., der wegen seiner Kinder Linden-Nord verlassen hat und mittlerweile in der List wohnt, begründet seinen Wegzug folgendermaßen: *„Wenn mein Kind jetzt rausgeht, dann trifft er sich mit Andreas oder mit Christian oder mit Falk oder mit was weiß ich, aber nicht mit Ahmet, mit Mehmet. Aber in Linden [...] trifft er sich mit Ahmet.“*

Die zweite Gruppe will sich von bestimmten Gruppen oder Gegenden im Stadtteil abgrenzen, auf die der schlechte Ruf ihrer Meinung nach zutrifft: *„Das ist wie ein Zigeuner-Stadtteil so ungefähr. 80 Prozent Ausländer, Jugoslawen.“* sagt Çigdem B. über einen Straßenzug im Quartier und Dilek E. bemerkt über eine andere Straße: *„Da wohnen wieder Ausländer, das ganze Haus ist voll mit Ausländer und die haben dann Arbeitslose dann da rein gesteckt und die ganze soziale Struktur die ist hin.“* Auch die Lindener machen die Belegungspolitik des Amtes für Wohnungswesen für den schlechten Ruf im Stadtteil verantwortlich.

Die dritte Strategie der befragten Migranten besteht in der Zurückweisung des Images von Linden-Nord. Das schlechte Image wird zwar registriert und als unabänderlich akzeptiert, aber es wird durch die eigene, positivere Wahrnehmung des Stadtteils relativiert. Die tägliche Erfahrung der sozialen Mischung im Stadtteil und der Attraktivität des Quartiers für

Besucher führt zu einem selbstbewussterem Umgang mit dem schlechten Ruf, den sie Linden-Nord zuschreiben. So reagiert Emine F. auf Argumente, dass der Stadtteil einen schlechten Einfluss auf die Entwicklung der Kinder haben könnte, recht gelassen: „*Wenn man ´ne schiefe Bahn geht, dann geht man auch in ´ne Supergegend auf ´ne schiefe Bahn.*“ Insgesamt ist der Leidensdruck, der sich bei den Vahrenheidern in Bezug auf das Image des Quartiers zeigt, in Linden sehr viel geringer.

Deshalb finden sich bei den Migranten aus Linden-Nord häufiger Anzeichen einer Identitätsbildung über das Quartier. „*Ich fühle mich wie Lindenerin. Nicht Hannoveranerin, sondern Lindenerin*“, beschreibt Emine F. ihr Gefühl der Zugehörigkeit zum Stadtteil. Gerade bei den Migranten, die seit ihrer Kindheit im Quartier leben, ist die Identifikation mit ihrem Wohnort groß.

Auf der symbolischen Ebene ist Linden-Nord kein benachteiligtes Quartier. Das Image ist nicht ausschließlich negativ, und unter den Migranten gibt es einige, die sich mit dem Quartier verbunden fühlen.

#### *Fazit: Ressourcenreiches Altbauquartier?*

Während in Vahrenheide-Ost die benachteiligenden Effekte vorwiegend mit der sozialen Segregation zusammenhängen, ist es in Linden-Nord gerade die soziale Struktur, die viele Ressourcen bietet. Insbesondere hinsichtlich der Integration auf dem Arbeitsmarkt spielt es eine relevante Rolle.

Die Entwicklung der Lebensbedingungen in Linden-Nord ist davon abhängig, wie sich diese soziale Struktur zukünftig entwickelt. Hier zeigen sich gegenläufige Trends: Einerseits gibt es deutliche Anzeichen von Gentrifizierung, die zu einer Aufwertung der kommerziellen Infrastruktur und zu einer Verknappung preisgünstiger Mietwohnungen führen würde. Auf der anderen Seite gibt es Abwanderungstendenzen sowohl der deutschen als auch der türkischen Bevölkerung. Für die türkischen Familien sind die schwierigen Bedingungen für Kinder ein großes Manko des Stadtteils. Der unterdurchschnittliche Anteil an Kindern, die geringe Geburtenrate der deutschen und auch der türkischen Bevölkerung im Quartier und nicht zuletzt die Aussagen der befragten Migranten verdeutlichen, dass das Altbauquartier für Familien mit Kindern weniger geeignet ist als andere Stadtteile Hannovers. Dies betrifft neben der hohen Dichte hauptsächlich die ethnische Struktur in den Kindergärten und Schulen. Auch unter den befragten Migranten gibt es einige, die sich über den hohen Anteil an Migrantenkindern in den Schulen beschwerten oder versucht haben, ihre Kinder in Schulen benachbarter Stadtteile anzumelden. Wie bei Ali G., der Linden-Nord



verlassen hat, da er Angst hatte, seine Kinder würden kaum noch Deutsch sprechen, besteht die Gefahr, dass nicht nur deutsche, sondern auch Migrantenfamilien, die auf den Bildungserfolg ihrer Kinder Wert legen, wegziehen.

### 5.3 Benachteiligende Quartiere?

Nachdem beide Wohnquartiere nach der materiellen, der sozialen, der politischen und der symbolischen Dimension analysiert wurden, soll abschließend die Frage gestellt werden, welcher der beiden Quartierstypen sich stärker benachteiligend auf die Lebenslagen seiner Bewohner auswirkt oder welche Ressourcen bieten kann. Zu diesem Zweck werden die beiden Quartiere in ihren Eigenschaften verglichen.

#### *Materielle Dimension*

In der materiellen Dimension ergeben sich zwischen den beiden Quartierstypen große Unterschiede: Die bauliche Struktur der Großsiedlung erfüllt die Bedürfnisse von Familien mit Kindern, aber die fehlende Nutzungsmischung schränkt Einkaufsmöglichkeiten ein. Auch Treffpunkte und Jobmöglichkeiten gibt es in Vahrenheide-Ost kaum. Das Altbauquartier bietet dagegen keine familienfreundliche Baustruktur, aber eine attraktive kommerzielle und ethnische Infrastruktur, die soziale Kontakte erleichtert und Jobmöglichkeiten bietet. Im Hinblick auf die Jobmöglichkeiten ist das Altbauquartier eine Ressource, die prekäre Lebenslagen der Bewohner verbessern kann, während ihr Fehlen die Bewohner der Großsiedlung zusätzlich benachteiligt.

Bei der Wohnqualität zeigen sich quartiersbezogene Unterschiede: Die Vahrenheider Migranten wohnen in kleineren und in renovierungsbedürftigeren Wohnungen als die Lindener. Zugleich bezahlen sie durchschnittlich mehr Miete, sind aber zufriedener als die Befragten des Altbauquartiers. Da die höhere Wohnzufriedenheit in Vahrenheide-Ost nur bedingt auf eine Reduktion kognitiver Dissonanz zurückzuführen ist (vgl. Kap. IV.4.3) – erstens wäre ein Teil der Migranten ökonomisch durchaus in der Lage, mehr Geld für die Miete auszugeben und zweitens sind für diese Miethöhen in anderen Stadtteilen bessere Wohnungen zu mieten – erklären wir die Diskrepanz zwischen der hohen Wohnzufriedenheit und der niedrigen Wohnqualität auf zweierlei Weise:

Die erste Erklärung betrifft die Bezugsgruppe, mit der die Migranten ihre Wohnsituation vergleichen. Die türkischen Migranten aus Vahrenheide-Ost halten sich vorwiegend im Stadtteil auf und auch ihr soziales Netz, das überwiegend aus ihrer Familie und wenigen

Bekanntes besteht, konzentriert sich im Stadtteil. Somit kommen sie vor allem mit Personen aus dem Stadtteil in Kontakt. Diese leben aber aufgrund der wenig variierenden baulichen Struktur von Vahrenheide-Ost überwiegend in ähnlichen Wohnverhältnissen. Im Vergleich zu ihren Netzwerkpersonen verfügen die befragten Migranten also nicht über sehr viel schlechtere oder sehr viel bessere Wohnungen, so dass für sie kein Grund zur Unzufriedenheit besteht. Für Vahrenheider Verhältnisse leben die Befragten in ‚normalen‘ Wohnverhältnissen, mit denen sie – wenn sie sich mit Personen aus ihren Netzwerken vergleichen – nicht unzufrieden sein müssen (vgl. Tobias/Boettner 1992). Die Lindener dagegen wohnen in einem sozial und baulich sehr gemischten Stadtteil und wohnen selbst eher im unterem Segment des Lindener Wohnungsmarktes. So haben sie mehr Gelegenheiten, ihre eigenen Wohnungen mit qualitativ besseren zu vergleichen.

Die zweite Erklärung thematisiert die Richtung der Wohnkarrieren, die die Befragten aus Vahrenheide-Ost hinter sich haben. Bis auf wenige Ausnahmen haben die Vahrenheider eine Integrationskarriere gemacht, die zwar ein geringes Niveau erreicht, sich aber durch eine Verbesserung der Wohnverhältnisse auszeichnet. Vor dem Hintergrund dieses dauerhaften Aufstiegs erscheint plausibel, dass die Migranten mit ihrer jetzigen Wohnsituation zufrieden sind. Die Lindener Migranten sind dagegen öfter von Ausgrenzung auf dem Wohnungsmarkt betroffen, und angesichts einer negativen Wohnkarriere ist die Unzufriedenheit mit ihrer heutigen Wohnsituation plausibel.

In beiden Quartieren zeigen die befragten Migranten eine hohe Distanz zur sozialen Infrastruktur. In Vahrenheide-Ost ist die soziale Infrastruktur darauf ausgerichtet, defizitäre Lebenssituationen auszugleichen; in Linden-Nord liegen Schwerpunkte auf Kultur, Freizeit oder Politik. Aber gleich welche Angebote gemacht werden, sie werden von den Migranten nicht genutzt.

*„Ja, die Deutschen suchen immer einen Verein, weil sie immer allein sind. Aber weil die Türken sehr zahlreich sind, die brauchen so was nicht“,* antwortet Zafer E. aus Vahrenheide auf die Frage, ob er in einem Verein oder einer Organisation tätig sei. Man kann dieses Statement erweitern: Die Familie und nicht die soziale Infrastruktur ist für den Großteil der unterstützenden Leistungen zuständig. Da das familiäre Netz nur beschränkte Leistungen erbringen kann und in Bereichen wie der schulischen Förderung oftmals kontraproduktive Wirkungen hat, wird eine soziale Infrastruktur dadurch nicht überflüssig. Allerdings können die Auswirkungen der umfassenden staatlich und kommunal organisierten sozialen Infrastruktur in Vahrenheide-Ost ambivalent sein. Einerseits befinden sich vielfältige Hilfsangebote vor Ort, andererseits trägt nach Wacquant (2004) eine gute Ausstattung an sozialer

Infrastruktur zur Stigmatisierung der Pariser Vororte bei, da sie das Image der banlieues als soziale Brennpunkte noch verstärkt.

Die materielle Ausstattung benachteiligter Quartiere ist in Deutschland um ein Vielfaches besser als in US-amerikanischen Ghettos. Zeichen offensichtlicher Verwahrlosung und Desinvestition gibt es kaum. Die Bewohner in der Großsiedlung sind zwar im Vergleich zu Bewohnern anderer Stadtteile benachteiligt, weil sie schlechter mit kommerzieller Infrastruktur versorgt sind und deshalb die Alltagsorganisation einen höheren Aufwand verlangt. Aber benachteiligende Effekte aufgrund einer schlechten Versorgung in der materiellen Dimension – wie sie es in Vahrenheide-Ost gibt – können auf andere Weise entstehen: Zum einen, wenn die fehlende Attraktivität der Angebote zu weiteren sozialen Entmischungsprozessen beiträgt und zum anderen, wenn fehlende nahräumliche Jobmöglichkeiten Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt verstärken. Im Quartier Linden-Nord mit seinem vielfältigen kommerziellen Angebot ist es eher die ethnische Ökonomie, die ambivalent zu bewerten ist: Sie bietet zwar eine wichtige Alternative zur Arbeitslosigkeit, kann aber zugleich den Weg in den regulären Arbeitsmarkt versperren und bietet häufig nur eine prekäre Existenz, die sich durch schlechte Bezahlung und lange Arbeitszeiten auszeichnet.

### *Soziale Dimension*

Hier zeigen sich große Unterschiede hinsichtlich der sozialen Struktur und des sozialen Kapitals. Die Bevölkerung in Linden-Nord ist gemischt, dagegen ist Vahrenheide-Ost ein Stadtteil mit einem überdurchschnittlichen Anteil von Armen. Dabei haben die Migranten Strategien im Umgang mit den Bewohnern entwickelt, die vor allem durch die Unterschiede in der Sozialstruktur der beiden Stadtteile zu erklären sind: Sowohl die Vahrenheider als auch die Lindener zeigen eine hohe Distanz zu den benachteiligten Gruppen vor Ort, aber da die Lindener neben diesen Gruppen auch Alternative, Studenten und Angehörige der Mittelschicht im Quartier treffen, sind sie gegenüber der Bevölkerung im Stadtteil weniger distanziert.

Die Folgen der sozialen Zusammensetzung im Quartier sind deutlich: In Linden-Nord gibt es größere und leistungsfähigere Netze und damit größeres soziales Kapital, das sich auf die Integration auf dem Arbeitsmarkt auswirkt. Die Überlegung, dass sozial benachteiligte Quartiere durch das Fehlen von sozialem Kapital ihre Bewohner zusätzlich benachteiligen, wird durch unsere Ergebnisse gestützt. Die soziale Mischung in Linden-Nord ist somit eine Ressource, während die soziale Segregation in Vahrenheide-Ost zu einem benachteiligenden Effekt wird, da durch sie ökonomische Ausgrenzung noch verfestigt werden kann.

Die These Wilsons (1987), der von Sozialisationswirkungen in sozial benachteiligten Quartieren ausgeht, die im Gegensatz zu den auf dem Arbeitsmarkt erwünschten Kompetenzen und Fähigkeiten stehen, kann für die beiden untersuchten Quartiere nicht bestätigt werden. Zum einen gibt es dort immer noch genügend Erwerbstätige, die als Rollenvorbilder fungieren können. Zum anderen zeigt sich bei den befragten Migranten – unabhängig vom Quartier – eine den dominierenden Normen entsprechenden Arbeitsmarktorientierung. Das gilt allerdings nicht für Frauen, die sich als Hausfrauen verstehen und deshalb weniger an einer Beschäftigung interessiert sind. Zum selben Ergebnis kommt Callies (2003), der die Arbeitsmarktverläufe, Berufswünsche und –pläne von jungen Erwachsenen in den Hamburger Stadtteilen St. Pauli, Mümmelmannsberg und Wandsbek untersucht hat. Die einzigen, die eine Erwerbstätigkeit radikal ablehnen, kommen eher aus gutbürgerlichem Hause und sind in den Stadtteil St. Pauli gezogen, um ihren Lebensstil dort ausleben zu können (Callies 2003: 83f.).

Somit sind es fehlende Informationen über Jobs und informelle Zugänge zum Arbeitsmarkt, die die Bewohner der Großsiedlung gegenüber denen des Altbauquartiers benachteiligen. Dieser Effekt kann die ökonomisch prekäre Lage von Bewohnern der Großsiedlung verstärken.

Keine benachteiligenden Effekte gehen dagegen von der ethnische Segregation in den Quartieren aus. In der Literatur wird dieser häufig eine negative Wirkung auf die Integration von Migranten und auf das Zusammenleben im Quartier unterstellt (Heitmeyer 1998). In unserem Sample haben wir nur bei zwei Migranten in Linden-Nord eine Struktur des sozialen Netzes gefunden, das als türkische Community bezeichnet werden kann. Aber gerade diese Migranten sind auf dem Arbeitsmarkt erfolgreich. Die Integration in eine türkische Community scheint eine erfolgreiche Arbeitsmarktintegration zumindest nicht generell zu erschweren. Im Altbauquartier, in dem das türkische Milieu sichtbarer ist als in der Großsiedlung, bringen die Migranten mit ethnischer Segregation die Vorteile und Nachteile in Verbindung, die sich eben bei großer sozialer und räumlicher Nähe einstellen: Einerseits gibt es eine große Vertrautheit im Quartier, gerade bei längerer Wohndauer kennen die Migranten die meisten Türken, aber auch viele Deutsche im Stadtteil. Die Netzwerke, die aufgrund der räumlichen Nähe zustande kommen, erhöhen das soziale Kapital. Andererseits bringt die räumliche Nähe und die Zugehörigkeit zu denselben Netzwerken eine erhöhte soziale Kontrolle mit sich, unter der vor allem Frauen leiden.

Ethnische Segregation und ethnische Netzwerke in Linden-Nord sind demnach weder Anzeichen für eine „Parallelgesellschaft“ noch für einen „ethnischen Schraubstock“ (Heitmey-

er 1998), aus dem sich die Migranten der zweiten Generation befreien müssen. Sie bringen vorwiegend die Ressourcen und Beschränkungen mit sich, die sich auch mit anderen Netzwerken verbinden. Die restriktiven Wirkungen der sozialen Netze werden eher durch die Familie verursacht und durch das Heiratsverhalten der Migranten verstärkt, als dass sie auf das türkische Milieu im Quartier zurückzuführen wären (vgl. Kapitel III).

In der Großsiedlung hat die ethnische Segregation noch weniger Bedeutung im Alltag der Vahrenheider Migranten. Sie berichten kaum über soziale Kontrolle, aber auch soziales Kapital scheint sich durch die ethnische Segregation nicht zu ergeben. Zugleich sind die Migranten, die wir in der Großsiedlung interviewt haben, in ökonomischer Hinsicht nicht ausgegrenzt, sondern verfügen über ein relativ sicheres und zumindest ausreichendes Einkommen. Auch hinsichtlich der familiären Strukturen entsprechen die Haushalte der Migranten überwiegend dem klassischen Schema der ‚intakten‘ Familie mit mehreren Kindern. Die Migranten gehören somit nach den theoretischen Überlegungen zu den Quartierseffekten zu den Bevölkerungsschichten, die eher zu einer Stabilisierung im Quartier beitragen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommen Friedrichs/Blasius (2000), die in vier Quartieren Kölns Lebensstile und Einstellungen zu abweichendem Verhalten untersucht haben. Auch die Studie zu „überforderten Nachbarschaften“ kommt zu einem vergleichbaren Schluss (Neuhöfer 1998). Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass weniger die ethnische Herkunft als die soziale Schicht darüber entscheidet, ob sich das Milieu im Quartier zu einem benachteiligenden entwickelt.

In der sozialen Dimension ist es somit die soziale Struktur und nicht die ethnische Segregation, die einen Effekt auf die Lebenslagen der Migranten hat.

### *Politische Dimension*

Ein Vergleich der beiden Stadtteile zeigt, dass sich aus fehlender politischer Beteiligung keine unmittelbar benachteiligenden Effekte ergeben: Linden-Nord besitzt aufgrund der sozialen Mischung ein hohes kulturelles Kapital, von dem die Migranten profitieren können. Dieses kulturelle Kapital fehlt zwar in Vahrenheide-Ost, sozialstaatliche Verantwortung und das öffentliche Interesse an der Großsiedlung führen aber dazu, dass sie nicht von der Politik vernachlässigt wird. Im Gegensatz zu US-amerikanischen Städten verschwinden die benachteiligten Quartiere der Größenordnung Vahrenheide-Osts in Deutschland nicht aus dem öffentlichen Bewusstsein.

Allerdings zeigen nahezu alle befragten Migranten eine hohe Distanz zum politischen Geschehen vor Ort. Dies ist gerade in Vahrenheide-Ost sehr erstaunlich, da hier die Bewohner

überall von den Resultaten staatlichen und politischen Handelns umgeben sind. Die Bewohner der Großsiedlung müssten daher ein besonderes Interesse an politischen Vorgängen haben. Als Gründe für das geringe politische Interesse sind die Schichtzugehörigkeit und fehlende Partizipationsmöglichkeiten zu nennen: Die befragten Migranten gehören einer Schicht an, die sich generell durch Politikferne auszeichnet, und sie sind aufgrund ihrer türkischen Staatsangehörigkeit meist nicht berechtigt, aktiv auf die Politik Einfluss zu nehmen. Aber gerade in Vahrenheide-Ost gäbe es durch die Sanierungsmaßnahmen im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ auch für Migranten Möglichkeiten, an der Politik auf Stadtteilebene zu partizipieren. Diese werden aber – nicht nur von den befragten Migranten – kaum genutzt (vgl. Geiling et al. 2002). So entsteht die paradoxe Situation in der Großsiedlung, dass trotz der großen Relevanz der Stadtpolitik und eines relativ großen Angebots an Partizipationsmöglichkeiten vor Ort sich die befragten Migranten nicht an der Mitgestaltung ihrer Lebensbedingungen beteiligen.

#### *Die symbolische Dimension*

Die vierte Dimension stellt sich als hoch relevant heraus. Während das Altbauquartier ein neutrales Image hat, ist die Großsiedlung seit ihrer Entstehung in der Öffentlichkeit stigmatisiert.

Die Folgen des Images auf die Arbeitsmarktchancen sind in beiden Quartieren gering: Nach Aussagen der Gatekeeper hat der Stadtteil vor allem dann Einfluss auf die Chancen von Bewerbern, wenn es um Ausbildungsplätze geht. Schulabgänger von bestimmten Schulen, in denen der Anteil an Migrantenkinder überdurchschnittlich hoch ist, haben bei Arbeitgebern geringere Chancen auf einen Ausbildungsplatz. Von der Stigmatisierung bestimmter Schulen ist nicht nur Vahrenheide-Ost, sondern Linden-Nord im selben Maße betroffen.

Die anderen Effekte in der symbolischen Dimension betreffen ausschließlich die Großsiedlung. Die Stigmatisierung Vahrenheide-Osts beeinflusst das Selbstbild und die Identifikation mit dem Quartier maßgeblich. Die befragten Migranten fühlen sich innerhalb des Stadtgebietes ausgegrenzt.

Außerdem beschleunigt sie soziale Entmischungsprozesse: Forciert durch den entspannten Wohnungsmarktes in Hannover und der zunehmenden Konzentration von Belegrechtswohnungen in Quartieren wie Vahrenheide-Ost, trägt das schlechte Image der Großsiedlung zur anhaltenden Abwanderung der Mittelschicht bei. Wenn die soziale Segregati-

on von Benachteiligten steigt, sinkt auch das soziale Kapital und die Kaufkraft im Quartier, was wiederum benachteiligende Effekte verstärkt und sich weiter negativ auf das Image auswirkt usw.. Ein *circulus vitiosus*, eine Abwärtsspirale kann so entstehen. Besonders betroffen sind die Migranten, die in Vahrenheide-Ost Wohnungseigentum erworben haben und somit eigentlich zu den Erfolgreicheren gehören. Wenn sie das Quartier verlassen wollen, werden sie das Wohnungseigentum nicht oder nur mit schweren ökonomischen Verlusten verkaufen können. Das Problem der Großsiedlung besteht also nicht nur im status quo, sondern vor allem in ihrer zukünftigen Entwicklung.

Zusammenfassend sind die benachteiligenden Effekte in der Großsiedlung – trotz der familienfreundlichen Baustruktur – damit größer als im Altbauquartier. Linden-Nord bietet nicht nur bessere Erwerbsmöglichkeiten, mehr Kontakte über die engere Verwandtschaft hinaus und damit auch leistungsfähigere soziale Netze, sondern es leidet nicht unter Stigmatisierung, weshalb sich die Befragten auch eher in dem Stadtteil heimisch fühlen. Vor allem eignet sich der Stadtteil nicht als sichtbare Chiffre für eine symbolische Überhöhung der Randständigkeit seiner Bewohner.

## V ARBEIT

Im Zusammenhang mit Integrations- und Ausgrenzungsprozessen kommt den Arbeitsmarktkarrieren von Migranten eine zentrale Bedeutung zu. Ein positiver Erwerbsverlauf bietet nicht nur materielle Ressourcen, die wiederum oftmals Voraussetzung für eine erfolgreiche Eingliederung in andere Lebensbereiche sind, er spielt auch für die soziale Positionierung und für das psychische Wohlbefinden eine zentrale Rolle.

Der erste Abschnitt dieses Kapitels gibt auf der Grundlage vorliegender Studien und einer Sonderauswertung des Mikrozensus einen Überblick darüber, wie sich die Integration türkischer Migranten in den Arbeitsmarkt in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat und diskutiert dann die Frage, wie diese Entwicklung zu erklären ist. Im zweiten Abschnitt werden auf der Basis von 22 Interviews mit Gatekeepern des Arbeitsmarktes die Chancen türkischer Migranten in deutschen Betrieben (exemplarisch) beschrieben, und im dritten Abschnitt wird ein Zwischenfazit gezogen.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den Arbeitsmarktkarrieren der von uns befragten 55 türkischen Migranten der zweiten Generation. Dazu wird zunächst ihre Arbeitsmarktsituation mit der des repräsentativen Durchschnitts türkischer Migranten verglichen, daran anschließend werden sowohl wichtige Gemeinsamkeiten des Samples vorgestellt als auch, auf der Basis von drei Karrieretypen, markante Unterschiede. Die wichtigsten objektiven und subjektiven Erklärungen für die Arbeitsmarktkarrieren der Migranten sowie ein abschließendes Fazit bilden die beiden letzten Abschnitte dieses Kapitels.

### 1 Türkische Migranten auf dem Arbeitsmarkt

Anhand der Indikatoren Erwerbsbeteiligung, Arbeitslosigkeit und Sektoren und Segmente der Beschäftigung wird zunächst die Arbeitsmarktsituation der türkischen Migranten im Zeitverlauf beschrieben. Wir fragen zuerst, inwieweit eine Annäherung türkischer Migranten an die Arbeitsmarktintegration von Deutschen stattgefunden hat und ob es dabei geschlechtsspezifische Unterschiede gibt. Danach diskutieren wir, wie man die bisherige Integration türkischer Migranten in den Arbeitsmarkt erklären kann.



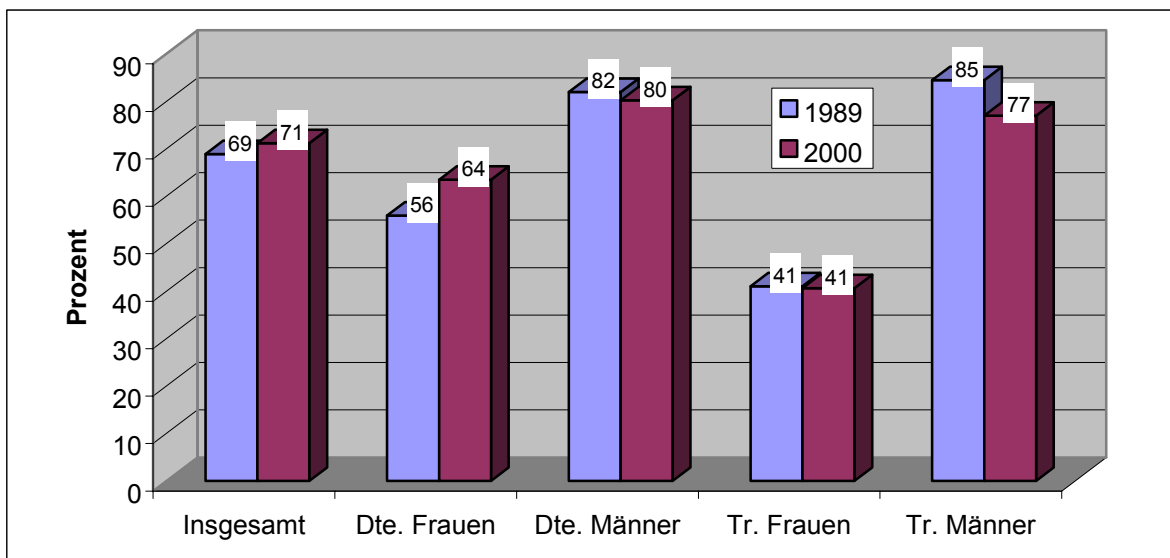
## 1.1 Entwicklung der Arbeitsmarktsituation türkischer Migranten

Für die Beschreibung der bisherigen Integration türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt haben wir Studien gesichtet, in denen Daten aus Quellen wie der Arbeitslosenstatistik und dem Sozio-ökonomischen Panel (SOEP) ausgewertet wurden. Zusätzlich können wir uns auf eine Sonderauswertung des Mikrozensus stützen.<sup>15</sup>

### *Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosigkeit*

Erster Indikator für die Teilhabe am Arbeitsmarkt ist die Erwerbsquote, die Auskunft darüber gibt, inwieweit unterschiedliche Gruppen aktiv am Erwerbsleben teilnehmen. Sie ist definiert als Anteil der Erwerbspersonen an den Erwerbsfähigen im Alter zwischen 15 und 64 Jahren. Zu den Erwerbspersonen zählen alle Erwerbstätigen einschließlich der Selbständigen und die Erwerbslosen. Zweiter Indikator ist die Erwerbstätigenquote, das heißt der Anteil der Erwerbstätigen – also ohne Arbeitslose – an den Erwerbsfähigen im Alter zwischen 15 und 64 Jahren. Die Entwicklung dieser beiden Quoten zwischen 1989 und 2000 spricht für die Ausgrenzung eines relevanten Teils türkischer Migranten vom Arbeitsmarkt.

**Grafik 5.1: Erwerbsquoten, 1989 und 2000\***  
- Anteil der Erwerbspersonen an den Erwerbsfähigen (im Alter von 15-64) -

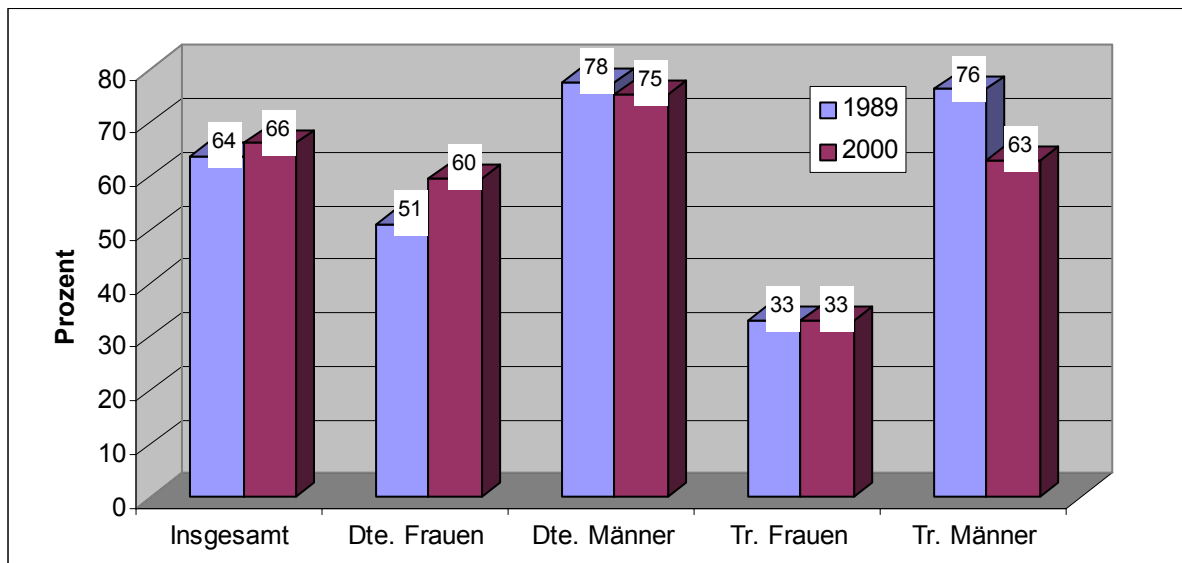


\*BRD, alte Länder

Quelle: Mikrozensus 1989 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

<sup>15</sup> Wir danken Helga Christians (ZUMA Mannheim) für die Sonderauswertung des Mikrozensus.

**Grafik 5.2: Erwerbstätigenquoten, 1989 und 2000\***  
**- Anteil der Erwerbstätigen an den Erwerbsfähigen (im Alter von 15-64) -**



\*BRD, alte Länder

Quelle: Mikrozensus 1989 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

Der Anstieg der Erwerbsquoten (Grafik 5.1) in den neunziger Jahren ist ausschließlich auf die zunehmende Erwerbsbeteiligung deutscher Frauen zurückzuführen. Ihre Erwerbsquote stieg um acht Prozentpunkte auf 64 Prozent, während die der türkischen Frauen bei 41 Prozent auf einem sehr niedrigen Niveau stagniert, so dass die Diskrepanz zwischen türkischen und deutschen Frauen in den neunziger Jahren gewachsen ist. Die türkischen Männer hatten 1989 noch die höchste Erwerbsbeteiligung. Aber da ihre Erwerbsquote in den neunziger Jahren um acht Prozentpunkte gesunken ist (von 85 auf 77), ist sie im Jahr 2000 niedriger als die der deutschen Männer. Diese Daten sprechen dafür, dass der Integrationsprozess türkischer Männer auf dem Arbeitsmarkt kaum fortgeschritten ist, sondern eher von einer Ausgrenzung einer relevanten Teilgruppe auszugehen ist.

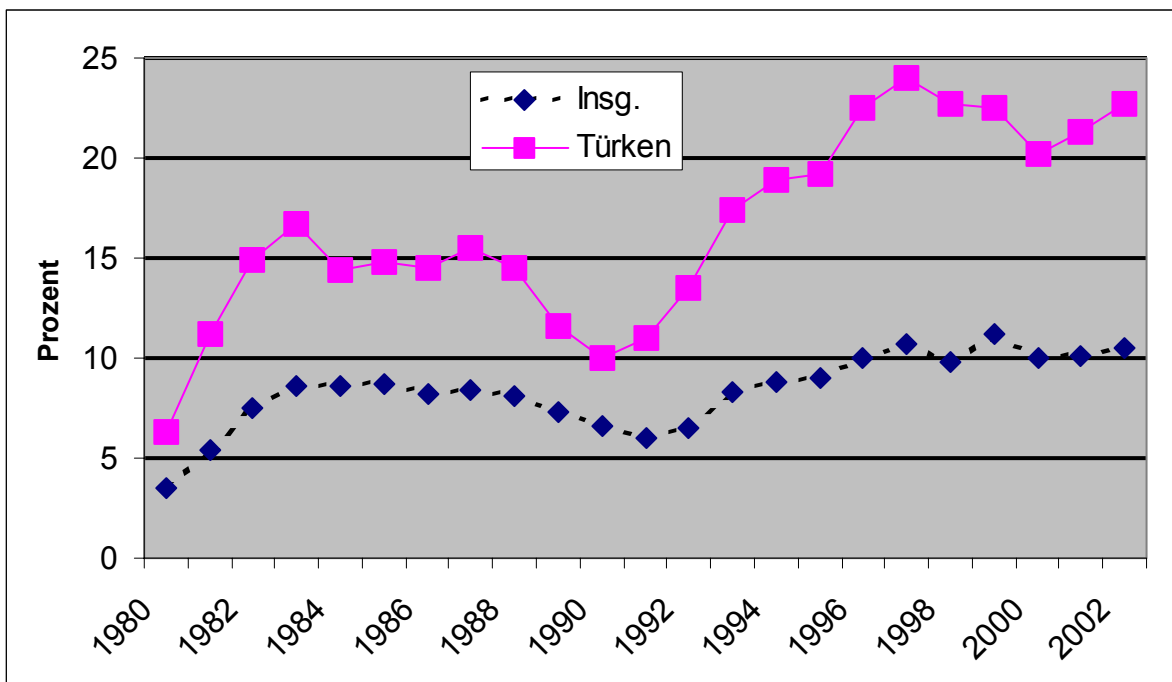
Stellt man den Erwerbsquoten die Erwerbstätigenquoten (Grafik 5.2) gegenüber, bekommt man Hinweise darauf, inwieweit es den jeweiligen Gruppen gelingt, den Wunsch nach Erwerbsarbeit zu realisieren. Eine wachsende Diskrepanz zwischen den Quoten ist als Hinweis für Ausgrenzung zu werten. Wieder ist bei den deutschen Frauen die Entwicklung am positivsten. Ihre Erwerbstätigenquote stieg um neun Prozentpunkte auf 60 Prozent, und die Diskrepanz zur Erwerbsquote schrumpfte von fünf auf vier Prozentpunkte. Bei den türkischen Frauen stagnierte in den neunziger Jahren auch die Erwerbstätigenquote, und das bei 33 Prozent, so dass auch nach diesem Indikator der Abstand zu deutschen Frauen gewachsen ist. Die Erwerbstätigenquote der türkischen Männer ist in den neunziger Jahren

um 13 Prozentpunkte auf 63 Prozent gesunken, der Abstand zu den deutschen Männern ist dadurch stark gewachsen. Lagen die türkischen Männer nach diesem Indikator 1989 noch deutlich über dem Durchschnitt, so lagen sie elf Jahre später drei Prozentpunkte unter dem Durchschnitt. Auch diese Daten sprechen deutlich für eine zunehmende Ausgrenzung türkischer Frauen und Männer in den neunziger Jahren.

Der Befund zunehmender Ausgrenzung türkischer Frauen und Männer muss allerdings relativiert werden, da im Mikrozensus, aus dem die Daten stammen, nur zwischen Deutschen und Türken nach der Staatsbürgerschaft unterschieden werden kann. Eingebürgerte türkische Migranten fallen deshalb unter die Kategorie ‚Deutsche‘. In den neunziger Jahren wurden ca. 400.000 Türken eingebürgert (Hönekopp 2003: 74). Da davon ausgegangen werden kann, dass der Anteil der beruflich Erfolgreichen in dieser Gruppe größer ist, wären die Ergebnisse zur Erwerbsbeteiligung mit den Eingebürgerten nicht ganz so dramatisch. Gleichwohl bliebe die generelle Aussage die gleiche, auch wenn diese Gruppe mit berücksichtigt werden könnte: Der Abstand von türkischen Frauen und Männern zu den Deutschen ist bei der Erwerbsbeteiligung in den neunziger Jahren gestiegen.

Auch die Arbeitslosenquote bezieht sich auf türkische Staatsbürger, Aussagen über eingebürgerte türkische Migranten sind nicht möglich.

**Grafik 5.3: Arbeitslosenquote, 1980 – 2002\***



\*Bis 1998: BRD, alte Länder, ab 1999: Bundesgebiet insgesamt

Quelle: <http://www.integrationsbeauftragte.de/download/datentab33.pdf>; 31.07.2004

Auch bei der Arbeitslosigkeit (Grafik 5.3) ist der Abstand der Türken zum gesellschaftlichen Durchschnitt gewachsen. Die Entwicklung der Arbeitslosenquoten verlief in den letzten beiden Jahrzehnten über zwei Wellen. Die Welle in den achtziger Jahren beginnt bei 3,5 Prozent, erreicht 1985 mit 8,7 den höchsten Wert und sinkt dann bis 1991 auf 6,0 Prozent. Die türkische Welle beginnt bei 6,3 Prozent, wächst innerhalb von drei Jahren auf 16,7 und sinkt dann bis 1990 auf 10,0 Prozent. Während die Arbeitslosigkeit 1991 insgesamt noch gesunken ist, stieg die Quote der Türken bereits wieder. Die zweite Welle startet in den neunziger Jahren von einem höheren Niveau als in den achtzigern, wächst stärker an und geht nur minimal zurück. Erneut nimmt in diesem Verlauf der Abstand der Türken zum gesellschaftlichen Durchschnitt zu. Vom Höchststand 1997 (24 Prozent) sinkt die Arbeitslosigkeit bei den Türken nur noch bis auf 20,2 Prozent im Jahr 2000. 2002 betrug sie erneut 22,7 Prozent und übertraf den Durchschnitt von 10,5 Prozent um mehr als das Doppelte. Diese extrem hohe Arbeitslosigkeit und der wachsende Abstand zum gesellschaftlichen Durchschnitt untermauern den Befund der zunehmenden Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt, mit der sich türkische Migranten in Deutschland konfrontiert sehen. Dass der Anteil der Langzeitarbeitslosen, der als härtester Indikator für Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt gilt, bei den Türken etwas niedriger ist als bei den Deutschen (Hönekopp 2003: 87), kann den Befund des hohen Ausgrenzungsrisikos kaum relativieren: Der dramatische Rückgang der Erwerbsbeteiligung türkischer Männer und die stagnierende Erwerbsbeteiligung türkischer Frauen auf extrem niedrigem Niveau sprechen dafür, dass ein wachsender Anteil der türkischen Bevölkerung dauerhaft vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt ist und im Gegensatz zu Langzeitarbeitslosen, die sich ja beim Arbeitsamt arbeitslos melden müssen, gar nicht mehr zum Bezugssystem der Erwerbsarbeit gehören. Was Seifert über arbeitslose Ausländer in Deutschland schreibt, gilt in besonderem Maße für türkische Arbeitslose: „Einmal arbeitslos geworden, ist es für sie besonders schwierig, wieder in eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung zurückzukehren. Für die Mehrzahl der Immigrantinnen und Immigranten bedeutet Arbeitslosigkeit über kurz oder lang das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben“ (Seifert 2001: 17).

### *Sektoren und Segmente der Beschäftigung*

Die Daten zur Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosigkeit haben gezeigt, dass Türken in Deutschland in hohem Maße von Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt bedroht oder bereits betroffen sind. Wie aber sieht es für diejenigen aus, die Beschäftigung haben? Ist bei ihnen, gemessen an Indikatoren wie Branchen, Beschäftigungsformen und -segmenten eine

Angleichung an den gesellschaftlichen Durchschnitt, und damit Integration, festzustellen, oder wächst auch hier der Abstand, was Ausgrenzung bedeuten würde?

Zunächst zu den Branchen der Beschäftigung. Die Daten dazu stammen aus der Statistik sozialversicherungspflichtig Beschäftigter, die Erwerbstätige, die unterhalb und oberhalb der Sozialversicherungspflicht arbeiten, sowie Beamte und Selbständige nicht erfasst. Sie repräsentiert etwa 80 Prozent aller und circa 90 Prozent der türkischen Erwerbstätigen (Hönekopp 2003). Die Tabelle 5.1 zeigt, wie sich die Beschäftigungsstruktur sozialversicherungspflichtig beschäftigter deutscher und türkischer Männer zwischen 1980 und 1999 verändert hat.

**Tabelle 5.1: Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Männer nach Branchen, 1980 und 1999\***

Branche	1980			1999		
	Deutsche in %	Türken	Differenz %-Punkte	Deutsche in %	Türken	Differenz %-Punkte
Landwirtschaft	1	1	0	1	1	0
Produzierendes Gewerbe	49	74	25	41	55	14
Baugewerbe	13	13	0	10	9	-1
Handel, Verkehr	17	6	-11	18	15	-3
Wirt.bezogene DL	6	1	-5	12	6	-6
Haushaltsbezogene DL	1	2	1	2	8	6
Soziale, staatl. DL	12	3	-9	15	6	-9

\*BRD, alte Länder

Quellen: Bender/Seifert 2000: 74; Seifert 2001: 21, e.B.

1980 arbeiteten noch drei Viertel der türkischen Männer im produzierenden Gewerbe, 13 Prozent auf dem Bau und lediglich zwölf Prozent in den Dienstleistungen. Im Vergleich zu den deutschen Männern waren die türkischen Männer im produzierenden Gewerbe deutlich über- und in den Dienstleistungen deutlich unterrepräsentiert. Das ist eine Folge davon, dass die Arbeitsmigranten bis zum Anwerbestopp 1973 vor allem für Arbeitsplätze in der Industrie rekrutiert wurden. Bis 1999 hat es zwar einen Trend zur Angleichung an die Beschäftigungsstruktur deutscher Männer gegeben, aber dieser Wandel verlief relativ langsam. Die türkischen Männer verbleiben in weit höherem Maße in krisenanfälligen Bereichen wie dem produzierenden Gewerbe. Wenn sie Zugang zu Dienstleistungen finden, so kaum in den attraktiveren Branchen des Dienstleistungssektors. Besonders stark gewachsen ist ihre Beschäftigung im Bereich Handel und Verkehr sowie bei den haushaltsbezogenen Dienstleistungen, also den niedriger qualifizierten und schlechter bezahlten Sparten. In den wirtschaftsbezogenen Dienstleistungen dagegen sind zwölf Prozent der deutschen und nur sechs Prozent der türkischen Männer beschäftigt.

Der Wandel der Beschäftigungsstruktur verlief bei den türkischen Frauen rasanter als bei den Männern (Tabelle 5.2).

**Tabelle 5.2: Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Frauen nach Branchen, 1980 und 1999\***

Branche	1980			1999		
	Deutsche in %	Türkinnen	Differenz %-Punkte	Deutsche in %	Türkinnen	Differenz %-Punkte
Landwirtschaft	1	1	0	1	1	0
Produzierendes Gewerbe	29	73	44	18	30	12
Baugewerbe	2	0	-2	2	1	-1
Handel, Verkehr	23	5	-18	21	17	-4
Wirt.bezogene DL	10	1	-9	14	7	-7
Haushaltsbezogene DL	6	9	3	6	22	16
Soziale, staatl. DL	29	11	-18	38	22	-16

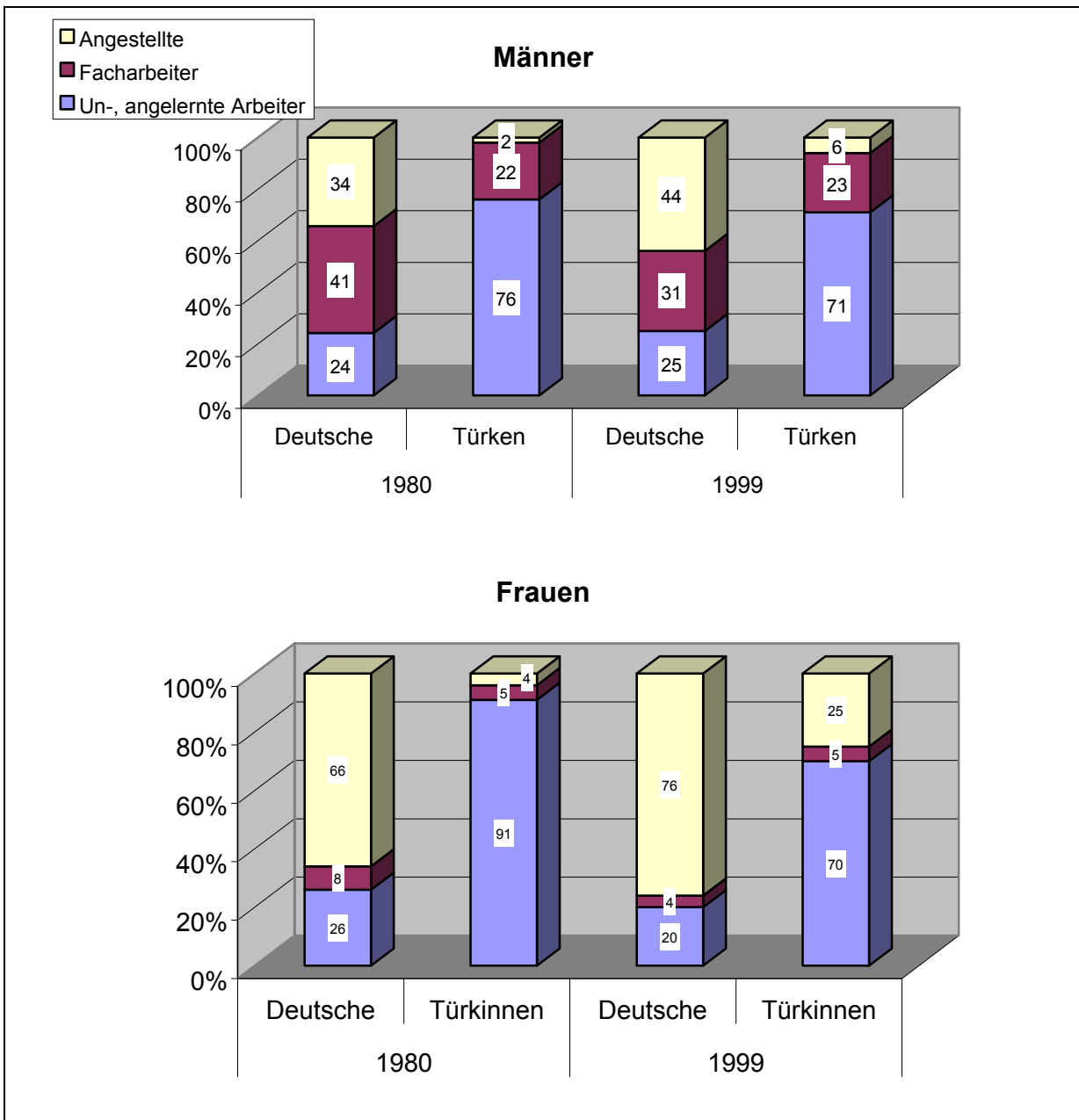
\*BRD, alte Länder

Quelle: Bender/Seifert 2000: 76; Seifert 2001: 22, e.B.

Für türkische Frauen hat das produzierende Gewerbe sehr stark an Bedeutung als Arbeitsgeber verloren. Der Anteil sank zwischen 1980 und 1999 von 73 auf 30 Prozent aller beschäftigten Türkinnen. Entsprechend stark zugenommen haben die Dienstleistungen. Aber auch hier sind es die weniger attraktiven Branchen, in die Türkinnen eindringen können. Der Abstand zu den deutschen Frauen ist in den Bereichen Handel und Verkehr sehr stark, in den sozialen und staatlichen sowie den wirtschaftsbezogenen Dienstleistungen geringfügig zurückgegangen. Stark gestiegen ist die Beschäftigung türkischer Frauen in den haushaltsbezogenen Dienstleistungen, wo 1999 fast jede vierte erwerbstätige Türkin beschäftigt ist. Da für deutsche Frauen diese Dienstleistungen kaum eine Rolle spielen, ist in diesem Bereich der Abstand zwischen türkischen und deutschen Frauen zulasten der deutschen gestiegen.

Grafik 5.4 beschreibt die Veränderungen im beruflichen Status. Wieder differenziert nach deutschen und türkischen Männern und Frauen zeigt die Grafik, wie sich die sozialversicherungspflichtig Beschäftigten auf die Gruppen ‚Angestellte‘, ‚Facharbeiter‘ und ‚un-, angelernte Arbeiter‘ verteilen.

**Grafik 5.4: Sozialversicherungspflichtig beschäftigte deutsche und türkische Männer und Frauen nach Stellung im Beruf, 1980 und 1999\***



\*BRD, alte Länder

Quellen: Bender/Seifert 2000: 70; Seifert 2001: 18

Der anhaltend hohe Anteil der un- und angelernten Arbeiter bei den türkischen Beschäftigten und der schnellere Wandel bei den türkischen Frauen sind die wichtigsten Ergebnisse. Bei den türkischen Männern haben sich die Anteile zwischen 1980 und 1999 kaum verändert, so dass noch immer über 70 Prozent als un- oder angelernte Arbeiter, knapp ein Viertel als Facharbeiter und lediglich sechs Prozent als Angestellte beschäftigt sind. Bei diesem Indikator ist der Abstand zu den deutschen Männern sogar gewachsen, da bei ihnen der Anteil der Angestellten von 34 auf 44 Prozent gestiegen ist. Auch die

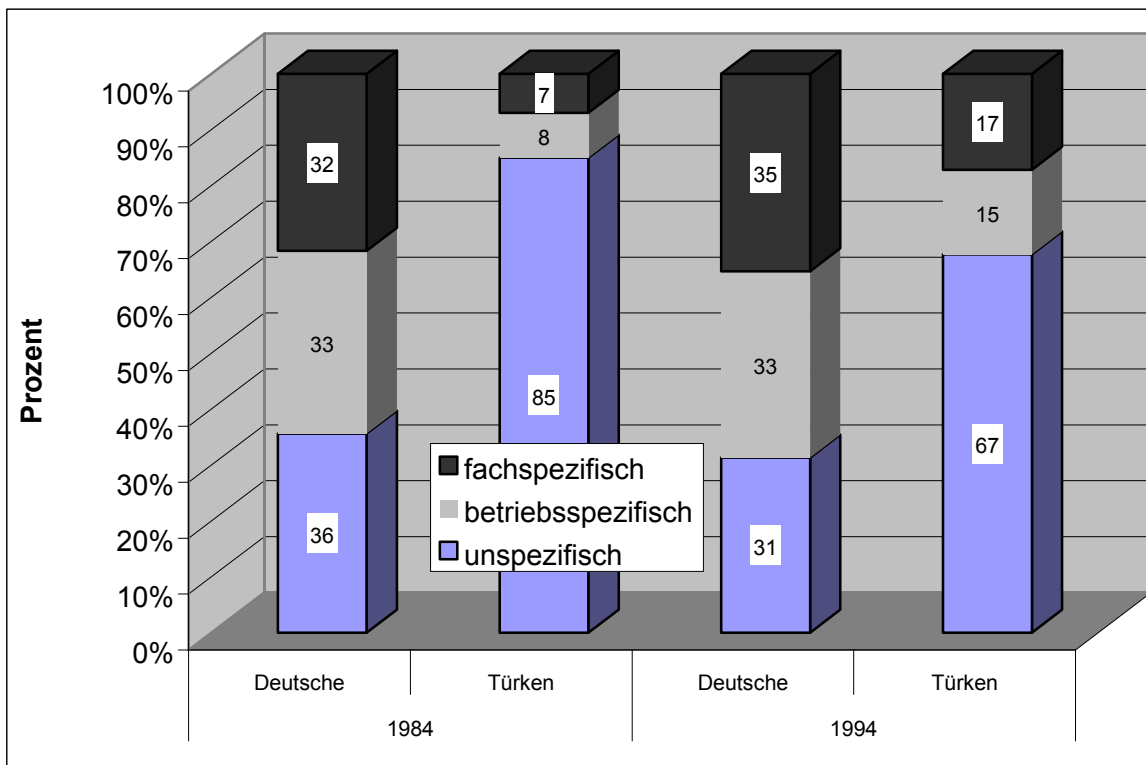
türkischen Frauen arbeiten 1999 noch zu 70 Prozent als un- und angelernte Arbeiterin. Aber das ist gegenüber 1980 ein Rückgang von über 20 Prozentpunkten. Der Anteil der Angestellten ist dementsprechend gestiegen, während Facharbeit für türkische Frauen wie auch für deutsche kaum eine Rolle spielt. Türkische Frauen und Männer sind in der Kategorie der un- und angelernten Arbeiter extrem überrepräsentiert, nur ein Fünftel der deutschen Frauen und ein Viertel der deutschen Männer fallen in diese Kategorie, die in der Regel unsichere Arbeitsplätze, niedrige Entlohnung und niedrig qualifizierte Arbeit bedeutet. Diese Daten sprechen erstens dafür, dass das Modell der ‚Gastarbeit‘, die Unterschichtung der Beschäftigtenstrukturen durch Arbeitsmigranten (Hoffmann-Nowotny 1973), auch 30 Jahre nach dem Anwerbestopp noch für einen relevanten Teil der türkischen Beschäftigten zutrifft. Zweitens deutet sich in den Daten aber auch eine stärkere Differenzierung innerhalb der türkischen Beschäftigten an, da unter den Angestellten auch hoch qualifizierte und gut bezahlte Beschäftigte sein können.

Während die beiden Kategorien ‚Facharbeiter‘ und ‚un-/angelernter Arbeiter‘ relativ deutliche Hinweise auf Art und Qualität der Beschäftigung sind, umfasst die Kategorie ‚Angestellte‘ ein breites Spektrum von Beschäftigungen, das von Hilfstätigkeiten bis zu hoch qualifizierten, leitenden Positionen reicht.

In welchen Positionen sich abhängig Beschäftigte innerhalb der Hierarchie des Arbeitsmarktes befinden, ist die zentrale Fragestellung der Theorie über Arbeitsmarktsegmentation (vgl. Blossfeld/Mayer 1988). Sie geht davon aus, dass der Arbeitsmarkt gespalten ist in verschiedene Segmente, die sich nach den Qualifikationsanforderungen unterscheiden und kaum durchlässig sind. Münz et al. (1997: 87ff.) haben die deutschen und türkischen Beschäftigten nach drei Segmenten unterschieden. Das unspezifische Segment ist charakterisiert durch Jedermannsarbeit, für die keine besonderen Qualifikationen notwendig sind. Zu dem betriebsspezifischen Segment gehören Beschäftigten, die über Qualifikationen verfügen, die nur in dem Betrieb verwertbar sind, in dem sie angestellt sind. Und das fachspezifische Segment umfasst Beschäftigte mit Qualifikationen, die etwa in der dualen Ausbildung erworben wurden und universell einsetzbar sind. Wie sich die Verteilung der deutschen und türkischen Beschäftigten auf die Segmente zwischen 1984 und 1994 verändert hat, ist in der Grafik 5.5 dargestellt.



**Grafik 5.5: Deutsche und türkische Beschäftigte nach Arbeitsmarktsegmenten, 1984 und 1994\***



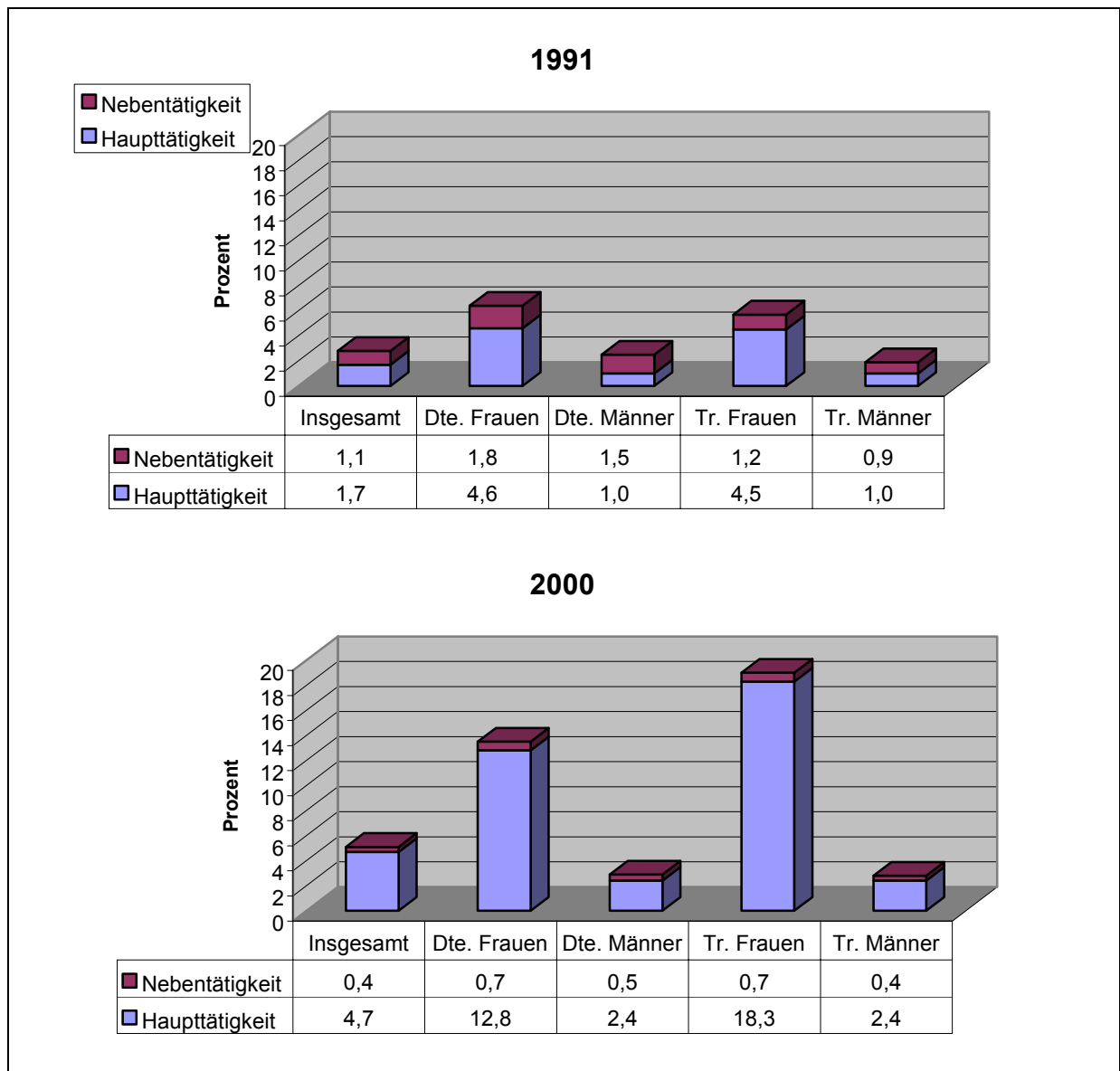
\*BRD, alte Länder  
 Quelle: Münz et al. 1997: 92

Die deutschen Beschäftigten verteilen sich relativ gleichmäßig auf die drei Segmente, wobei das untere Segment schrumpft, das mittlere unverändert bleibt und das fachspezifische wächst. Viel stärker sind die Veränderungen bei den türkischen Beschäftigten. Waren 1984 noch 85 Prozent im unspezifischen Segment, so ist dieser Anteil innerhalb von zehn Jahren auf 67 Prozent geschrumpft, während das betriebsspezifische um sieben Prozentpunkte auf 15 und das fachliche um zehn Prozentpunkte auf 17 Prozent der Beschäftigten angestiegen ist. Auch hier wird die Differenzierung innerhalb der türkischen Beschäftigten deutlich: Zwei Drittel sind noch immer im unspezifischen Segment, aber der Anteil im fachlich qualifizierten Segment wächst deutlich, so dass die Differenzierung innerhalb der türkischen Beschäftigten in Richtung einer internen Polarisierung weisen könnte.

Zum unspezifischen Segment gehören auch die geringfügig Beschäftigten, das sind Erwerbstätige, die unterhalb der Sozialversicherungspflicht in einem Betrieb oder Haushalt arbeiten. Die geringfügige Beschäftigung ist zwischen 1991 und 2000 (Grafik 5.6) deutlich gestiegen, und diese Steigerung ist im Wesentlichen auf eine wachsende Beschäftigung von Frauen in diesem Bereich zurückzuführen, so dass 2000 gut 13 Prozent der deutschen

Frauen und fast jede fünfte erwerbstätige türkische Frau geringfügig beschäftigt ist. Um interpretieren zu können, ob diese Zunahme Zeichen für Ausgrenzung ist, wären zusätzliche Informationen nötig, insbesondere darüber, ob diese Bedingungen den Frauen aufgezwungen sind oder ihren eigenen Wünschen entsprechen.

**Grafik 5.6: Geringfügig Beschäftigte, 1991 und 2000\* - Anteil an Erwerbstätigen -**



\*BRD, alte Länder

Quelle: Mikrozensus 1991 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

Prekär sind die Beschäftigungsverhältnisse allemal, denn die Einkommen ermöglichen keine ökonomische Unabhängigkeit, und Ansprüche auf Sozialleistungen begründen sie auch nicht.

### *Einkommenssituation und Armut*

Türken sind überdurchschnittlich häufig in den unteren Segmenten des Arbeitsmarktes beschäftigt und sind häufiger arbeitslos. Geringere Einkommen sind die Folge.

Tabelle 5.3 zeigt, dass sich der Abstand zwischen türkischen und deutschen abhängig Beschäftigten hinsichtlich ihres Einkommens um mehr als das Doppelte vergrößert hat. Während der Verdienst türkischer Beschäftigten 1984 noch 230 € unter dem durchschnittlichen Einkommen aller abhängig beschäftigten Deutschen lag, verdienten sie 1997 bereits 525 € weniger. Diese Entwicklung deutet auf einen Ausgrenzungsprozess der türkischen Migranten hin, da sich sowohl ihr Einkommensniveau verschlechtert hat, als auch der Abstand zu den Deutschen gewachsen ist. Den höchsten negativen Effekt auf das Einkommen hat das Geschlecht. Ausländische Frauen bekommen durchschnittlich einen deutlich geringeren Stundenlohn als ausländische Männer (vgl. Münz et al. 1997: 108).

**Tabelle 5.3: Bruttoarbeitsverdienst türkischer und deutscher abhängig Beschäftigter in Westdeutschland\***

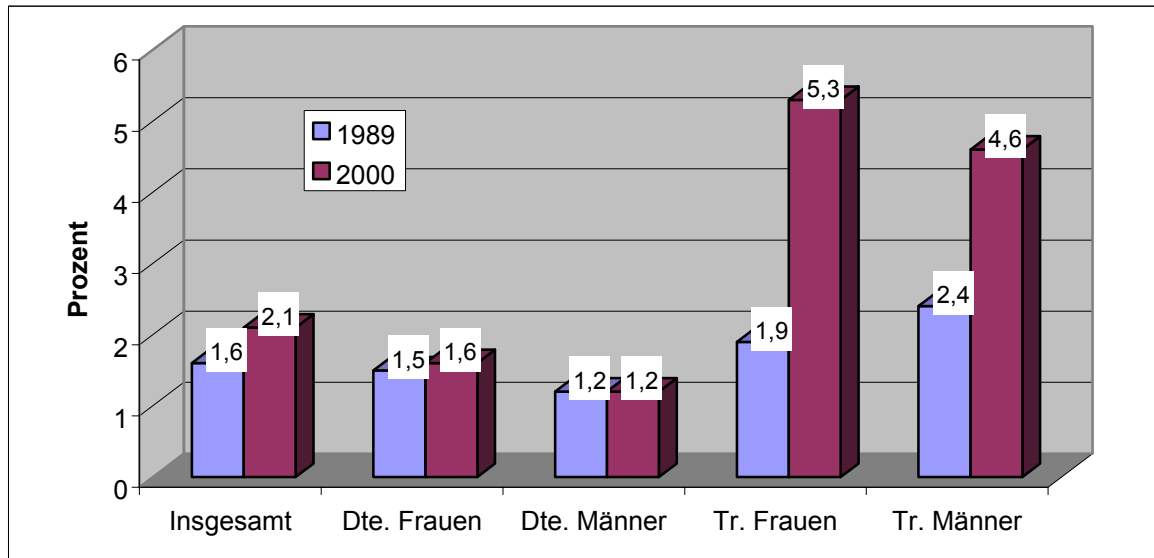
Jahr	Türken	Deutsche
1984	1.150	1.380
1989	1.675	2.000
1997	1.775	2.300

\*Angaben in Euro pro Monat  
Quelle: Datenreport 1999: 574

Ein weiterer Aspekt bei der Betrachtung der Einkommenssituation ist die Sozialhilfe bzw. die Hilfe zum Lebensunterhalt dar. Die Grafik 5.7 stellt für die deutschen und türkischen Frauen und Männer die Anteile derjenigen dar, die ihren Lebensunterhalt 1989 bzw. 2000 überwiegend aus Sozialhilfe bestritten haben.

Die wachsende Armut in der türkischen Bevölkerung und ein wachsender Abstand zu den Deutschen wird hier sichtbar, denn während die entsprechenden Anteile bei den Deutschen stagnieren, wachsen sie bei türkischen Frauen und Männern recht deutlich. Dabei muss noch berücksichtigt werden, dass aufgrund der rechtlichen Rahmenbedingungen Migranten häufiger ihnen zustehende Sozialhilfe nicht in Anspruch nehmen. Deshalb ist die verdeckte Armut bei ihnen höher als bei Deutschen (Neumann/Hertz 1998: 64).

**Grafik 5.7: Überwiegender Lebensunterhalt durch Sozialhilfe, 1989 und 2000\*  
- Anteil an Wohnbevölkerung -**



\*BRD, alte Länder

Quelle: Mikrozensus 1989 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

## 1.2 Erklärungen für die Arbeitsmarktsituation

Die Durchsicht der Daten zu türkischen Migranten auf dem Arbeitsmarkt hat gezeigt, dass ein wachsender Anteil dieser Gruppe von Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt betroffen ist, und immer noch große Abstände zu Deutschen zu verzeichnen sind. Wirft man einen differenzierten Blick auf die Arbeitsmarktsituation türkischer Frauen und Männer sind allerdings neben den negativen Entwicklungen auch positive festzustellen.

Hinsichtlich der Indikatoren Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosenquote ist der Abstand zu den Deutschen gewachsen. Besonders gering ist die Erwerbsbeteiligung der türkischen Frauen. Bezogen auf die Indikatoren Branchen und Segmente der Beschäftigung und der Stellung im Beruf hat sich jedoch der Abstand zu deutschen Beschäftigten verringert, was auf einen Integrationsprozess – wenn auch auf sehr niedrigem Niveau – hinweist. Ein wichtiges Ergebnis bleibt allerdings, dass türkische Männer immer noch sehr stark im krisenanfälligen industriellen Sektor konzentriert sind und sowohl türkische Frauen als auch Männer hauptsächlich in den weniger attraktiven Bereichen der Dienstleistungen und den unteren Segmenten beschäftigt sind. Zugleich deuten die Daten auf eine interne Polarisierung innerhalb der Türken hin, die noch deutlicher würde, wenn die eingebürgerten Migranten berücksichtigt werden könnten.

Die wichtigsten Ursachen für die schlechte Positionierung der Mehrheit der türkischen Migranten auf dem Arbeitsmarkt sind der Strukturwandel des Arbeitsmarktes, die Qualifikationsdefizite der türkischen Migranten, aber auch Diskriminierung durch Arbeitgeber.

### *Strukturwandel des Arbeitsmarktes*

Die Deindustrialisierung, das heißt der Abbau von Arbeitsplätzen in der Industrie durch Rationalisierung und Verlagerung der Produktion ins Ausland, hat türkische wie auch andere Migranten aus den Anwerbeländern besonders getroffen. Die erste Generation war fast ausschließlich in großen Industriebetrieben beschäftigt, und noch heute sind türkische Migranten in diesem Sektor deutlich überrepräsentiert. Der Wegfall von Arbeitsplätzen in der Industrie schmälert insbesondere für niedrig Qualifizierte die Chance auf einen relativ gut bezahlten Job. Darüber hinaus haben sich die Bedingungen für neue Beschäftigte in der Industrie aber auch verschlechtert. Die Flexibilisierungsstrategien der Unternehmen bedeuten für viele neue Beschäftigte, dass sie nur unter prekären Bedingungen – befristete Arbeitsverträge und untertarifliche Bezahlung – in einem Betrieb anfangen können.

Ein zweites Merkmal des Strukturwandels ist die Tertiärisierung. Gemeint ist damit der wachsende Anteil von Tätigkeiten im Bereich der Dienstleistungen. Typisch für die Dienstleistungen ist aber die Tendenz zu einer Polarisierung der Beschäftigten (Häußermann/Siebel 1995), denn einerseits wächst die Beschäftigung in den produktionsorientierten Dienstleistungen, wo hoch qualifizierte und gut bezahlte Arbeitsplätze entstehen, andererseits in den personenbezogenen und sozialen Dienstleistungen mit vielen unsicheren, unqualifizierten und niedrig bezahlten Jobs.

Durch den Strukturwandel des Arbeitsmarktes hat insbesondere für niedrig Qualifizierte, zu denen überproportional viele Migranten gehören, das Risiko zugenommen, zu „Modernisierungsverlierern“ (Schumann 2002: 19) zu werden, die aus dem Bezugssystem Erwerbsarbeit ausgegrenzt sind.

### Qualifikationsdefizite

Eine Folge des skizzierten Strukturwandels ist die wachsende Bedeutung schulischer und beruflicher Qualifikationen. Seit Beginn der neunziger Jahre haben sich die Beschäftigungschancen für niedrig Qualifizierte weiter verschlechtert. Während die Nachfrage nach qualifizierten Beschäftigten gestiegen ist, ist die Aufnahmefähigkeit des Arbeitsmarktes für Personen ohne Berufsausbildung gesunken. Dieser Trend wird sich auch in der Zukunft fortsetzen.

Nach Berechnungen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung wird der Bedarf an unqualifizierten Arbeitskräften 2010 nur noch bei elf Prozent liegen, 1976 betrug dieser Anteil noch 35 Prozent (Hönekopp et al. 2001). Die fehlenden Qualifikationen sind die zweite Erklärung für die Arbeitsmarktsituation türkischer Migranten.

Wie sich die Schulabschlüsse von deutschen und türkischen Frauen und Männern in den neunziger Jahren entwickelt haben, zeigen die folgenden Tabellen.

**Tabelle 5.4: Höchster Schulabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 1991\***

	kein Abschluss	Hauptschulabschluss	Realschulabschluss	Abitur/ Fachabitur	N** =
		in Prozent			abs.
Insgesamt	4,9	49,1	29,2	16,9	493.999
Dte. Frauen	3,5	49,0	33,4	14,1	229.164
18-35	2,4	28,9	46,5	22,1	89.102
36-64	1,4	64,3	24,9	9,4	132.818
Dte. Männer	3,6	48,9	27,6	19,9	229.257
18-35	2,7	35,6	37,1	24,6	91.455
36-64	1,3	59,9	21,1	17,7	130.183
Tr. Frauen	40,2	48,6	7,3	3,9	5.241
18-35	25,6	57,6	10,7	6,1	2.666
36-64	54,0	41,2	2,8	2,0	2.118
Tr. Männer	29,0	57,5	7,5	6,0	6.104
18-35	18,5	63,4	10,7	7,4	3.060
36-64	35,1	55,6	3,9	5,4	2.550

\*BRD, alte Länder

\*\*Die Antwortvorgabe „keine Angabe“ wurde als Missing gesetzt und ist in diesen Tabellen nicht enthalten.

Quelle: Mikrozensus 1991 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

**Tabelle 5.5: Höchster Schulabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 2000\***

	kein Abschluss	Hauptschulabschluss	Realschulabschluss	Abitur/ Fachabitur	N** =
	in Prozent				abs.
Insgesamt	3,1	47,0	26,0	23,9	443.668
Dte. Frauen	1,5	45,2	31,7	21,5	171.867
18-35	1,8	25,8	39,8	32,6	58.508
36-64	1,3	55,4	27,3	16,0	112.023
Dte. Männer	1,5	48,2	23,4	26,8	174.516
18-35	1,9	34,7	29,9	33,5	60.178
36-64	1,2	55,3	19,8	23,7	112.528
Tr. Frauen	31,2	54,4	8,4	6,0	6.005
18-35	21,3	57,9	12,3	8,6	3.400
36-64	45,2	48,8	3,3	2,7	2.535
Tr. Männer	19,8	61,3	10,4	8,4	7.183
18-35	13,6	62,2	13,9	10,3	3.943
36-64	27,6	60,1	5,9	6,4	3.122

\*BRD, alte Länder

\*\*Die Antwortvorgabe „keine Angabe“ wurde als Missing gesetzt und ist in diesen Tabellen nicht enthalten.

Quelle: Mikrozensus 1991 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

Deutlich ist zunächst die Tendenz zu höheren Schulabschlüssen. Jede fünfte deutsche Frau und jeder vierte deutsche Mann hatte 2000 das Abitur. 1991 erreichten 22,1 Prozent der 18 bis 35 jährigen deutschen Frauen das Abitur, bis zum Jahr 2000 ist dieser Anteil um über zehn Prozentpunkte auf 32,6 Prozent gestiegen. Bei den türkischen Frauen und Männern ist ebenfalls ein Anstieg der Schulabschlüsse festzustellen, aber der Abstand zu den Deutschen ist aufgrund deren verbesserten Bildungsbeteiligung hoch geblieben. Der Anteil türkischer Frauen mit Abitur ist zwischen 1991 und 2000 von 6,1 Prozent auf 8,6 Prozent, also lediglich um 2,5 Punkte, gestiegen. Bei den jüngeren türkischen Männern ist im selben Zeitraum der Anteil derer mit Abitur ebenfalls, im Vergleich zu den deutschen Männern der Altersgruppe, nur geringfügig gestiegen (von 7,4 Prozent auf 10,3 Prozent). Mit 57,9 bzw. 62,2 Prozent ist der Hauptschulabschluss bei türkischen Frauen und Männern der häufigste Schulabschluss. Auch hier ist zwischen 1991 und 2000 der Abstand zu den deutschen Frauen und Männern gewachsen. Deutsche Frauen und Männer haben mit 45,2 bzw. 48,2 Prozent seltener einen Hauptschulabschluss als Türken. Zugleich weist die Abnahme des Anteils der türkischen Frauen und Männer ohne einen Schulabschluss auf einen (absoluten) Integrationsprozess hin.

Auch beim Indikator Ausbildung zeigt sich eine deutliche Diskrepanz zwischen Türken und Deutschen – und das, obwohl zwischen 1991 und 2000 der Anteil der deutschen Frauen und Männer mit abgeschlossener Ausbildung gesunken ist. Selbst bei den 18 bis

35jährigen haben 2000 über drei Viertel der türkischen Frauen und fast zwei Drittel der türkischen Männern keine Berufsausbildung, obwohl zur Kategorie ‚Ausbildung u.ä.‘ des Mikrozensus, auch die Anlernausbildung und das Berufsvorbereitungsjahr gehören.

**Tabelle 5.6: Höchster Ausbildungsabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 1991\***

	kein Abschluss	Ausbildung u.ä.	FHS/ Uni	N** =
	in Prozent			abs.
Insgesamt	24,0	66,4	9,6	473.092
Dte. Frauen	27,9	65,3	6,8	219.616
18-35	20,6	71,8	7,6	85.006
36-64	30,3	63,1	6,6	130.140
Dte. Männer	15,4	72,0	12,6	220.756
18-35	18,3	72,5	9,3	86.997
36-64	10,4	74,2	15,4	128.917
Tr. Frauen	86,4	12,3	1,3	2.321
18-35	82,4	16,1	1,4	2.385
36-64	89,6	9,1	1,3	1.884
Tr. Männer	65,9	31,6	2,4	5.561
18-35	59,9	38,2	1,9	2.825
36-64	68,7	27,9	3,4	2.412

\*BRD, alte Länder

\*\*Die Antwortvorgabe „keine Angabe“ wurde als Missing gesetzt und ist in diesen Tabellen nicht enthalten.

Quelle: Mikrozensus 1991 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim

**5.7: Höchster Ausbildungsabschluss von Deutschen und Türken nach Alter und Geschlecht, 2000\***

	kein Abschluss	Ausbildung u.ä.	FHS/ Uni	N** =
	in Prozent			abs.
Insgesamt	28,7	59,6	11,7	401.596
Dte. Frauen	29,2	61,8	9	175506
18-35	29,9	61,0	9,1	59.331
36-64	23,8	66,5	9,6	108.365
Dte. Männer	20,7	64,3	15,0	178.501
18-35	28,5	59,5	12,0	60.802
36-64	10,1	72,0	17,9	109.106
Tr. Frauen	84,0	14,8	1,2	6.266
18-35	78,7	19,9	1,4	3.434
36-64	89,5	9,4	1,1	2.448
Tr. Männer	67,7	30,0	2,3	7.458
18-35	62,2	35,6	2,2	3.967
36-64	69,7	27,5	2,8	2.992

\*BRD, alte Länder

\*\*Die Antwortvorgabe „keine Angabe“ wurde als Missing gesetzt und ist in diesen Tabellen nicht enthalten.

Quelle: Mikrozensus 1991 und 2000 (faktisch anonymisierte 70%-Stichprobe), Sonderauswertung durch ZUMA, Mannheim



Allerdings zeigen sich bei diesem Indikator deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen den türkischen Männern und Frauen. Während bei den Männern der Altersgruppe 18-35 der Anteil derer mit einer beruflichen Ausbildung abgenommen hat (von 38,2 auf 35,6 Prozent), ist bei den Frauen zwischen 1991 und 2000 ein Anstieg zu verzeichnen (von 16,1 auf 19,9 Prozent). Dies deutet auf einen Integrationsprozess bei den Frauen hin.

Auch beim Indikator Fachhochschul- oder Universitätsabschluss ist sowohl bei den türkischen Frauen als auch bei den türkischen Männern der Abstand zu der deutschen Vergleichsgruppe gestiegen. Während bei den jüngeren türkischen Frauen zwischen 1991 und 2000 eine Stagnation festzustellen ist (1,4 Prozent), können sich die türkischen Männer derselben Altersgruppe nur minimal von 1,9 auf 2,2 Prozent verbessern. Die deutschen Frauen und Männer verbesserten sich hingegen von 6,8 auf 9 Prozent bzw. von 12,6 auf 15 Prozent.

Insgesamt ist, trotz der Verbesserung der Schulabschlüsse bei den türkischen Migranten, der Abstand zu den Deutschen nach wie vor groß und im Zeitverlauf größer geworden. Alarmierend ist die Abnahme der Ausbildungsabschlüsse bei den türkischen Männern. Zugleich deuten aber die Ergebnisse zu den Schul- und Ausbildungsabschlüssen der türkischen Migranten auch auf Polarisierungstendenzen hin. Diese Tendenzen würden noch deutlicher ausfallen, wenn die oftmals bildungserfolgreicheren eingebürgerten Migranten türkischer Herkunft berücksichtigt wären.

### *Diskriminierung*

Schul- und Berufsausbildung sind eine notwendige Voraussetzung für die berufliche Integration. Wer keine Qualifikationen hat, kann kaum auf einen einigermaßen sicheren und gut bezahlten Arbeitsplatz hoffen. Für Migranten gibt es aber oft noch zusätzliche Hürden: Diskriminierung durch Arbeitgeber ist ein weiterer Faktor für die Schwierigkeiten von türkischen Migranten beim Zugang zu Arbeitsplätzen und beim Aufstieg in höhere Segmente des Arbeitsmarktes. Dass Diskriminierung eine Rolle spielt und dass Türken davon besonders betroffen sind, haben verschiedene Studien gezeigt.

So wurde in zwei Untersuchungen des Zentrums für Türkeistudien festgestellt, dass türkische Migranten auch bei entsprechenden schulischen Qualifikationen häufiger als Deutsche nicht eingestellt werden und dass über 44 Prozent der unter 30 Jährigen und 37 Prozent der über 30 Jährigen Türken bereits einmal Erfahrungen mit Diskriminierung bei der Arbeitssuche gemacht haben (Goldberg et al. 1995; Şen et al. 2001a).

Neben den Schwierigkeiten beim Zugang zu Ausbildungs- und Arbeitsplätzen ist die Gefahr der Beschäftigung unterhalb der erworbenen Qualifikationen für Migranten deutlich höher als für Deutsche (Seifert 2001). So sind Migranten mit einem Hauptschulabschluss im Vergleich zu Deutschen überproportional häufig (74 Prozent) als un- und angelernte Arbeiter beschäftigt und seltener als mittlere und höhere Angestellte. Aber auch bei Migranten mit Mittlerer Reife und beruflichen Qualifikationen zeigt sich eine Benachteiligung gegenüber Deutschen. Sie erreichen seltener mittlere und höhere Angestelltenpositionen (ebd.: 35) und sind im Durchschnitt stärker von Arbeitslosigkeit betroffen (ebd.: 29).

Nach Kalter und Granato (2001) hat die zweite Generation türkischer Migranten verglichen mit der zweiten Generation von Migranten aus anderen Anwerbeländern bei gleicher Qualifikation die schlechtesten Chancen auf eine Angestelltenposition und auf einen beruflichen Aufstieg.

Auch nach Einschätzung der von uns befragten Gatekeeper des Arbeitsmarktes spielen diskriminierende Praktiken von Arbeitgebern eine wichtige Rolle für die Arbeitsmarktchancen von türkischen Migranten. So haben alle befragten Gatekeeper, die als Arbeitsvermittler beim Arbeitsamt oder bei Zeitarbeitsfirmen tätig sind, die Erfahrung gemacht, dass türkische Migranten schwer zu vermitteln sind. Dies wird auch auf fremdenfeindliche Einstellungen von deutschen Betrieben zurückgeführt. So berichten Arbeitsvermittler des Arbeitsamtes von Betrieben, die sagen würden, dass sie „keine Kanacken“ haben möchten.

## **2 Benachteiligung und Diskriminierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt**

Wie im vorherigen Abschnitt beschrieben, spielt Diskriminierung durch Gatekeeper des Arbeitsmarktes für die Arbeitsmarktpositionierung von türkischen Migranten eine relevante Rolle. Migranten treffen bei ihrer Suche nach einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz auf Personen, die als Gatekeeper darüber entscheiden, ob und wo sie im Arbeitsmarkt platziert werden. Dabei wird die Zuweisung durch die Gatekeeper eben nicht nur anhand von Faktoren wie Bildung, Qualifikation und Arbeitserfahrung vorgenommen, sondern auch aufgrund von Meinungen und Bildern, die sie von Migranten haben. Von den Migranten aus den klassischen Anwerbeländern sind Türken eher am Ende der Sympathieskala angesiedelt (StBA 1997: 461ff.).

Welche Meinungen und Bilder Gatekeeper des Arbeitsmarkts über die Eigenschaften von türkischen Migranten haben und welche Chancen sie bei Gatekeepern des Arbeitsmarktes haben, sind Fragen, die anhand von Interviews mit Gatekeepern des Arbeitsmarktes exemplarisch beantwortet werden. Dazu wird nach einer Beschreibung des Samples der interviewten Gatekeeper im zweiten Abschnitt der Frage nachgegangen, ob die Rekrutierungsstrategien der Betriebe und ihre allgemeinen Anforderungen bei Rekrutierungsverfahren eine systematische Benachteiligung türkischer Migranten zur Folge haben. Im dritten Abschnitt werden die Bilder der Gatekeeper über türkische Migranten und ihre Einstellungspraxis beschrieben. Abschließend werden die Motive für diskriminierende Verhaltensweisen von Gatekeepern diskutiert.

## **2.1 Das Sample der Gatekeeper des Arbeitsmarktes**

Das Sample der interviewten Gatekeeper des Arbeitsmarkts setzt sich aus 22 Personen aus insgesamt 18 Betrieben und Organisationen zusammen (Tab. 5.8). Sie vertreten vor allem die Wirtschaftszweige, die für türkische Migranten von besonderer Relevanz sind. Jeweils fünf Betriebe sind den Wirtschaftszweigen Industrie, Handel und unternehmensorientierte Dienstleistungen zuzuordnen, bei einem Betrieb handelt es sich um ein haushaltsorientiertes Dienstleistungsunternehmen. Darüber hinaus wurden vier Mitarbeiter des Arbeitsamtes Hannover und ein Mitarbeiter der Handwerkskammer interviewt.

Die Auswahl der Betriebe richtete sich sowohl nach ihrer Größe und Branche als auch nach ihren Qualifikationsanforderungen und ihrer Bedeutung für türkische Bewerber mit einem Hauptschulabschluss. Gerade große Industriebetriebe sowie Dienstleistungsbetriebe des niedrig qualifizierten Segments wie Reinigungsfirmen sind für türkische Migranten mit einem Hauptschulabschluss wichtige Arbeitgeber. Einzelhandelsfilialen und Kaufhäuser wurden in das Sample aufgenommen, weil sie insbesondere für Frauen mit einem Haupt- oder Realschulabschluss als Ausbilder oder Arbeitgeber von besonderer Relevanz sind.

Die größten Arbeitgeber unseres Samples (Tab. 5.8) sind Industriebetriebe. Der Größte hat insgesamt 15.000 Beschäftigte und stellt pro Jahr 200-300 Personen neu ein. Gut zehn Prozent der Beschäftigten sind türkischer Herkunft. Die meisten Industriebeschäftigten arbeiten in der Produktion als un-/angelernte Arbeiter und als Facharbeiter. Der kleinste Industriebetrieb des Samples hat 530 Beschäftigte, davon sind 20 Prozent türkischer Herkunft. Die meisten türkischen Beschäftigten arbeiten im gewerblichen Bereich als Angelernte. Die fünf Industriebetriebe stellen 43 Prozent aller Arbeitsplätze in der Industrie Hannovers (IHK-Hannover 2002, e. B.).

**Tabelle 5.8: Das Sample der Gatekeeper nach Wirtschaftszweigen**

Wirtschaftszweig	Betriebe, Organisationen	Beschäftigte	Türkische Beschäftigte abs.	in %	Interviews
Industrie	5	21.080	2.198	10,4%	6
Handel	5	1.659	77	4,6%	5
Haushaltsorientierte DL	1	140	24	17,1%	1
Unternehmensorientierte DL	5	1.447	135	9,3%	5
Org. oh. Erwerbscharakter, Staat	2	---	---	---	5
Insgesamt	18	24.326	2.434	10,0%	22

Die Gatekeeper aus dem Bereich des Handels arbeiten in Betrieben des Einzelhandels, die zwischen 130 und 700 Beschäftigte haben. Der Anteil der Türken an den Beschäftigten liegt zwischen 2,5 und zehn Prozent. Gemeinsames Merkmal dieser Betriebe ist, dass die Mehrzahl der Beschäftigten Kontakt mit Kunden hat. Das gilt auch für den Betrieb, der haushaltsorientierte Dienstleistungen anbietet. Wie in dieser Branche üblich, ist der Anteil der Frauen mit 90 Prozent sehr hoch. Die überwiegend angelernten Tätigkeiten werden zu einem großen Teil von geringfügig Beschäftigten ausgeübt. 17 Prozent der Beschäftigten sind türkischer Herkunft.

Bei den fünf Betrieben der unternehmensorientierten Dienstleistungen handelt es sich um Zeitarbeitsfirmen, eine Gebäudereinigung und ein Logistikzentrum. Der Anteil der Türken an der Belegschaft liegt zwischen vier und 20 Prozent.

Die Mehrheit der befragten Gatekeeper (19 von 22) kann alleine über die Vergabe bzw. Vermittlung von Arbeits- oder Ausbildungsplätzen entscheiden.<sup>16</sup> Unter den befragten Gatekeepern muss hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Arbeitsmarktkarrieren türkischer Migranten zwischen denen, die als Arbeitsvermittler tätig sind (bspw. die Vermittler des Arbeitsamtes) und denjenigen, die direkt Arbeits- bzw. Ausbildungsplätze vergeben, unterschieden werden. Die Vermittler können türkischen Migranten bei der Arbeits- und Ausbildungsplatzsuche wichtige Informationen vorenthalten und somit diskriminierend wirken, sie haben jedoch weniger Einfluss als die Gatekeeper auf Personalentscheidungen.

<sup>16</sup> Wenn es um Beschreibungen der Arbeitsorganisation und -verteilung sowie der Handlungsspielräume geht, basiert die Argumentation auf allen Interviews. Bei der Frage, wie diese Handlungsspielräume genutzt werden, wird auf die 19 Interviews zurückgegriffen, die mit den Personen mit tatsächlicher Vermittlungstätigkeit durchgeführt wurden (vgl. Kap.II.3.2)

## 2.2 Chancen türkischer Migranten in den Betrieben

In diesem Abschnitt geht es um die Chancen türkischer Migranten, in den Betrieben der befragten Gatekeeper eingestellt zu werden. Türken könnten auf zwei Ebenen vor besonderen Problemen stehen: Zum einen könnte es sein, dass sie durch die *Verfahren* der Personalrekrutierung der Unternehmen systematisch benachteiligt sind. Zum anderen könnte *persönliche Diskriminierung* durch die Gatekeeper ihre Chancen auf einen Arbeitsplatz mindern. Wenn ein Migrant den Anforderungen, die an einen Arbeitnehmer gestellt werden, nicht entsprechen kann und aus diesem Grund einen Arbeitsplatz nicht bekommt, sprechen wir von Benachteiligung. Unter Diskriminierung verstehen wir die Ungleichbehandlung von Personen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe (vgl. Kap. IV.2). Wir beginnen mit den Verfahren und diskutieren dann die Formen und Motive persönlicher Diskriminierung.

### 2.2.1 Benachteiligung durch Verfahren? Rekrutierungsstrategien von Unternehmen

Der Weg zu einem unbefristeten Arbeitsvertrag ist sowohl für qualifizierte als auch für unqualifizierte Bewerber durch mehrstufige Filter gekennzeichnet. Die erste Stufe ist die Information über einen freien Arbeitsplatz. Wie Unternehmen neue Beschäftigte suchen, entscheidet darüber, wie groß die Chancen türkischer Migranten sind, überhaupt zu erfahren, dass ein Arbeitsplatz vergeben wird. Selbst für Arbeitsplätze mit niedrigen Anforderungen an die Qualifikation zählen als zweite Stufe schriftliche Bewerbungen, als dritte Stufe Vorstellungsgespräche oder Einstellungstests mittlerweile zu den Standards bei der Auswahl von Bewerbern. Sind diese Hürden erfolgreich genommen, heißt das noch nicht, dass die Bewerber einen unbefristeten Arbeitsvertrag bekommen. Häufig sind längere Probezeiten zu bestehen, Arbeitsverträge für neu eingestellte Beschäftigte sind meistens befristet.

Die Rekrutierungsverfahren der Unternehmen lassen sich in die *Wege der Suche* von Beschäftigten und das *Verfahren der Auswahl* von Bewerbern unterscheiden.

#### *Suchwege*

Die Suchwege der Betriebe lassen sich in formelle und informelle unterteilen. Die formelle Suche nach Beschäftigten verläuft über das Arbeitsamt, Zeitarbeitsfirmen und Inserate in Zeitungen und im Internet. Bei der informellen Suche wird Personal über soziale Netze, in der Regel innerbetrieblich und über Mitarbeiterempfehlungen rekrutiert.

Fast alle Betriebe unseres Samples suchen neue Beschäftigte sowohl auf formellem als auch auf informellem Wege. Legt man die Anzahl der Betriebe zugrunde, dann spielen die formellen Suchwege eine geringere Rolle als die informellen: Bis auf zwei Industriebetriebe und zwei Kaufhäuser, ist das Arbeitsamt für die Betriebe keine relevante Anlaufstelle zur Rekrutierung von neuen Beschäftigten. Die beiden Industriebetriebe sind allerdings die beiden größten Betriebe (des Samples) und repräsentieren annähernd 80 Prozent der im Sample vertretenen industriellen Arbeitsplätze. Sie stellen ausschließlich Arbeitslose ein, die das Arbeitsamt vermittelt. Das Arbeitsamt ist in diesen Fällen wichtiger Bestandteil der Rekrutierungsstrategie, nicht zuletzt, weil es Qualifizierungsmaßnahmen subventioniert. Die neu eingestellten Arbeiter bekommen ihren ersten Arbeitsvertrag mit einer Zeitarbeitsfirma und haben nach mehreren dreimonatigen Verlängerungen dieses Vertrags die Aussicht, beim Unternehmen selbst einen Vertrag zu bekommen, der dann wiederum zunächst befristet ist. Zeitarbeitsfirmen sowie Inserate in Zeitungen oder im Internet spielen bei der Mehrheit der Betriebe nur eine untergeordnete Rolle.

Parallel zu der formellen Suche nach neuen Beschäftigten wird in allen Betrieben innerbetrieblich rekrutiert, Mitarbeiterempfehlungen werden besonders berücksichtigt. Drei vergleichsweise kleine Dienstleistungsunternehmen rekrutieren ihr Personal fast ausschließlich informell. Zwar wurden keine Interviews mit Handwerksbetrieben gemacht, aber nach Aussage des Mitarbeiters der Handwerkskammer wird im Handwerk neues Personal in der Regel informell gesucht.

Insgesamt lässt sich zu den Suchwegen der Betriebe feststellen, dass erstens die informellen Suchwege in unserem Sample im Vergleich zu den formellen dominieren, und zweitens die formellen Suchwege bei größeren Betrieben eine größere Bedeutung haben als bei kleineren Betrieben. Dass gerade kleinere Betriebe verstärkt bzw. ausschließlich über Mitarbeiterempfehlungen rekrutieren, könnte eine Strategie der Konfliktvermeidung sein. So wie Gatekeeper des Wohnungsmarkts auf verantwortungsbewusste Empfehlungen ihrer Mieter setzen, so nehmen Gatekeeper des Arbeitsmarkts an, dass ihre Beschäftigten keine Personen vorschlagen, die ihrem Ruf schaden könnten.

Die Suchwege der Betriebe benachteiligen türkische Migranten nicht systematisch – mit einer Ausnahme: Betriebe, die ausschließlich informell rekrutieren, sind für Migranten benachteiligend, wenn in diesen Betrieben keine Türken beschäftigt sind. Dann haben Türken – angesichts der ethnischen Homogenität ihrer Netze – kaum Chancen, von freien Arbeitsplätzen in diesen Betrieben zu erfahren. Dies ist allerdings bei keinem der drei Betriebe aus unserem Sample, die ausschließlich informell rekrutieren, der Fall. In diesen Betrie-

ben liegt der Anteil der türkischen Beschäftigten an der Belegschaft zwischen vier und 25 Prozent. Bei einem relativ hohen Anteil türkischer Beschäftigter ist der informelle Suchweg für die Migranten sogar von Vorteil, da sie dann relativ große Chancen haben, über ihr soziales Netz, Informationen über freie Arbeitsplätze zu bekommen. Wie wir aus den Interviews mit den türkischen Migranten wissen, ist die Arbeitssuche über Familienmitglieder, Freunde und Bekannte ihre wichtigste Suchstrategie.

Allerdings können informelle Suchwege in attraktiven und höheren Segmenten des Arbeitsmarkts für türkische Migranten eine systematische Benachteiligung sein, da sie in der Regel ein ethnisch und sozial homogenes Netzwerk haben, das ihnen kaum Zugang zu höheren Segmenten des Arbeitsmarkts bietet (vgl. Kap. III.2).

### *Einstellungsverfahren*

Die überwiegende Mehrheit der Betriebe unseres Samples stellt neues Personal über standardisierte Verfahren ein, an deren Ende ein abschließendes persönliches Gespräch steht. In den meisten Fällen führt der Gatekeeper dieses Gespräch mit dem Bewerber alleine durch. Nur in zwei Betrieben werden die Personalentscheidungen in Gruppen getroffen. In allen anderen Fällen liegt es im Ermessen eines Gatekeepers zu beurteilen, ob der Bewerber zu dem Betrieb „passt“ und „die Chemie stimmt“ (A 12).

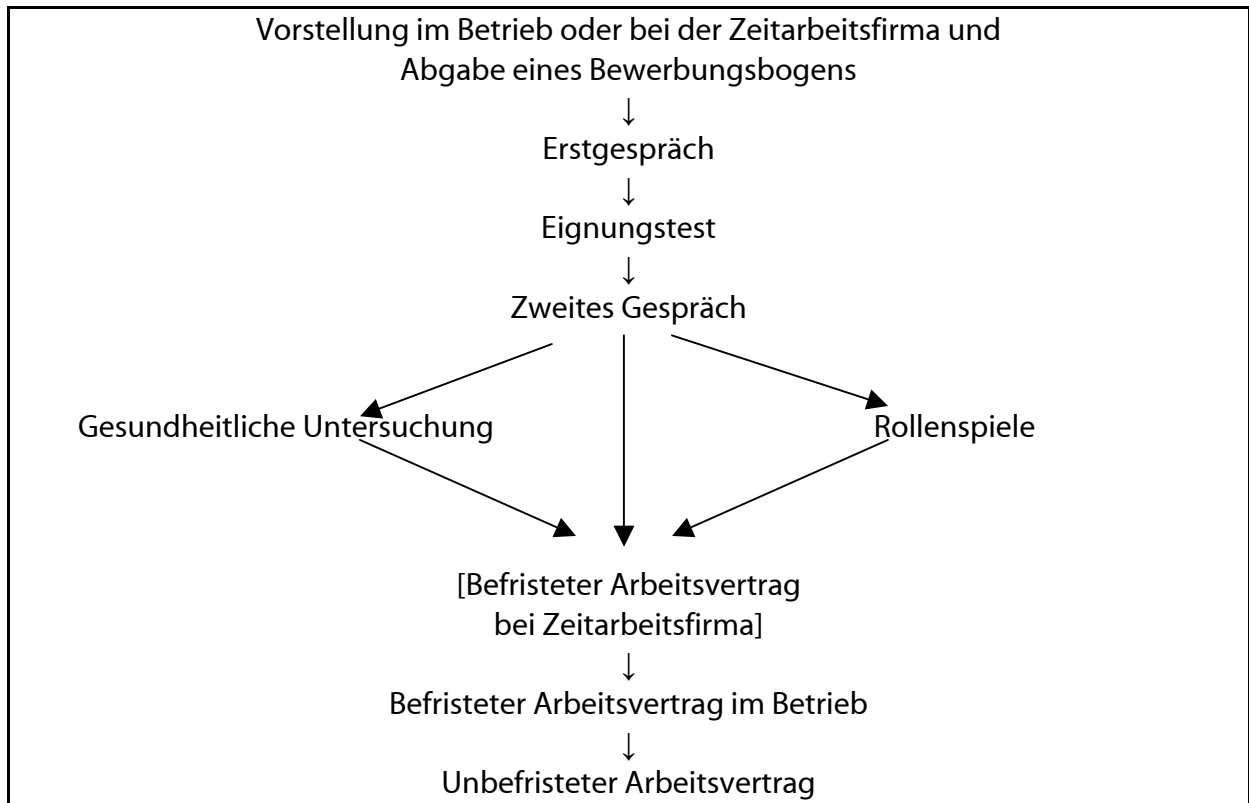
In drei vergleichsweise kleineren Dienstleistungsunternehmen entscheiden die Unternehmer bzw. Personalchefs ohne aufwendige Testverfahren in einem persönlichen Gespräch über die Einstellung von Bewerbern. Typischerweise sind es zugleich die Betriebe, die Mitarbeiter nur auf informellem Wege rekrutieren.

Die standardisierten Verfahren der Betriebe sind für die Bewerber mit mehrstufigen Hürden und Anforderungen verbunden, die idealtypisch den in Grafik 5.8 skizzierten Ablauf haben.

Die Grafik 5.8. stellt den Ablauf und durch die Pfeile Schritte der Auslese von Bewerbern dar, wobei jeder Pfeil eine Hürde ist, an der Bewerber scheitern können. Wer über freie Stellen informiert ist und sich bewerben will, muss sich im jeweiligen Betrieb vorstellen und als erstes einen Bewerbungsbogen ausfüllen. Es folgt ein Erstgespräch und ein Eignungstest. Ist der Bewerber dann noch im Rennen, findet erneut ein Gespräch statt, in dem die sozialen Kompetenzen abgefragt werden. Abschließend wird – vorwiegend bei Industriebetrieben – eine gesundheitliche Untersuchung durchgeführt, bei der der Stützapparat und Drogenkonsum des Bewerbers überprüft werden. Wenn auch diese Untersuchung erfolgreich verlaufen ist, bekommt der Bewerber einen befristeten Arbeitsvertrag für maximal ein Jahr. Bei Bedarf wird der Arbeitsvertrag in einen unbefristeten umgewandelt. Bei

den beiden Industriebetrieben sind befristete Verträge bei Zeitarbeitsfirmen eine zusätzliche Hürde auf dem Weg zu einer unbefristeten Beschäftigung.

**Grafik 5.8: Stufen der Auswahlverfahren von Bewerbern**



Die Bewerber für einen Ausbildungsplatz in größeren Dienstleistungsunternehmen müssen ebenfalls ein mehrstufiges Einstellungsverfahren durchlaufen: der schriftlichen Bewerbung folgt in der Regel ein Einstellungstest und ein Bewerbungsgespräch. In einem Fall werden mit den Bewerbern abschließend Rollenspiele durchgeführt.

In hoch standardisierten Verfahren, in denen über Neueinstellungen in Gruppen entschieden wird, bleibt Gatekeepern der geringste Handlungsspielraum für negative oder positive Diskriminierung von türkischen Migranten. Aber im Gegensatz zu den personalisierten Verfahren der Auswahl von Beschäftigten können die hohen sprachlichen und schriftlichen Anforderungen von standardisierten Verfahren für türkische Migranten mit einem Hauptschulabschluss eine systematische Benachteiligung bedeuten (vgl. Schaub 1991). Personalisierte Verfahren sind nicht per se benachteiligend für türkische Bewerber – entscheidend ist die jeweilige Einstellung der Gatekeeper.

Unsere Interviewergebnisse zeigen, dass Gatekeeper – unabhängig davon ob es zuvor ein standardisiertes Verfahren gab oder nicht – über große Handlungsspielräume verfügen.



Ihre jeweiligen Einstellungen und Bilder über türkische Migranten entscheiden deshalb in hohem Maße über die Chancen türkischer Migranten auf einen Arbeitsplatz.

### 2.2.2 Zur Diskriminierung türkischer Migranten durch Gatekeeper

Wie aus anderen Studien bekannt, sind türkische Migranten auf dem Arbeitsmarkt von Diskriminierung betroffen (vgl. Kap. V.1). Wir können auch für unser Sample feststellen, dass erstens in allen Branchen diskriminiert wird und zweitens alle Gatekeeper ihre Handlungsspielräume zu Ungunsten einer Teilgruppe unter den türkischen Migranten und Migrantinnen nutzen. Ausnahmen sind lediglich zwei Industriebetriebe unseres Samples, in denen viele Migranten in der Produktion arbeiten. Im Folgenden diskutieren wir, welche Bilder und Vorurteile dafür entscheidend sind und welche Begründungen Gatekeeper dafür nennen. Es geht uns um eine Beschreibung dieser Bilder und nicht um ihren Ursprung. Wir können nichts darüber aussagen, inwieweit diese Bilder auf Erfahrungen beruhen oder auf blanken Vorurteilen. Vier Fragen strukturieren diesen Abschnitt: Erstens, welche Bilder haben Gatekeeper des Arbeitsmarkts von türkischen Migranten? Zweitens, welche Teilgruppen sind am stärksten von Diskriminierung betroffen? Drittens, welche Einstellungspraxis haben die Gatekeeper? Und viertens, welche Motive nennen Gatekeeper für diskriminierende Praktiken?

#### *Bilder von Türken*

Die Mehrheit der Gatekeeper lehnt die Beschäftigung von türkischen Migranten nicht grundsätzlich ab, jedoch wird in einer beträchtlichen Anzahl der Fälle ein Bild gezeichnet, das negativ konnotiert ist und auf starke Vorbehalte schließen lässt. Türkischen Migranten wird generell eine mangelnde Integrationsbereitschaft unterstellt, was in der Forderung gipfelt: *„Wer sich nicht assimiliert, muss gehen“* (A15). Vereinzelt gilt die türkische Kultur als *„in sich geschlossen“* (A3). Häufig werden ihnen geringes Interesse an Qualifikationen (*„das lebenslange Lernen ist ihnen völlig fremd“* [A7]), ein rein instrumenteller Anspruch an Arbeit und ein traditionelles Familienbild zugeschrieben.

Auffallend ist zudem eine häufig festzustellende Diskrepanz zwischen den generellen Anforderungen, die Gatekeeper an Bewerber stellen, und ihren Bildern über türkische Migranten. Während beruflicher Qualifikation, Erfahrungen und sozialen Kompetenzen wie etwa Teamfähigkeit, Zuverlässigkeit und Engagement eine hohe Bedeutung beigemessen wird, werden eben darauf bezogene Qualifikationsdefizite und die mangelnde Arbeitsmoral von türkischen Migranten bemängelt. Sie werden von Gatekeepern als unzuverlässig beschrieben, *„[...] einfach krankfeiern und dann in die Türkei“*, (A10) oder als zu wenig en-

gagiert: „[Sie] machen lieber pünktlich Feierabend und kommen lieber zu spät als zu früh“ (A18). Lernen würde nicht ihrer „Mentalität“ entsprechen, sie hätten eine „Schraubementalität“ (A17), hätten kein Interesse an (Weiter-)Bildung, würden sich schwer tun, sich im Betrieb anzupassen und würden in Konfliktsituationen mit „Abgrenzung“ (A9) bzw. Uneinsichtigkeit reagieren. Oder es wird darauf hingewiesen, dass es bei Einstellungen darauf ankommt, dass Bewerber sich „die deutsche Mentalität“ angeeignet haben und sich auf die „deutschen Gegebenheiten“ einstellen, türkischen Migranten wird aber eine „südländische Mentalität“ (A 18) zugeschrieben.

Diese Diskrepanzen sind in allen Branchen unseres Samples festzustellen und deuten auf eine Einschränkung der Arbeitsmarktchancen von türkischen Migranten hin, da ihnen Attribute zugeschrieben werden, die den Anforderungen der Betriebe widersprechen.

### *Teilgruppen*

Von den zuvor beschriebenen negativen Bildern sind alle türkischen Migranten betroffen. Im Folgenden geht es um die gängigsten negativen Zuschreibungen, von denen türkische Frauen oder Männer im Besonderen betroffen sind.

Kopftuchträgerinnen und Türkinnen: „Keine Chance“ (A 14) bzw. „Die Familie hat die größte Priorität“ (A 21).

Die stärksten Vorbehalte gegenüber türkischen Frauen werden gegenüber diejenigen geäußert, die ein Kopftuch tragen. Sie werden als „selbstausgrenzend“ (A 6), nicht arbeitswillig und in ihrem Heiratsverhalten als unberechenbar beschrieben (weil sie aufgrund einer plötzlichen Heirat ihre Ausbildung abbrechen würden). Die Mehrheit der Gatekeeper (12 von 19) lehnt eine Beschäftigung türkischer Frauen mit Kopftuch explizit ab oder reagiert mit großen Vorbehalten auf diese Gruppe. Es handelt sich hierbei überwiegend um Dienstleistungsbetriebe, die ihre Ablehnung mit antizipierten negativen Reaktionen von Kunden und den möglicherweise daraus folgenden ökonomischen Einbußen begründen. Neben diesem ökonomischen Argument werden den Kopftuchträgerinnen auch mangelnde Integrationsbereitschaft und Rückständigkeit zugeschrieben. Derartige Äußerungen der Gatekeeper decken sich mit den Erfahrungen der Vermittler des Arbeitsamtes und von Zeitarbeitsfirmen, die alle das Kopftuch als ein Vermittlungshindernis darstellen. Frauen mit Kopftuch seien eben „befremdlich für den deutschen Michel“ (A 6).

Aber auch den Türkinnen, die kein Kopftuch tragen, werden von einem beträchtlichen Teil der Gatekeeper Eigenschaften zugeschrieben, die ihre Chancen einschränken. Sie seien zu

familienorientiert und „*schwangerschaftsgefährdet*“ (A 20), hätten einen niedrigen Anspruch an Arbeit und seien auf traditionelle Frauenberufe fixiert. Nur in sechs von 19 Fällen werden keine Unterschiede zwischen türkischen und anderen Frauen gemacht bzw. Türkinnen positive Eigenschaften wie Zuverlässigkeit und Freude an der Arbeit zugeschrieben. Andere Gatekeeper äußern sich widersprüchlich: Einerseits werden keine Unterschiede zu deutschen Frauen gesehen und Türkinnen werden als ehrgeizig beschrieben, andererseits wird konstatiert, dass die Lebensplanung von Türkinnen auf Heiraten und Mutterschaft ausgerichtet sei. Nur einige wenige Gatekeeper differenzieren innerhalb der Gruppe der türkischen Frauen, wonach es sowohl moderne Türkinnen mit einer hohen Arbeitsmarktorientierung gibt als auch solche mit den traditionellen Rollenbildern der Hausfrau und Mutter.

Türkische Männer und männliche Jugendliche: „*Macho-Gehabe*“ (A 13).

Die Mehrheit der Gatekeeper schreibt türkischen Männern negative Charaktereigenschaften wie ein „*machohaftes Auftreten*“ (A 4) und eine „*fehlende Teamfähigkeit*“ (A 6) zu. Als weitere negative Eigenschaften werden vereinzelt genannt: überhöhter Stolz, „*Basarmentalität*“ (A 18) und eine geringe Akzeptanz von Kritik. Lediglich vier Gatekeeper sehen keinerlei Unterschiede zwischen türkischen Männern und anderen Männern. Auch männlichen türkischen Jugendlichen werden verhältnismäßig häufig negative Eigenschaften wie defizitäre Sprachkenntnisse und Qualifikationen, mangelhaftes Verantwortungsbewusstsein für die eigene berufliche Zukunft („*verkennen den Ernst der Lage*“ [A4]) und Selbstüberschätzung zugeschrieben. Für die Arbeit als Verkäufer fehle ihnen die „*professionelle Demut*“ (A13).

### *Einstellungspraxis*

Um die praktischen Folgen dieser Bilder für die Arbeitsmarktchancen türkischer Bewerber einzuschätzen, haben wir nach der Einstellungspraxis gefragt. In Dienstleistungsunternehmen mit Kundenkontakt konnten wir die stärksten Vorbehalte und diskriminierende Praktiken feststellen. Alle Gatekeeper von Dienstleistungsunternehmen diskriminieren zum Teil mehrere Teilgruppen unter den türkischen Migranten. Bis auf eine Reinigungsfirma werden in allen Dienstleistungsunternehmen keine Kopftuchträgerinnen beschäftigt. In insgesamt zwei Fällen gibt es eine explizite Diskriminierung von allen Türkinnen (also auch jenen, die kein Kopftuch tragen), weil sie „*nix kapieren, nix kapieren wollen oder zu dusselig sind*“ (A 15) oder weil sie eher Kinder bekommen als deutsche Frauen. Allerdings

zeigt das Beispiel eines Betriebes: Wenn die Türkinnen einen niedrigeren Lohn als deutsche Frauen akzeptieren, werden sie dann doch eingestellt.

Männer haben es nicht unbedingt besser. Ein Dienstleistungsbetrieb stellt keine Türken unter 30 ein, zwei weitere keine männlichen türkischen Jugendlichen. Ein anderer überprüft besonders bei Türken das Verhalten gegenüber Kunden und Kolleginnen. In einem Industriebetrieb werden türkischen Migranten nur dann Chancen eingeräumt, wenn sie „das Deutsche adaptieren“ (A10). Dass Zeitarbeitsfirmen manchmal fragen: „Darf es auch ein Ausländer sein?“ (A22) deutet ebenfalls darauf hin, dass Diskriminierung zum Alltag gehört.

Am seltensten ist Diskriminierung in größeren Industriebetrieben, aber auch in dieser Branche finden sich Hinweise auf diskriminierende Praktiken. Drei Industriebetriebe achten bei Neueinstellungen auf ein ausgewogenes Zahlenverhältnis zwischen Deutschen und Türken bzw. darauf, dass es in einzelnen Schichten nicht zu viele Türken gibt, eine Praxis analog zur Quotierung, die im Wohnungsmarkt üblich ist.

Dienstleistungsunternehmen mit Kundenkontakt diskriminieren häufiger als Industriebetriebe. Dies könnte mit Befürchtungen der Unternehmen zusammenhängen, durch die Beschäftigung von Türken Kunden zu verlieren (siehe unten). Die Diskriminierung türkischer Migranten ist in kleineren Betrieben stärker als in größeren. Dies könnte mit der Organisationsstruktur von kleineren Betrieben zusammenhängen: In kleineren Betrieben können Spannungen innerhalb der Belegschaft eher als in Großbetrieben Arbeitsabläufe massiv beeinträchtigen.

### **2.2.3 Motive**

Analog zu den Argumentationsmustern der Gatekeeper des Wohnungsmarktes (vgl. Kap. IV.2.4) unterscheiden wir bei den Motiven der Gatekeeper des Arbeitsmarktes für Diskriminierung zwei Kategorien: *Begründungen, die sich auf die Einstellungen und Meinungen Dritter berufen* und *Begründungen, die auf eigenen Überzeugungen beruhen*. Bei Begründungen, die auf die Einstellung von Dritten beruhen, werden von den Gatekeepern tatsächliche oder antizipierte Probleme mit dritten Personen wie Kunden oder Mitarbeitern als ausschlaggebend angeführt.

Nach dieser Argumentation sieht der Gatekeeper den Grund für Diskriminierung in den Vorurteilen von anderen Personen. Die jeweiligen Folgewirkungen, die von den Gatekeepern angeführt werden, können in *ökonomische* oder *soziale* unterteilt werden: Bei Begründungen ökonomischer Art verfolgen Gatekeeper das Ziel, durch die Nichteinstellung

von türkischen Beschäftigten negative Kundenreaktionen und daraus folgende ökonomische Einbußen abzuwenden. Bei Begründungen sozialer Art geht es ihnen um die Vermeidung von Konflikten mit anderen Beschäftigten im Betrieb.

Auch bei der zweiten Kategorie, den *Begründungen, die auf eigenen Überzeugungen* beruhen, unterscheiden wir zwischen zwei Argumentationsweisen: zum einen ökonomische Begründungen, wenn mit der Beschäftigung türkischer Migranten finanzielle Risiken assoziiert werden, zum anderen eine grundsätzliche Ablehnung aufgrund von eigenen Vorbehalten und Antipathien gegenüber türkischen Migranten.

Ökonomische Folgewirkungen: *„Das wäre schon ein Problem, die Kunden wären überfordert“* (A16).

Alle Gatekeeper von Dienstleistungsunternehmen befürchten negative ökonomische Folgewirkungen von der Beschäftigung von Türken. Kopftuchträgerinnen sind von diesem Argument am stärksten betroffen. So antwortet ein Gatekeeper eines Dienstleistungsunternehmens auf die Frage, ob türkische Bewerberinnen mit Kopftuch berücksichtigt werden können: *„Keine Chance“*, man stehe *„in der Öffentlichkeit“* und man müsse sich fragen: *„Würde der Kunde auf eine solche Frau zugehen und sie etwas fragen mögen?“* Das könne sie sich *„nicht leisten“* (A14). Das Kopftuch gilt als ein befremdliches Symbol kultureller Andersartigkeit, das die Gatekeeper ihren Kunden nicht zumuten möchten. Deshalb schließen sie Kopftuchträgerinnen per se aus ihrem Betrieb aus. Dabei muss die antizipierte Meinung von Kunden nicht mit der persönlichen Einstellung der Gatekeeper übereinstimmen. So finden sich bei der Mehrheit der Gatekeeper, die mit ökonomischen Folgewirkungen argumentieren, keine moralisch negativ bewertenden Urteile über Kopftuchträgerinnen. Einige betonen sogar, dass sie privat *„keine Probleme“* (A13) mit Kopftuchträgerinnen haben.

Soziale Folgewirkungen: *„Es gibt immer wieder Stimmen aus der Produktion, dass sie nicht schon wieder Türken als neu Eingestellte haben wollen“* (A10).

Wichtigstes Argument der sozialen Folgewirkung ist das Ziel, Auseinandersetzungen in der Belegschaft zu vermeiden und nicht den Unmut und die Kritik ihrer deutschen Belegschaft zu provozieren. Ein Gatekeeper berichtet, dass zwischen türkischen und deutschen Beschäftigten im Betrieb immer eine *„unterschwellige chronische Anspannung zu spüren“* (A1) sei, die er dadurch zu vermeiden versuche, dass er den Anteil an türkischen Beschäftigten gering hält.

Einige Gatekeeper stellen türkische Männer nicht ein, weil sie ihnen ein „*aggressives Interesse*“ (A13) an Kolleginnen zuschreiben und diese Haltung den weiblichen Beschäftigten nicht ‚zumuten‘ wollen.

Im Vordergrund dieser Argumentationsweise steht die Absicht der Betriebe, alles zu vermeiden, was Arbeitsabläufe stören könnte. Dabei muss die ablehnende Haltung einer fremdenfeindlich gesinnten deutschen Belegschaft von den Gatekeepern nicht geteilt werden.

Begründungen aus eigener Überzeugung: „*Sie denken anders, arbeiten anders*“ (A1).

In diesen Fällen diskriminierender Praktiken stehen nicht antizipierte Konflikte mit dritten Personen im Vordergrund sondern die eigenen Vorbehalte und Antipathien des Gatekeepers. Dabei können Gatekeeper ihre Vorbehalte mit ökonomischen Einbußen begründen oder aber türkische Migranten aufgrund persönlicher Antipathien ablehnen.

So assoziiert bspw. ein Gatekeeper mit der Beschäftigung von Türkinnen höhere ökonomische Risiken durch Schwangerschaft und längere Ausfallzeiten aufgrund von familiären Verpflichtungen etwa bei Krankheit der Kinder.

Auch türkische Männer sind von Ablehnung durch Gatekeeper betroffen, die mit ökonomischen Folgewirkungen begründet wird. Das gilt bspw. für den Gatekeeper, der die für den Verkauf notwendige „*professionelle Demut*“ (A13) bei jungen türkischen Männern vermisst und sie deshalb unter „*besonderer Beobachtung*“ stellt.

Ein Gatekeeper stellt keine Türkinnen ein, weil die „*nix kapieren*“ (A15). Lieber beschäftigt er Afrikanerinnen. Hier wird nicht nur Türkinnen per se verminderte Leistungsfähigkeit zugeschrieben sondern auch ein rassistischer Vergleich gezogen. Oder es werden Kopftuchträgerinnen nicht eingestellt, weil sie rückständig und nicht integrationsbereit seien.

Türkischen Männern, die teure Kleidung und Uhren tragen, wird die Vertrauenswürdigkeit abgesprochen. Oder sie werden nicht eingestellt, weil sie einen überhöhten Stolz hätten und nicht kooperationsbereit seien. Ein anderer Gatekeeper ist davon überzeugt, dass 20 Prozent aller türkischen Jugendlichen, die sich bei ihm bewerben, vorbestraft sind.

Begründungen aus eigener Überzeugung spielen auch in den Fällen eine Rolle, in denen Etabliertenvorrechte für Deutsche angeführt werden. So sieht es ein Gatekeeper als seine „*Pflicht*“ (A1), Deutsche gegenüber Türken bei der Arbeitsplatzvergabe vorzuziehen; schließlich würde es seiner Ansicht nach in der Türkei mit Ausländern genauso gehandhabt werden. Ein anderer Gatekeeper hat ein „*komisches Gefühl*“ (A9), wenn 20 Türken und nur vier Deutsche eingestellt würden.

### 3 Zwischenfazit

Die bisherigen Ergebnisse zur Integration türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt lassen sich in zwei Thesen zusammenfassen: *Erstens*, türkische Migranten haben ein höheres Risiko, auf dem Arbeitsmarkt ausgegrenzt zu werden als Deutsche. *Zweitens*, es gibt Anzeichen für eine Polarisierung innerhalb der Gruppe türkischer Migranten zwischen Integrierten und Ausgegrenzten. Der ökonomische Strukturwandel und Diskriminierung sind dafür die wichtigsten Erklärungen.

#### *Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben*

Die türkischen Migranten der zweiten Generation machen im Bildungssystem gegenüber der ersten Generation Fortschritte. Der Anteil der türkischen Migranten mit abgeschlossener Schulbildung steigt ebenso wie der der türkischen Abiturienten und Studenten. Aber sie sind zu langsam gemessen an der Geschwindigkeit, mit der sich die Anforderungen des Arbeitsmarkts an die Qualifikationen erhöhen. Früheren Generationen von Migranten – den Ruhrpolen, den europäischen Einwanderer in die USA – wurde mehr Zeit gegeben, bis sie das Bildungssystem mit ähnlichem Erfolg wie die Einheimischen durchlaufen mussten. Der Arbeitsmarkt war auch noch für Angehörige der zweiten oder sogar der dritten Generation offen, wenn diese keine höheren Bildungsabschlüsse mitbrachten. Anders gesagt: Das Modell der Unterschichtung, wonach die Migranten jene Position auf dem Arbeitsmarkt besetzen, die von den Einheimischen, weil zu unattraktiv, nicht mehr besetzt werden, funktionierte für die Ruhrpolen und noch für die Gastarbeiter. Für die zweite Generation heute und für neu Zugewanderte gilt das nicht mehr. Das untere Segment schrumpft, kann also immer weniger aufnehmen, und die expandierenden Segmente verlangen Qualifikationen, die die heutigen Migranten noch nicht erworben haben. Die Ruhrpolen kamen in die Phase der expandierenden Industrie. Ihre Qualifikationen waren gefordert, und diese Anforderung hielt über Generationen hinweg. Heutige Migranten kommen mit ähnlichen Orientierungen und ähnlich geringen Qualifikationen, aber sie kommen auf den deutschen Arbeitsmarkt in einer Phase des Schrumpfens der Industrie sowie des Umbruchs zur Dienstleistungsgesellschaft und damit in einer Phase beschleunigten Wandels des Arbeitsmarkts. Das aber bedeutet, dass die heutigen Migranten einen sozialen und kulturellen Wandel innerhalb einer Generation bewältigen müssen, für den frühere Migranten mehrere Generationen Zeit hatten. Dies ist die erste Erklärung für eine Polarisierung der

türkischen Migranten, bei der einige es schaffen und eine wachsende Minderheit an den Rand des Arbeitsmarkts gerät.

#### *Die Selektivität von Stereotypen*

Die zweite Erklärung ist Diskriminierung. Türken unterliegen einmal strukturellen Diskriminierungen: ihre Suchwege sind vorwiegend informell und lenken sie dorthin, wo sie schon Bekannte und Verwandte haben, also in jene Arbeitsmarktsegmente, in die ältere Migrantengenerationen eindringen konnten. Das war vornehmlich die Industrie, die heute schrumpft, und nicht die expandierenden Dienstleistungen. Eine weitere, wenn auch schwache Erklärung ist strukturelle Diskriminierung durch komplexe Auswahlverfahren mit hohen Anforderungen etwa an Schriftbeherrschung. Entscheidend aber ist die Selektivität der Stereotypen von Gatekeepern über Türken. Ihnen werden Eigenschaften zugeschrieben, die gerade in den heute expandierenden und höherwertigen Segmenten des Arbeitsmarkts, nämlich in den Dienstleistungen und qualifizierteren Berufen besonders negativ bewertet werden. Die „*professionelle Demut*“ ist in Dienstleistungen besonders gefordert. Das Kopftuch spielt am Fließband bei Conti keine Rolle, aber im Kaufhaus beim Kontakt zu den Kunden. Anders gesagt: Die Eigenschaften, die den Türken als typisch zugeschrieben werden, entwickeln sich zu immer höheren Hürden, je mehr sich die Türken um Dienstleistungsberufe und um bessere Stellen bemühen müssen: Mit dem Strukturwandel von Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft entfalten die Stereotypen über Türken eine immer höhere Selektivität zu ihren Lasten. Ein und dasselbe Stereotyp war früher relativ irrelevant, heute erweist es sich als unüberwindbare Barriere. Mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel ändert sich die Relevanz der Vorurteile für die Arbeitsmarktkarrieren türkischer Migranten.

## **4 Arbeitsmarktkarrieren der türkischen Migranten**

In den vorherigen Abschnitten wurde die Positionierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt beschrieben und auf Mechanismen und Handlungsweisen hingewiesen, die zu einer Benachteiligung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt führen. In diesem Abschnitt untersuchen wir die Arbeitsmarktkarrieren der befragten türkischen Migranten. Dabei geht es in den einzelnen Unterkapiteln um die folgenden Fragen: Erstens, wie sind die Migranten und Migrantinnen zum Zeitpunkt des Interviews auf dem Arbeitsmarkt posi-



tioniert? Zweitens, was sind die Gemeinsamkeiten des Samples? Drittens, was sind die Unterschiede des Samples und welche typischen Karrieren lassen sich aus den Erwerbsverläufen der Migranten eruieren? Viertens, was sind die wichtigsten objektiven und subjektiven Erklärungen für die Arbeitsmarktkarrieren unseres Samples? Im abschließenden vierten Unterabschnitt werden unsere Ergebnisse zusammengefasst.

#### **4.1 Zur Arbeitsmarktsituation der befragten türkischen Migranten**

Im Folgenden geht es um die Frage, inwieweit die Arbeitsmarktsituation unseres Samples, zum Zeitpunkt des Interviews, der in Kapitel V.1 dargestellten allgemeinen Positionierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt entspricht. Der Vergleich erfolgt anhand der Kriterien Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosigkeit sowie Qualität der Beschäftigungsverhältnisse (vgl. zu den folgenden Daten Kapitel V.1).

##### *Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosigkeit*

Die Ergebnisse zur Erwerbsbeteiligung und Arbeitslosigkeit entsprechen im Wesentlichen dem statistischen Durchschnitt türkischer Migranten: Die Arbeitslosenquote unseres Samples entspricht mit etwa einem Fünftel der durchschnittlichen Arbeitslosenquote türkischer Migranten, die bei 20,2 Prozent liegt.

Mit über zwei Dritteln ist die Erwerbstätigenquote der Männer unseres Samples etwas über dem Durchschnitt türkischer Männer von 62,9 Prozent. Dieses vom statistischen Durchschnitt abweichende Ergebnis ist auf die spezifische Altersgruppe und das frühe Heiratsalter der Interviewten zurückzuführen: Das durchschnittliche Alter der interviewten Männer liegt bei 35,6 Jahre. Fast alle sind verheiratet oder verheiratet gewesen und haben Kinder. Damit befinden sie sich in der Lebensphase der Familiengründung, in der die Erwerbsbeteiligung der Männer am höchsten ist.

Die Erwerbstätigenquote der befragten Frauen ist mit 50 Prozent beträchtlich höher als im Durchschnitt der türkischen Frauen, der bei 33,2 Prozent liegt. Diese Diskrepanz ist ebenfalls auf die Altersstruktur der Befragten zurückzuführen, aber auch darauf, dass die Erwerbstätigenquote der zweiten Generation der Türkinnen über dem Durchschnitt aller Türkinnen liegt, die maßgeblich durch den hohen Anteil der nicht erwerbstätigen Türkinnen der ersten Generation und der Heiratsmigrantinnen beeinflusst wird.

### *Qualität der Beschäftigungsverhältnisse*

Die Sektoren und Segmente der Beschäftigung sowie geringfügige Beschäftigung und das Einkommen verwenden wir als Indikatoren für die *Qualität der Beschäftigungsverhältnisse*. Auch hinsichtlich dieser Indikatoren entsprechen die Ergebnisse unseres Sample den Ergebnissen repräsentativer Studien:

#### *- Sektoren der Beschäftigung*

Etwa zwei Drittel der erwerbstätigen Männer sind im produzierenden Gewerbe beschäftigt (überwiegend Automobilindustrie). Das restliche Drittel ist in den Sektoren Handel/Verkehr und Versicherungsgewerbe, wirtschaftsbezogene Dienstleistungen und soziale Dienstleistungen beschäftigt. Ähnlich wie für den statistischen Durchschnitt, stellt das produzierende Gewerbe vor dem Sektor Handel/Verkehr und Versicherungsgewerbe in der Beschäftigungsstruktur türkischer Männer (mit niedrigen Schulabschlüssen) *die* dominierende Branche dar.

Die Ergebnisse zu den Migrantinnen entsprechen ebenfalls dem Durchschnitt: Jeweils ein Drittel der berufstätigen Frauen ist in den haushaltsbezogenen Dienstleistungen, im Handel und den sozialen Diensten, nur eine Migrantin ist im produzierenden Gewerbe beschäftigt.

#### *- Verteilung auf die Segmente des Arbeitsmarkts*

Etwa zwei Drittel der Männer ist im unspezifischen Arbeitsmarkt beschäftigt, knapp ein Drittel im betriebsspezifischen und lediglich zwei sind im fachspezifischen Arbeitsmarkt. Bei den Frauen findet sich eine ähnliche Verteilung auf die drei Arbeitsmarktsegmente: Über zwei Drittel sind im unspezifischen Arbeitsmarkt beschäftigt und jeweils ein Fünftel im betriebsspezifischen und fachspezifischen Arbeitsmarkt. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass die Mehrheit der Männer und Frauen, die im unspezifischen Arbeitsmarktsegment beschäftigt sind – abweichend von den üblichen Vertragsbedingungen des unspezifischen Arbeitsmarktsegmentes – , einen festen Arbeitsvertrag hat. Insgesamt spiegelt damit die Verteilung unseres Samples auf die Teilsegmente des Arbeitsmarktes die allgemeine Situation der Türken.

#### *- Geringfügige Beschäftigung*

Der Anteil der Frauen aus unserem Sample, die geringfügig beschäftigt sind, entspricht mit etwa 17 Prozent dem statistischen Durchschnitt und wie beim Durchschnitt, ist der Anteil der Frauen, die hauptberuflich auf 315 €-Basis (ehemals 630 DM-Basis) beschäftigt sind, höher als der der Männer (acht Prozent).

### - Arbeitseinkommen

Mit 1.077 € ist der durchschnittliche Nettolohn (monatlich) unserer Befragten ähnlich niedrig wie der durchschnittliche Nettolohn von türkischen Erwerbstätigen in Niedersachsen, der 1996 bei 1.168 € lag (Şen/Bozkaya 1998). Wobei das durchschnittliche Arbeitseinkommen der Frauen (647 €) wesentlich niedriger ist als das der Männer (1.372 €).

## 4.2 Arbeitsmarktkarrieren

In Kapitel I wurde darauf hingewiesen, dass wir Integration und Ausgrenzung als zweiseitige Prozesse verstehen, die mehrdimensional sind. Deshalb reicht die Beschreibung des Zustands anhand der Kriterien *Erwerbsbeteiligung* und *Qualität der Beschäftigungsverhältnisse* nicht aus, um Aussagen über Integration respektive Ausgrenzung zu machen. Dazu müssen Verläufe individueller Arbeitsmarktkarrieren untersucht werden. Für eine Gesamteinschätzung der Arbeitsmarktverläufe müssen deshalb die folgenden Fragen beantwortet werden: Wie verlaufen die Arbeitsmarktkarrieren der Migranten? Wie bewerten sie selbst die Stationen ihrer Karriere? Welches sind die entscheidenden Faktoren zur Erklärung der Karrieren der Migranten?

Es lassen sich für unser Sample drei Arbeitsmarktkarrieren rekonstruieren: die *Integrationskarriere*, die *Karriere der prekären Integration* und die *Ausgrenzungskarriere*. Die wesentlichen Unterschiede zwischen diesen drei Karrieretypen zeigen sich bei der Bewältigung der *ersten und zweiten Schwelle*, der *Kontinuität* und *Qualität der Beschäftigungsverhältnisse* und der *subjektiven Bewertung* durch die Migranten.

Vor der Darstellung der drei Karrieretypen werden die *Kriterien zur Beschreibung der Arbeitsmarktkarrieren* erläutert und die wesentlichen *Gemeinsamkeiten* der Arbeitsmarktkarrieren der Befragten beschrieben.

### *Kriterien zur Beschreibung der Arbeitsmarktkarrieren*

Die *Übergänge an den Schwellen von der Schule in den Arbeitsmarkt*, *Kontinuität der Beschäftigung*, *Qualität der Beschäftigungsverhältnisse* und die *subjektive Bewertung der Beschäftigungsverhältnisse und der Arbeitsmarktkarriere* sind die wichtigsten Kriterien zur Beschreibung der Arbeitsmarktverläufe der Migranten. Die Übergänge an den Schwellen, Kontinuität und Qualität der Beschäftigungsverhältnisse sind *objektive Kriterien* der Typisierung, die Bewertung von Beschäftigungsverhältnissen und der Arbeitsmarktkarriere durch die Befragten ist ein *subjektives Kriterium*. Mit objektiv meinen wir nicht wertneut-

ral, vielmehr geht es um eine Einschätzung anhand von Merkmalen des Verlaufs und der Arbeitstätigkeiten. Bei dem subjektiven Kriterium geht es ausschließlich um die Sichtweisen und die Maßstäbe der Migranten.

*Übergänge an den Schwellen:* Die *Übergänge von der Schule in die Ausbildung* und *von der Ausbildung in den Arbeitsmarkt* sind zwei zentrale Schwellen für Arbeitsmarktverläufe. Durch den Strukturwandel des Arbeitsmarktes haben Qualifikationen an Bedeutung gewonnen. Gescheiterte Übergänge können der Beginn einer Ausgrenzungskarriere sein, da sie die Chancen auf einen sicheren, anspruchsvollen und gut bezahlten Arbeitsplatz verringern. Schulische Maßnahmen nach dem Hauptschulabschluss erhöhen die Chancen auf einen Ausbildungsplatz, sie können aber auch eine Warteschleife beim Zugang zum Ausbildungs- bzw. Arbeitsmarkt sein. Wenn der Berufseinstieg nach dem Schulabschluss in das unspezifische Arbeitsmarktsegment erfolgt, kann sich das negativ auf den weiteren Karriereverlauf auswirken, da von dort aus der Aufstieg in ein qualifiziertes und sicheres Arbeitsmarktsegment nur schwer möglich ist. Dies gilt auch für einen gescheiterten Übergang an der zweiten Schwelle. Wir fragen deshalb danach, wie der Migrant beide Schwellen bewältigt hat und in welches Segment des Arbeitsmarkts der Berufseinstieg erfolgte.

*Kontinuität:* Eine Arbeitsmarktkarriere kann zeitlich, inhaltlich und betrieblich kontinuierlich oder diskontinuierlich verlaufen. Eine kontinuierliche Arbeitsmarktkarriere ohne Phasen von Arbeitslosigkeit bzw. mit nur sehr kurzen Arbeitslosigkeitsphasen weist auf eine Integrationskarriere hin. Eine diskontinuierliche Karriere mit häufigen Phasen der Arbeitslosigkeit, die zum Teil auch lange andauern, deutet auf einen Ausgrenzungsprozess auf dem Arbeitsmarkt hin. Je länger die Arbeitslosigkeit anhält, desto niedriger sind die Chancen auf einen (Wieder-)Einstieg in das sichere Arbeitsmarktsegment, da lange Arbeitslosigkeitsphasen potenziellen Arbeitgebern „schwere Vermittelbarkeit“ (Kronauer 2002: 164) signalisieren und somit die Dauer der Arbeitslosigkeit selbst Ursache für das Sinken der Arbeitsmarktchancen ist. Auch der häufige Wechsel von Arbeitsinhalten und Betrieben erhöht das Risiko der Ausgrenzung. Indikatoren für Kontinuität bzw. Diskontinuität sind *Häufigkeit und Dauer von Arbeitslosigkeit* und *der Wechsel der Tätigkeiten und Betriebe*.

*Qualität der Beschäftigungsverhältnisse:* Die Branchen, der Arbeitsvertrag, das Qualifikationsniveau der Arbeit, die Stellung im Betrieb, die Aufstiegschancen und das Arbeitseinkommen sind die wichtigsten Indikatoren für die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse. Eine niedrige Qualität der Beschäftigungsverhältnisse, die zudem im Verlauf der Karriere gesunken ist, deutet auf einen Ausgrenzungsprozess. Eine hohe Qualität bzw. eine im Verlauf gestiegene Qualität der Beschäftigungsverhältnisse deutet auf einen Integrationspro-

zess. Beschäftigungsverhältnisse in niedergehenden Branchen deuten im Gegensatz zu jenen in expandierenden Branchen auf eine niedrige Qualität der Beschäftigungsverhältnisse. Ungewollt befristete Arbeitsverträge, Teilzeitbeschäftigung, ein niedriges Qualifikationsniveau der Arbeit und ein niedriges Einkommen sind ebenfalls Hinweise auf eine niedrige Qualität der Beschäftigungsverhältnisse. Unbefristete Arbeitsverträge, Vollzeitbeschäftigung und die Zugehörigkeit zur Stammebelegschaft, ein hohes Qualifikationsniveau der Arbeit und ein hohes Einkommen deuten hingegen auf eine hohe Qualität der Beschäftigungsverhältnisse.

*Subjektive Bewertung der Arbeitsmarktkarriere:* Bei diesem Kriterium geht es um die Selbstdefinition des Migranten. Die Bewertung der Beschäftigungsverhältnisse und der Arbeitsmarktkarriere sowie die Ansprüche an Arbeit, die Arbeitsmarktorientierung, die beruflichen Aspirationen und Erfahrungen mit Diskriminierung sind die wichtigsten Indikatoren dieses Kriteriums. Negative Bewertungen verweisen auf Ausgrenzung, positive auf Integration. Bei der subjektiven Bewertung der Beschäftigungsverhältnisse geht es auch um die Wahrnehmung der Beziehung zu den Kollegen und das Gefühl der Anerkennung im Betrieb durch Vorgesetzte. Erfahrungen mit Diskriminierung und das Gefühl, fremdbestimmt zu sein, können die Bewertung einer Karriere negativ beeinträchtigen. Eine als selbstbestimmt wahrgenommene Karriere hingegen ist ein Hinweis auf einen subjektiven Integrationsprozess.

Subjektive Bewertungen sind nichts Statisches. Sie können selber Produkt von positiven oder negativen Erfahrungen oder aber das Ergebnis der Reduktion von kognitiver Dissonanz sein (vgl. Kap. IV.4.3). Vergleicht man die ursprünglichen Berufswünsche der Migranten mit ihrer Beschäftigungssituation zum Zeitpunkt des Interviews, finden sich bei einem erheblichen Teil von ihnen Anzeichen für Reduktion kognitiver Dissonanz (Festinger 1978). In diesen Fällen geben sich die Migranten mit ihrer beruflichen Situation zufrieden, obwohl sie bei weitem nicht ihren ursprünglichen Berufswünschen entspricht.

Die subjektive Bewertung des eigenen Berufsverlaufs hängt auch von der Bezugsgruppe ab. Wenn Personen mit ähnlicher oder niedrigerer Qualifikation Maßstab der Bewertung der eigenen Situation sind, kann eine nach objektiven Kriterien sehr niedrige Qualität der Beschäftigung dennoch mit subjektiver Zufriedenheit einhergehen. Nicht wenige Männer aus unserem Sample, die im unspezifischen Segment beschäftigt sind, vergleichen sich mit Personen, die auf dem Arbeitsmarkt ähnlich oder aber auch schlechter positioniert sind, wie etwa ihre Eltern.

Zur Unterscheidung der Arbeitsmarktkarriere nach der Qualität der Beschäftigungsverhältnisse dienen uns die folgenden Fragen: Erstens, wie werden die Beschäftigungsverhältnisse und die Arbeitsmarktkarriere von dem Migrant selbst bewertet? Zweitens, wird die Arbeitsmarktkarriere als selbstbestimmt oder als fremdbestimmt wahrgenommen? Drittens, hat der Migrant eine hohe oder eine niedrige Arbeitsmarktorientierung? Viertens, stimmt der objektive Verlauf der Karriere mit der subjektiven Bewertung des Migrants überein? Fünftens, welche beruflichen Aspirationen hat der Migrant? Haben sich die Aspirationen im Verlauf verändert? Sechstens, mit wem vergleicht sich der Migrant bei der Bewertung seiner Karriere?

#### **4.2.1 Gemeinsamkeiten**

Neben Unterschieden finden sich auch elementare *objektive* und *subjektive* Gemeinsamkeiten, in denen sich die Karriereverläufe der Befragten systematisch von der Arbeitsbiographie eines Hauptschulabsolventen in den goldenen Jahren der Industriegesellschaft unterscheiden. In den fünfziger und sechziger Jahren konnte ein Hauptschulabsolvent weitgehend bruchlos nach dem Schulabschluss eine Berufsausbildung beginnen, wurde danach vom Ausbildungsbetrieb übernommen oder erhielt anderswo eine unbefristete Beschäftigung und hatte bei entsprechendem Ehrgeiz die Chance, zum Meister aufzusteigen. Die grundlegenden Abweichungen in den Karrieren unserer Befragten von diesem Verlaufsmuster betreffen ihre großen Probleme bei den *Übergängen an der ersten und zweiten Schwelle, die Kontinuität der Beschäftigungsverhältnisse* und *das Qualifikationsniveau der Arbeit*. Auf der subjektiven Seite sind die *Gelegenheitsorientierung, die Ansprüche an Arbeit, die beruflichen Aspirationen, das Rollenverständnis* und die *Suchwege* wichtige Gemeinsamkeiten des Samples.

#### **Objektive Gemeinsamkeiten**

##### *Übergänge an der ersten und zweiten Schwelle*

Fast alle Befragten haben bei den Übergängen von der Schule in die Ausbildung und von der Ausbildung in den qualifizierten Arbeitsmarkt enorme Probleme:

Ein Drittel scheitert an der ersten Schwelle und landet – oftmals nach einer Phase der Arbeitslosigkeit – im unqualifizierten Arbeitsmarktsegment.

Die Hälfte der Gescheiterten hat sich intensiv um einen Ausbildungsplatz bemüht. Dabei nehmen die Migranten bei ihrer Suche eine Dauer von über sechs Monaten hin und bewerben sich auf bis zu 40 Stellen, etwa für einen Ausbildungsplatz als Zahnarzthelferin.

Drei der Befragten haben ihren Realschulabschluss gemacht, weil sie nach dem Hauptschulabschluss keinen Ausbildungsplatz finden konnten. Notgedrungen wird dann der Schulbesuch fortgesetzt. Zwei Drittel der Männer hat einen Ausbildungsplatz gefunden, viele allerdings nicht im ursprünglichen Wunschberuf. Sieben der 17 Männer, die an der ersten Schwelle erfolgreich waren, benötigten dazu die Mithilfe des Arbeitsamtes oder absolvierten eine außerbetriebliche Ausbildung. Weitere vier gelangten über das soziale Netz an einen Ausbildungsplatz.

Auch an der zweiten Schwelle beim Übergang in den regulären Arbeitsmarkt haben viele Männer große Probleme. Von den 17, die einen Ausbildungsplatz ergattert hatten, haben nur elf ihre Ausbildung auch abgeschlossen. Lediglich zwei dieser elf Männer mit abgeschlossener Ausbildung schafften es, im Ausbildungsberuf eine längerfristige Beschäftigung zu finden. Die anderen wurden von ihrem Ausbildungsbetrieb erst gar nicht übernommen oder nur für eine sehr kurze Zeit. Sie landeten im unspezifischen Arbeitsmarktsegment oder wurden arbeitslos.

Auch die Frauen müssen zum Teil sehr lange einen Ausbildungsplatz suchen und sich sehr häufig bewerben. Wie bei den Männern fangen zwei Drittel der Frauen nach dem Schulabschluss eine Ausbildung an. Die Hälfte von ihnen ist dabei auf die Hilfe des Arbeitsamtes und des sozialen Netzes angewiesen oder absolviert eine rein schulische Ausbildung. An der zweiten Schwelle sind sie aber erfolgreicher als die Männer: Sechs der zehn Frauen gelingt es, in ihrem Ausbildungsberuf weiterzuarbeiten. Die übrigen werden arbeitslos, Hausfrau oder landen im unspezifischen Arbeitsmarktsegment.

### *Kontinuität der Beschäftigungsverhältnisse*

Es gibt im gesamten Sample nicht einen Fall, bei dem die Berufskarriere sowohl zeitlich als auch betrieblich und von der Art der ausgeübten Tätigkeiten kontinuierlich verlaufen ist. Selbst die Karrieren der beruflich erfolgreichsten Männer unseres Samples sind durch Phasen der Arbeitslosigkeit und Wechsel der Betriebe gekennzeichnet, die oftmals auch mit einem Wechsel der Tätigkeiten einhergehen. Die zeitliche, betriebliche und inhaltliche Diskontinuität der Beschäftigungsverhältnisse ist ein wesentliches Merkmal der Karrieren. Das gilt auch für die Frauen, nur dass bei ihnen Phasen der Arbeitslosigkeit überwiegend durch die Geburt von Kindern bestimmt sind und weniger durch Entlassungen.

### *Qualifikationsniveau der Arbeit*

Keiner der befragten Männer, die eine Ausbildung gemacht haben, arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews noch in seinem Ausbildungsberuf, und bis auf zwei Männer arbeiten alle unterhalb ihres Qualifikationsniveaus. Insbesondere für die in Industriebetrieben beschäftigten Männer ist eine Berufsausbildung mittlerweile die Voraussetzung, überhaupt eine Anstellung zu finden.

Mit Ausnahme von drei Migrantinnen arbeitet auch die Mehrheit der ausgebildeten Frauen zum Zeitpunkt des Interviews unterhalb ihrer Qualifikation oder in Berufen, die keinerlei Bezug zum Ausbildungsberuf haben. Einer Frau ist es gelungen, trotz fehlender Qualifikationen eine qualifizierte Beschäftigung als Filialleiterin zu bekommen.

### **Subjektive Gemeinsamkeiten**

#### *Gelegenheitsorientierung*

Bei der Arbeitssuche der Migranten überwiegt eine Gelegenheitsorientierung. Die meisten Beschäftigungsverhältnisse ergeben sich eher zufällig, nicht als Ergebnis zielorientierten Handelns. Man nimmt, was sich gerade bietet, „*Hauptsache Arbeit*“ (Ayhan Ö.). Strategische Überlegungen und längerfristige berufliche Planung gibt es kaum (Dietz et al. 1997; Hübner-Funk 1988). Diese Verhaltensmuster sind nicht nur schichtspezifisch, auch die *Herkunft* spielt eine Rolle. Gelegenheitsorientierung ist bei ausländischen Hauptschulabgängern weiter verbreitet als bei deutschen (Nowey 1983). Der türkische Arbeitsmarkt ist extrem unsicher. Er lässt keine langfristigen Planungen zu, sondern erfordert eine flexible, situationsangepasste Arbeitsorientierung. Das übernehmen die Migranten der zweiten Generation von ihren Eltern. Kurzfristige und gelegenheitsbezogene Orientierungen sind auch auf dem deutschen Arbeitsmarkt einerseits *funktional*. Da unsere Untersuchungsgruppe auf dem deutschen Arbeitsmarkt nur geringe Chancen hat, kann sich die Festlegung auf ein bestimmtes berufliches Ziel kontraproduktiv auswirken. Die Migranten sind sich ihrer schlechten Chancen bewusst, eigene Bedürfnisse und Fähigkeiten treten bei der Berufswahl schnell in den Hintergrund, man orientiert sich an den Realisierungsmöglichkeiten. Andererseits erhöht diese Gelegenheitsorientierung das *Risiko der Ausgrenzung*, denn sie verhindert den Einstieg in das qualifizierte und sichere Arbeitsmarktsegment. Negative Folgen der Gelegenheitsorientierung zeigen sich auch bei der Wahl des Ausbildungsberufes. Migranten beginnen oftmals eine Ausbildung in einem Beruf, der nicht ihren Wünschen entspricht, aus der pragmatischen Haltung heraus, jedes Ausbildungsangebot annehmen zu müssen, da man sonst jede Chance auf eine berufliche Qualifikation ver-



passen würde. Als Folge davon werden Ausbildungen häufiger abgebrochen, oder aber der Migrant will nach der Ausbildung nicht in seinem Beruf arbeiten und landet im unqualifizierten Segment bzw. wird arbeitslos. Diejenigen, die auch nach der Ausbildung in dem ungeliebten Ausbildungsberuf arbeiten, ertragen ihre Berufstätigkeit nur mit Mühe, da sie für sich keine andere Alternative sehen: *„Es muss einem gefallen irgendwann. Was soll ich sonst machen(...)? Ich hab halt die falsche Entscheidung getroffen, aber damit muss ich leben“* (Jale V.).

### *Ansprüche an Arbeit*

Die Mehrheit der Interviewten hat rein instrumentelle Ansprüche an Arbeit. Im gesamten Sample findet sich kein Fall, bei dem mit der Berufstätigkeit so etwas wie Selbstverwirklichung verbunden wird. Höhere Ansprüche zeigen sich mehr im Leiden an einer Arbeit, in der solche Ansprüche negiert werden, als in expliziten Forderungen. Angemessene Löhne und sichere Arbeitsverträge spielen in den Aussagen der Männer über das, was ihnen an Arbeit wichtig ist, eine zentrale Rolle. Daneben erwarten einige eine faire Behandlung durch Vorgesetzte und Kollegen und dass Arbeit ihnen genügend Zeit für die Familie und Freunde lässt. Die meisten haben Kinder und müssen gegenüber ihrer Familie finanzielle Verpflichtungen erfüllen: *„Ich arbeite, deswegen ernähre ich meine Familie, deswegen arbeite ich gerne.“* (Osman U.). Bei einigen Männern finden sich auch Hinweise darauf, dass die instrumentelle Anspruchshaltung nicht erst eine Folge von Resignation ist, sondern schon zu Beginn der Arbeitsmarktkarriere bestand. In diesen Fällen wurde auf eine Ausbildung verzichtet, um möglichst schnell viel Geld verdienen zu können.

Die Frauen haben ebenfalls niedrige Ansprüche an Arbeit, äußern allerdings häufiger als die Männer kommunikativ-soziale Ansprüche. Während Männer als Traumberuf häufiger handwerkliche Berufe wie Kfz-Mechaniker, Industrieschlosser oder Tischler nennen, wünschen sich viele Frauen, in Berufen tätig zu sein, bei denen der Kontakt mit Menschen im Vordergrund steht, wie Erzieherin, Krankenschwester oder Einzelhandelskauffrau.

Die Traumberufe, die die Befragten nennen, sind ein weiterer Beleg für die Bescheidenheit ihrer Ansprüche. Für die Männer ist ein unbefristeter Vertrag in einem großen Industriebetrieb wie VW das Ziel ihrer Wünsche. Nur in Ausnahmefällen werden Berufe genannt, die nicht den traditionellen Berufswünschen von Hauptschulabsolventen entsprechen, und diese Ausnahmen weisen dann in den Himmel hinauf: *„Ich wollte Pilot werden“* (Cemil T.).

### *Berufliche Aspiration*

Die Mehrheit des Samples hat keine Aufstiegsorientierung. Das gilt für Männer wie für Frauen. In wenigen Fällen besteht der Wunsch nach einer Weiterbildung oder Umschulung. Einige wenige nehmen die Chancen auf Weiterbildung, die ihr Betrieb ihnen bietet, wahr. Mit Ausnahme früherer missglückter Versuche, eine Ausbildung zu machen, gibt es im Sample keine Fälle von gescheiterten Bildungsaspirationen. Die mangelnde Aufstiegsorientierung zusammen mit der Tatsache, dass der Betrieb meistens keine Chancen auf eine Verbesserung ihrer Stellung im Betrieb bietet, hat zur Konsequenz, dass sich an ihrer Positionierung im Betrieb auch nach Jahren nichts verändert. Lediglich ein Drittel der beschäftigten Männer und drei Frauen konnten die Position im Betrieb im Laufe der Jahre verbessern.

### *Rollenverständnis*

Die meisten Interviewpartner haben ein traditionelles Rollenverständnis, wonach die Männer für den Familienunterhalt verantwortlich sind und für Frauen häusliche und mütterliche Verpflichtungen Vorrang vor beruflichen Aspirationen haben. Die Frauen sind deshalb – wenn überhaupt – nur geringfügig oder Teilzeit beschäftigt. Im Fall der Arbeitslosigkeit der Männer birgt dieses Rollenverständnis ein besonderes ökonomisches Risiko für die Familien, da das geringe Einkommen der Frauen wenig Rückhalt bietet. Einige der Frauen, die einen Ehepartner aus der Türkei geheiratet haben, sind nur deshalb voll erwerbstätig, weil sie ein ausreichendes Einkommen für den Familiennachzug nachweisen müssen. Sie hören spätestens dann auf zu arbeiten, wenn ihre Ehemänner in Deutschland eine Beschäftigung aufnehmen. Die traditionelle Rollenaufteilung ist allerdings nicht immer von den Frauen selbst gewählt, in einigen Fällen wird das Hausfrauendasein von den Ehemännern erzwungen. Einige Frauen unseres Samples haben ihre Berufstätigkeit nach der Trennung von ihrem Mann explizit auch als einen Schritt der Emanzipation bezeichnet.

### *Suchwege*

Die Männer suchen Arbeitsplätze überwiegend informell über ihre sozialen Netzwerke. Die informelle Suche verläuft erfolgreicher als die formelle, Ausnahme sind die Ausbildungsplätze, die meistens durch das Arbeitsamt vermittelt werden. Hierbei spielen nicht nur ihre Väter eine relevante Rolle, die ihnen in den Betrieben, in denen sie selber beschäftigt sind, einen Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatz vermitteln, sondern auch Freunde und Bekannte. Erdal K. hat nach einem Hinweis durch einen Freund – buchstäblich in letzter Minute – ei-

nen Job gefunden: „Zieht mir einer morgens um 7 die Haare hoch. Ich sag‘, ey lass mich in Ruh‘, dreh‘ mich zur Seite, auf einmal krieg‘ ich Wasser volles [...] Bekannter, was ist, du schläfst, du Penner sagt der zu mir und ....XY stellt Leute ein und schlaf‘ mal weiter und du bleibst ewig arbeitslos ungefähr.“ Diese Art der Jobsuche entspricht den Rekrutierungsstrategien von Arbeitgebern (Kap. V.2.2), die bevorzugt auf Empfehlung der eigenen Mitarbeiter eingestellt haben – bevor viele Betriebe anfangen, über Zeitarbeitsfirmen einzustellen. Dass Frauen seltener durch Freunde und Bekannte an Jobs gelangen, könnte darauf zurückzuführen sein, dass sie seltener als Männer Kontakte zu Berufstätigen haben.

#### 4.2.2 Drei typische Karrieren

Neben diesen Gemeinsamkeiten finden sich erhebliche Unterschiede in den Karrieren der Migranten, die im Folgenden anhand von drei Karrieretypen verdeutlicht werden sollen: die Integrations-, die prekäre und die Ausgrenzungskarriere.

**Tabelle 5.9: Aufteilung des Samples nach den drei Karrieretypen**

	Integrations- karriere	Prekäre Karriere	Ausgrenzungs- karriere	Hausfrau
Männer	11	5	9	
Frauen	5	3	13	9
$\Sigma$	16	8	22	9

Lediglich elf von 25 Männern und fünf von 30 Frauen ist eine Integrationskarriere auf dem Arbeitsmarkt gelungen. Fast ein Drittel der Männer und weit über ein Drittel der Frauen haben eine Ausgrenzungskarriere hinter sich. Fünf Männer und drei Frauen haben eine prekäre Arbeitsmarktkarriere. Neun Frauen definieren sich selber als Hausfrauen.

#### Die Integrationskarriere

##### *Der Idealtypus*

*Die Integrationskarriere verläuft überwiegend kontinuierlich. Nach Überwindung der ersten Schwelle und einer Übergangsphase an der zweiten Schwelle verbessert sich auch die Qualität der Beschäftigung. Der Migrant bewertet seine Karriere sowohl was die einzelnen Beschäftigungsverhältnisse anbetrifft als auch den gesamten Verlauf positiv.*

Kontinuität: Der Übergang an der ersten Schwelle gelingt nach mehreren Anläufen und die berufliche Ausbildung wird abgeschlossen. Der Übergang an der zweiten Schwelle misslingt, und der Migrant landet im unspezifischen Arbeitsmarktsegment. Trotzdem verläuft

die Karriere sowohl zeitlich als auch hinsichtlich der ausgeübten Tätigkeiten und der Betriebe überwiegend kontinuierlich. Phasen der Arbeitslosigkeit sind selten und kurz. Der Einstieg in den Arbeitsmarkt gelingt über eine Ausbildung, die in einem handwerklichen Beruf wie Maler, Kfz-Schlosser oder Dreher absolviert wird. Der Migrant verbleibt nicht in diesem Beruf, weil er ihm nicht gefällt oder der Ausbildungsbetrieb ihn nicht übernimmt. Durch Vermittlung eines Freundes und viel Engagement gelangt er zum lang ersehnten Ziel, einer Beschäftigung in einem großen Industriebetrieb. Nach der Probezeit wird er übernommen und war zum Zeitpunkt des Interviews bereits seit mehreren Jahren im selben Betrieb beschäftigt.

Qualität der Beschäftigungsverhältnisse: Im unspezifischen Arbeitsmarktsegment des produzierenden Gewerbes als angelernter Arbeiter am Fließband beschäftigt, kann er nicht an die fachlichen Qualifikationen anknüpfen, die in der Ausbildung erworben wurden. Die Arbeit ist monoton, inhaltsentleert und körperlich anstrengend. Es wird in drei Schichten gearbeitet. Nach einem Jahr bekommt er einen festen Vertrag. Das Gehaltsniveau steigt im Laufe der Karriere. Mit vielen Nachtschichten und Sonntagsarbeit verdient er in manchen Monaten bis zu 3.000 € netto. An seiner Stellung im Betrieb und am Qualifikationsniveau seiner Arbeit ändert sich nichts.

Subjektive Bewertung: Sowohl die Karriere als auch die einzelnen Beschäftigungsverhältnisse werden überwiegend positiv beurteilt. Die Ansprüche an Arbeit sind instrumentell und vergleichsweise bescheiden, die materielle Sicherheit, die ein Großbetrieb zu bieten hat, wird höher bewertet als eine qualifikationsadäquate Beschäftigung im fachspezifischen Arbeitsmarktsegment. Er nimmt seine Karriere als selbstbestimmt wahr und ist zufrieden mit seiner Arbeitsmarktsituation, da er sein wichtigstes Ziel erreicht hat: eine Fest-einstellung in einem großen Industriebetrieb. Diskriminierungserfahrungen hat er nicht gemacht. Er hat eine hohe Arbeitsmarktorientierung, ist aber nicht aufstiegsorientiert, und die wenigen Möglichkeiten des Aufstiegs, die ihm sein Betrieb bietet, werden von ihm nicht genutzt, sei es aus mangelndem Interesse, sei es, weil er sich keine Chancen für einen beruflichen Aufstieg im Betrieb ausrechnet. Er hat keine konkreten Pläne für die Zukunft außer dem Wunsch, bis zu seiner Verrentung im Betrieb bleiben zu können.

*Das Beispiel Ömer Ü., Jg. 1975: „Ich find das da ganz schön.“*

Ömer findet nach dem Hauptschulabschluss keinen Ausbildungsplatz, weshalb er weiter zur Schule geht. Nach dem Realschulabschluss vermittelt ihm sein Vater in dem Betrieb, in dem er selber beschäftigt ist, einen Ausbildungsplatz als Konstruktionsmechaniker, wes-

halb er sich nicht um andere Stellen bemüht: *„Wozu dann noch woanders?“* Er schließt seine Ausbildung mit *„sehr gut“* als bester seines Jahrgangs ab. Wegen der Schwierigkeiten des Betriebs wird er nach Abschluss seiner Ausbildung nur für sechs Monate übernommen. Nach diesen sechs Monaten ist er arbeitslos. Nach einem halben Jahr wird ihm die Arbeitslosigkeit zu langweilig, außerdem möchte er heiraten, braucht aber dafür eine feste Stelle. Gutes Geld und Sicherheit sind ihm die wichtigsten Dinge bei der Arbeit, weshalb er zu VW möchte: *„Wo ich dann sagen konnte, gut meine Zukunft die ist einigermaßen sicher.“* Nach mehreren Anläufen wird er, als VW Arbeiter sucht, zunächst mit befristeten Arbeitsverträgen eingestellt, dann unbefristet übernommen. Seit gut drei Jahren ist er dort beschäftigt. Er arbeitet in drei Schichten am Band, hat es also in den relativ sicheren betrieblichen Arbeitsmarkt geschafft, aber unterhalb seines Qualifikationsniveaus als Facharbeiter. Sein Einkommen ist im Laufe seiner Arbeitsmarktkarriere gestiegen. Er verdient bei VW ohne Nachtschicht 1.800 € netto.

Seine Arbeitsmarktkarriere bewertet er positiv und sagt, dass er eigentlich immer *„Glück“* gehabt hätte. Er bereut ein wenig, nicht länger zur Schule gegangen zu sein. Seine Ausbildungszeit fand er *„super“*, die Meister hätten sich intensiv um die Auszubildenden gekümmert und sie gefördert. Die sechs Monate nach Ende seiner Ausbildungszeit *„klotzten“* ihn an, weil die Vorgesetzten angesichts der miserablen Arbeitschancen der meisten Beschäftigten glaubten, sich alles leisten zu können: *„Weil die wussten, [...] dass die Arbeit brauchen und [...] wenn sie dort ihre Arbeit verlieren würden, dass sie nirgends wieder 'ne Arbeit kriegen würden, und da haben die sich natürlich 'n schönen Spaß draus gemacht, dass sie die Leute eigentlich so behandeln konnten, wie sie wollten.“* Er genießt seine Arbeitslosigkeit anfänglich durchaus. Er kann das Arbeitslosengeld fast ganz für sich verbrauchen, da er bei seinen Eltern wohnt, ohne dafür zahlen zu müssen: *„Ich hab gut gelebt, kann man sagen.“* Mit seiner jetzigen Beschäftigung bei VW ist er sehr zufrieden: *„Ich find das da ganz schön.“* Größere berufliche Aspirationen hat er nicht, er hat sich bisher wenig Gedanken gemacht über andere und bessere Arbeit, rechnet sich aber auch wenig Aufstiegschancen in seinem Betrieb aus.

*Das Beispiel Zafer E., Jg. 1960: „Damals gab es sehr viel Arbeit.“*

Ohne einen Schulabschluss geht Zafer 1976 von der achten Klasse ab. Er scheitert an der ersten Schwelle, weil er einen Ausbildungsplatz, der ihm mündlich zugesagt worden ist, doch nicht bekommt. Begründet wurde dies von dem Betrieb mit seinem fehlenden Schulabschluss. Über Freunde findet er eine Autowerkstatt, in der er arbeiten kann und

glaubt, auch eine Ausbildung machen zu können. Er schreibt sich in der Berufsschule ein und stellt nach neun Monaten fest, dass er in der Werkstatt keine Ausbildung machen kann, da sein Chef keinen Meisterbrief hat. Über eine Zeitungsannonce findet er einen Job bei einer großen Einzelhandelskette, wo er zwei Jahre lang im Lager arbeitet. Danach findet er in einer Spedition als Kraftfahrer einen Job, wo er sehr viel mehr Geld verdienen kann. Zu diesem Zeitpunkt ist es ihm wichtig, mehr Geld zu verdienen, da sein Vater gestorben ist und seine Mutter als Putzfrau nur wenig verdient. Nach sieben Jahren in der Spedition „packt“ er 1987 „die Koffer“ und kehrt mit der ganzen Familie in die Türkei zurück, um sich dort als Obsthändler zu versuchen. Dieser Versuch scheitert nach vier Monaten, und er kehrt wieder nach Deutschland zurück. Sie gehen nach Hannover, weil sie dort Verwandte haben. Nach seiner Ankunft ist er zwei Monate arbeitslos, bevor er seinen jetzigen Arbeitsplatz in einer Kunststofffirma findet. Bei dieser Firma hat er sich direkt vorgestellt. Seit 1987 arbeitet er dort und hat einen Aufstieg geschafft: angefangen als normaler Arbeiter, leitet er mittlerweile das Lager. Er hat eine Position, die vor ihm ein Meister hatte. Sein Einkommen ist im Laufe seiner Arbeitsmarktkarriere gestiegen, er verdient mittlerweile 1.650 € netto. Insgesamt zieht er ein positives Fazit aus seiner bisherigen Arbeitsmarktkarriere und ist davon überzeugt, dass man alles selber in der Hand hat. Er bedauert nur, dass es ihm nicht gelungen ist, sich in Deutschland selbstständig zu machen. Die Zeit in der Einzelhandelskette bewertet er – bis auf den Lohn – positiv, sein Chef hätte ihn damals nicht gehen lassen wollen und hätte ihm eine Ausbildung als Verkäufer angeboten. Dieses Angebot hatte er abgelehnt, weil Verkäufer zu wenig verdienen. Die Arbeit bei der Spedition empfand er als zu hart und ein Arzt hätte ihm nahe gelegt, sich eine andere Arbeit zu suchen. Das Scheitern der Selbstständigkeit in der Türkei sieht er im Nachhinein positiv: *„Wenn ich jetzt in der Türkei gewesen wäre, hätte ich die Krise jetzt miterlebt.“* Mit seiner jetzigen Arbeit ist er zufrieden: *„Meine Arbeit ist sehr gut.“* Weitere berufliche Aspirationen hat er nicht.

Zafers Ansprüche an Arbeit sind instrumentell, die Arbeit ist für ihn zum Geldverdienen da, ansonsten sei sie überflüssig. Von formalen Qualifikationen hält er nichts, für ihn zählen die Erfahrungen: *„Kann auch jeder irgend etwas machen, wo er wirklich willig dazu ist, er muss dafür nicht unbedingt zur Schule gehen.“* Gleichzeitig sagt er aber auch, dass die Bedingungen, eine Arbeit zu finden, heute viel härter sind als früher: *„Damals gab es sehr viel Arbeit.“*

Beide Fallbeispiele beschreiben typische Karriereverläufe von Männern. Sie verdeutlichen die nach wie vor große Relevanz des produzierenden Gewerbes für die Männer der zweiten Generation. Sie zeigen aber auch die unterschiedlichen Arbeitsmarktchancen von jüngeren und älteren Männern. Anders als bei Ömer Ü. gelingt Zafer E. die Integration in den Arbeitsmarkt auch ohne eine Ausbildung. Die Chancen von Unqualifizierten hatten sich in den achtziger Jahren zwar schon verschlechtert, aber im Vergleich zu heute gab es in den achtziger Jahren noch mehr Arbeitsplätze im unqualifizierten Industriesegment, so dass ein Durchkommen auch ohne eine berufliche Ausbildung noch möglich war(vgl. Kap. V.1).

*Das Beispiel Çiğdem B., Jg. 1966: „Für mich war es sehr wichtig, eine Ausbildung zu machen.“*

Das Beispiel von Çiğdem B. kann verdeutlichen, dass neben Qualifikationen und dem Zeitpunkt des Einstiegs in den Arbeitsmarkt auch Zufall, Charakter und Unterstützung durch die Familie für einen erfolgreichen Integrationsverlauf von Bedeutung sind.

Nach dem Hauptschulabschluss setzt Çiğdem gegen die Kritik ihrer Eltern eine Ausbildung zur Kinderpflegerin durch. Ursprünglich wollte sie Krankenschwester werden, hatte aber in diesem Beruf keinen Ausbildungsplatz gefunden. Die Ausbildung zur Kinderpflegerin macht sie an einer Privatschule, die sie über eine Zeitungsannonce findet. Ihre Eltern zahlen für sie die Ausbildungskosten. Nach der Ausbildung ist sie arbeitslos, bekommt aber innerhalb von einigen Monaten eine ABM-Stelle in einer Kinderkrippe angeboten, die sie annimmt. Ein Jahr später wird ihre Stelle verlängert. Nach Ablauf von weiteren drei Monaten wird zufällig eine Stelle in der Kinderkrippe frei und sie wird fest eingestellt. Seit 1988 ist sie – bis auf eine Unterbrechung von einem Jahr Erziehungsurlaub – als Kinderpflegerin beschäftigt.

Zu Beginn ihrer Beschäftigung als Kinderpflegerin bekam sie 700 €. Dieses Einkommen hat sie durch einen Wochenend-Job als Kellnerin in einem Café auf ca. 1.000 € aufbessern können. Mittlerweile verdient sie 1.350 €. Ihren Nebenjob im Café hat sie aufgegeben. Ihre Stellung im Betrieb hat sich in den Jahren nicht wesentlich verbessert, sie nimmt zwar an Fortbildungen teil, die ihr Arbeitgeber anbietet, will aber nicht Leiterin werden, weil sie die Verantwortung nicht tragen möchte.

Sie zieht insgesamt ein positives Fazit aus ihrer bisherigen Arbeitsmarktkarriere und ist froh, ihren Traum von einer beruflichen Ausbildung und finanziellen Unabhängigkeit erreicht zu haben: *„Für mich war es sehr wichtig, eine Ausbildung zu machen.“* Für ihre Generation wäre es damals ungewöhnlich gewesen, eine Ausbildung zu machen. Ihre Ausbil-

dungszeit bewertet sie positiv und ist froh über die Unterstützung, die sie durch Lehrer erfahren hat: *„Die Lehrer und so, die waren so verständnisvoll, die haben auch Zeit gelassen. Ich denke mal, da bin ich auch so richtig aufgeblüht.“* Ihre Ansprüche an Arbeit sind kommunikativ-sozial, ein gutes Betriebsklima ist ihr sehr wichtig. Sie stellt die geschlechtsspezifische Rollenaufteilung nicht in Frage, konnte aber ihre beruflichen Verpflichtungen immer mit ihrer Rolle als Mutter vereinbaren, da sie ihre Kinder mit zur Arbeit nehmen konnte und durch ihr großes familiäres Netzwerk (vgl. Kap. III.3) Unterstützung bei der Betreuung ihrer Kinder bekam: *„Ich kann jederzeit anrufen und sagen: Babysitting da und Babysitting dort, Kindergarten abholen und so. Es klappt wunderbar.“*

### **Prekäre Integration**

#### *Der Idealtypus*

*Die prekäre Integrationskarriere verläuft zeitlich, inhaltlich und betrieblich überwiegend diskontinuierlich, teilweise handelt es sich um Beschäftigungen auf dem zweiten Arbeitsmarkt. Berufliche Qualifikationen fehlen, da die erste Schwelle nicht erfolgreich bewältigt worden ist. Die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse ist überwiegend niedrig, die letzte Station weist aber eine Verbesserung gegenüber den vorherigen Stationen auf. Zum Zeitpunkt des Interviews bestand nur ein befristetes Beschäftigungsverhältnis. Die Beschäftigungsverhältnisse und die Arbeitsmarktkarriere werden überwiegend negativ und als fremdbestimmt bewertet.*

Kontinuität: Der Übergang an der ersten Schwelle misslingt. Eine außerbetriebliche Ausbildung bricht der Migrant ab. Seine Karriere verläuft zeitlich, inhaltlich und betrieblich diskontinuierlich, mit mehreren Phasen der Arbeitslosigkeit. Der gesamte Karriereverlauf des Migranten wie auch die heutige Situation sind geprägt durch Unterbrechungen im Beschäftigungsverlauf und fehlenden Perspektiven auf eine unbefristete Stelle.

Qualität der Beschäftigungsverhältnisse: Der Migrant ist in wechselnden Branchen (produzierendes Gewerbe, Handel und Verkehr) im unspezifischen Arbeitsmarktsegment beschäftigt. Der zweite Arbeitsmarkt sowie befristete Arbeitsverträge über Zeitarbeitsfirmen spielen in seiner Karriere eine wichtige Rolle. Alle Beschäftigungsverhältnisse sind gekennzeichnet durch ein niedriges Qualifikationsniveau, schlechte Bezahlung und fehlende Aufstiegschancen. Zum Zeitpunkt des Interviews hatte der Migrant ein befristetes Beschäftigungsverhältnis. Seine letzte Arbeitsstation ist eine Verbesserung gegenüber der Qualität der früheren Beschäftigungsverhältnisse – wenn auch auf niedrigem Niveau.



Subjektive Bewertung: Sowohl die Karriere als auch die einzelnen Beschäftigungsverhältnisse bewertet der Migrant überwiegend negativ und fremdbestimmt. Ausnahme ist die letzte Arbeitsstation, die eher positiv beurteilt wird. Die Ansprüche an Arbeit sind niedrig und instrumentell.

*Das Beispiel Emine F., Jg. 1970: „Einfach mal raus.“*

Emines Vater hat ihr nach dem Realschulabschluss verboten, das Abitur oder eine Ausbildung zu machen. Um vor dem Einfluss des Vaters zu fliehen, heiratet sie mit 17 den Erstbesten und zieht von Köln nach Hannover. Aber auch nach der Heirat erfüllt sich ihr Wunsch nach einer Berufsausbildung nicht, da auch ihr Mann nicht möchte, dass sie eine Ausbildung macht. Sie wird schwanger und bekommt mit 18 ihr erstes Kind. Bis zu der Geburt ihres ersten Sohnes 1988 ist sie Hausfrau. Nach der Geburt kann sie Kontakte in Linden-Nord knüpfen und bekommt durch einen Bekannten ihren ersten Teilzeitjob in einem Versicherungsbüro. Die Arbeit bei der Versicherung kündigt sie nach fast zwei Jahren und arbeitet dann zwei Jahre mit vielen Unterbrechungen auf Messen. Als ihr Sohn vier Jahre alt wird, fängt sie an, ehrenamtlich in einem Jugendhaus, das ihr Sohn besucht, zu arbeiten: *„Da fing ich auch an, ab und zu mal auszuhelfen oder mal zu dolmetschen oder einfach mal so Briefe zu übersetzen.“* Nach der Geburt ihres zweiten Kindes ist sie wieder für einige Monate Hausfrau. Als ihr zweiter Sohn etwas älter wird, fängt sie als Verkäuferin in einem kleinen Laden an. Sie arbeitet dort halbtags bis ihr 1999, als auch ihr jüngerer Sohn in die Schule kommt, im Jugendhaus eine Teilzeitstelle als Köchin angeboten wird. Die Stelle ist befristet, und zum Zeitpunkt des Interviews schien es, dass ihre Stelle nicht weiter finanziert werden kann. Sie verdient im Jugendhaus monatlich 700€ netto und damit wesentlich mehr als bei ihren bisherigen Jobs, die alle auf 315 €-Basis waren. Die Stelle ist eine Verbesserung für sie, da die Tätigkeiten viel stärker ihren kommunikativ-sozialen Ansprüchen an Arbeit entsprechen, als es bei ihren anderen Jobs der Fall war.

Emine ist davon überzeugt, dass sie beruflich mehr erreicht hätte, wenn ihr der Vater erlaubt hätte zu studieren. Gleichzeitig ist sie stolz darauf, dass sie sich den Restriktionen ihres Mannes entziehen konnte und es geschafft hat, berufstätig zu werden: *„Ich bin stolz auf mich, ich bin total stolz auf mich.“* Anders als viele andere Mütter, die eine Arbeit suchen und nichts finden, hätte sie bislang Glück gehabt. Freunde und Bekannte waren für sie bei der Jobsuche eine große Unterstützung. Die überwiegende Mehrheit ihrer Jobs fand sie informell in ihrem Stadtteil. Die verschiedenen Jobs haben ihr nicht gefallen mit Ausnahme der im Laden. Ihre Arbeitslosigkeit empfand sie als *„nicht so schlimm“*, weil sie

sich während dieser Zeit einen „sehr großen Bekanntenkreis aufgebaut“ hat und im Kindergarten und in der Schule ihrer Kinder sehr aktiv geworden ist: *„Bin ich immer noch aktiv. Im Schulelternrat, im Stadtelternrat und also das ist ´ne Sache, die ich auch unheimlich gerne mache.“* Ihre Arbeit im Jugendhaus bewertet sie sehr positiv: *„Seit ich ehrenamtlich beim Jugendhaus gearbeitet habe [...] habe ich eigentlich meine Berufung gefunden.“* Sie wünscht sich, im Jugendhaus bleiben zu können: *„Also das wäre mein riesengrößter, wirklich allergrößter Wunsch, da zu bleiben, aber es geht leider nicht.“*

Sie hat eine hohe Arbeitsmarktorientierung, Erwerbstätigkeit bedeutet für sie in erster Linie Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und den Kontakt nach Außen: *„Das ist einfach so ´ne gewisse Freiheit [...], also als Frau denke ich mal ist ´ne Arbeit mal was anderes als diesen Trist vom Alltag, einfach mal raus.“* Ihre berufliche Zukunft ist ungewiss, aber sie ist motiviert und glaubt nach der Trennung von ihrem Mann – zum Zeitpunkt des Interviews wohnte sie seit zwei Monaten mit ihren zwei Söhnen in einer eigenen Wohnung –, sich beruflich etwas Neues aufbauen zu können.

*Das Beispiel Ayhan Ö., Jg. 1966: „Und irgendwann hat man Depressionen.“*

Die Karriere von Ayhan Ö. ist ein Beispiel dafür, dass eine Karriere gemessen an den objektiven Bewertungskriterien als typische Integrationskarriere erscheinen kann, in der subjektiven Wahrnehmung des Migranten aber extrem negativ und geradezu als Ausgrenzung gedeutet wird: Nach dem qualifizierten Hauptschulabschluss entscheidet sich Ayhan gegen den weiteren Schulbesuch, zu dem ihm Lehrer raten, und für die Ausbildung zum Kfz-Mechaniker in dem Betrieb, in dem auch sein Vater als Schlosser arbeitet. Eine Ausbildung ist ihm sehr wichtig: *„Dass man was hat, dass man nicht arbeitslos ist.“* Nach der Ausbildung kann ihn der Betrieb nicht übernehmen, da Arbeitsplätze abgebaut werden. Eine Urlaubsvertretung, die ihm der Betrieb anbietet, lehnt er ab, weil er eine *„richtige Stelle“* haben möchte. Dafür nimmt er eine viermonatige Arbeitslosigkeit in Kauf. Danach arbeitet er vier Monate lang in einem kleineren Industriebetrieb, bis er auf eigene Initiative hin zu VW wechselt: *„Weil da ist es ein bisschen sicherer.“* Seit 15 Jahren arbeitet er unterhalb seiner Qualifikation am Fließband als angelernter Arbeiter bei VW und verdient 1.850€ im Monat. Durch Rationalisierungsmaßnahmen ist die Arbeitsintensität in den letzten Jahren gestiegen. Seine Arbeitsmarktkarriere bewertet er negativ, da er mit der Arbeit bei VW nur Leiden verbindet: *„Ich habe keine Lust mehr irgendwas zu machen. [...] Ich mache das acht Stunden. [...] Man wird einseitig belastet. Und irgendwann hat man Depressionen. Dann will man auch von keinem etwas hören. Da sagt man, lass' mich in Ruhe.“* Für die von ihm

ersehnte berufliche Sicherheit und ein angemessenes Einkommen bezahlt er einen hohen Preis. Auf die Frage, was er im Nachhinein in seinem Leben hätte anders machen wollen, antwortet er: *„Ich würde in dem Betrieb nicht arbeiten, wo ich jetzt bin, da würde ich nicht arbeiten. Das ist der größte Fehler, den ich gemacht habe.“* Ayhan sieht aber auch keine Alternative. Als Familienvater fühlt er sich verpflichtet, bei VW zu bleiben: *„Mir gefällt das nicht, aber ich muss da arbeiten.“* Arbeit ist für ihn ein selbstverständliches Muss, weil man sonst kein Geld hat und sich nichts kaufen kann. Trotz der heftigen Kritik an seiner Arbeit äußert er keine inhaltlichen Ansprüche an Arbeit: Einkommen und Freizeit stehen im Vordergrund. Er würde sich gerne verändern, sieht aber als Türke für sich keine Aufstiegschancen bei VW: *„Es gibt zu viele und ich bin Ausländer, die nehmen mich nicht als Meister. Da sehe ich keine Chance.“*

## **Die Ausgrenzungskarriere**

### *Der Idealtypus*

*Die Ausgrenzungskarriere verläuft zeitlich, inhaltlich und betrieblich diskontinuierlich mit zunehmend längeren Phasen der Arbeitslosigkeit. Entscheidend für die Diskontinuität der Arbeitsmarktkarriere ist das Fehlen von beruflichen Qualifikationen, da die erste Schwelle von der Schule in den Ausbildungsmarkt nicht erfolgreich bewältigt worden ist. Die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse ist im Laufe der Karriere gesunken oder stagniert auf einem sehr niedrigem Niveau. Die Beschäftigungsverhältnisse und die Arbeitsmarktkarriere werden negativ beurteilt.*

Kontinuität: Der Übergang an der ersten Schwelle misslingt. Die Karriere des Migranten verläuft zeitlich, inhaltlich und betrieblich diskontinuierlich, mit häufigen Phasen der Arbeitslosigkeit, die teilweise sehr lange andauern. Die wenigen Beschäftigungsverhältnisse dauern zum Teil nur einige Monate. Zum Zeitpunkt des Interviews war der Migrant schon seit über einem Jahr ohne eine Beschäftigung.

Qualität der Beschäftigung: Das unspezifische Arbeitsmarktsegment wird der Migrant während seiner gesamten Arbeitsmarktkarriere nicht mehr verlassen. Er arbeitet als einfacher Arbeiter bzw. einfacher Angestellter in niedrig qualifizierten Dienstleistungsberufen. Seine Beschäftigungsverhältnisse sind befristet. Sein Gehaltsniveau ist sehr niedrig und sinkt im Laufe der Zeit wie auch die Qualität der Beschäftigungsverhältnisse insgesamt.

Subjektive Bewertung: Der Migrant bewertet seine Karriere überwiegend negativ und fremdbestimmt, verbunden mit der Gewissheit, dass eine neue Beschäftigung nur schwer

zu finden sein wird. Seine jetzige Situation ist geprägt durch Resignation und Perspektivlosigkeit.

*Das Beispiel Ismail M., Jg. 1972: „Wenn man keinen Beruf hat.“*

Nach dem Hauptschulabschluss besucht Ismail ein Jahr lang die Berufsschule. Dann fliegt er in die Türkei und bleibt dort etwa sechs Monate. Die Zeit in der Türkei findet er „toll“. Nach seiner Rückkehr fängt er im Obst- und Gemüsekiiosk seiner Eltern an. Seine Eltern erwarten es von ihm und er selber sieht in der Selbstständigkeit auch eine Chance für sich: *„Selbstständigkeit ne. Hab' ich damals auch schon gedacht, Mensch, du kannst mehr was draus machen ne. Und mehr Geld verdienen.“* Zwischendurch überlegt er, doch noch eine Ausbildung zum Tischler zu machen, findet aber keinen Ausbildungsplatz, und auch das Arbeitsamt kann ihm nicht helfen: *„Ich denk' mal die wollten mich irgendwie loswerden.“* Nachdem er ein Jahr lang im Obst- und Gemüsekiiosk seiner Eltern gearbeitet hat, muss er in die Türkei, um seinen Wehrdienst abzuleisten. Er kann sich freikaufen und macht einen verkürzten zweimonatigen Wehrdienst. Nach der Rückkehr arbeitet er als Kellner im Restaurant seiner Eltern, das sie mittlerweile eröffnet haben. 1995 heiratet er mit 23 Jahren und wird ein Jahr später Vater. Nachdem er acht Jahre lang im Restaurant seiner Eltern als Chefkellner gearbeitet hat, geht 1996 das Restaurant pleite, Ismail wird arbeitslos. Danach hat er vier Jahre lang nur befristete Jobs im unqualifizierten Arbeitsmarktsegment als einfacher Arbeiter oder Angestellter. Seine längste Beschäftigung dauert 14 Monate. Zwischendurch ist er bis zu fünf Monate arbeitslos. Während dieser Zeit lässt sich seine Frau von ihm scheiden. 2000 macht er sich selbständig und übernimmt zusammen mit einem Freund ein Restaurant in einer Tennishalle. Die beiden zerstreiten sich und müssen nach einem Jahr das Restaurant aufgeben: *„Ja, ich bin sauer auf ihn geworden, hab' ich gesagt: bist kaum noch im Laden, den ganzen Ärger hab' ich hier am Kopf.“* 2001 findet er einen Job in einer Firma, die Inventurarbeiten in ganz Deutschland anbietet. Nach sieben Monaten kann ihn diese Firma nicht mehr beschäftigen, da sie pleite geht. Zum Zeitpunkt des Interviews war er seit einem Monat arbeitslos und wohnte seit der Scheidung von seiner Frau vor drei Jahren wieder bei seinen Eltern. Er bedauert die Entlassung aus der Firma, in der er zuletzt beschäftigt war, weil er in dieser Firma fest eingestellt war und das Betriebsklima und das Verhältnis zu den Vorgesetzten als sehr positiv empfand. Den Monatslohn von 900 € fand er aber zu niedrig. Mit dem Lohn konnte er sich nach seiner Scheidung keine eigene Wohnung leisten. Die Arbeit im Restaurant seiner Eltern hat ihm Spaß gemacht, aber seine Ehe hat sehr darunter gelitten, da er kaum noch Zeit für seine Frau hatte. Die

fehlende Arbeit ist für ihn ein großes Problem, arbeitslos zu sein ist für ihn „*blöd, sehr schlecht*.“ Insgesamt bewertet er seine Karriere als negativ und fremdbestimmt, er hätte bislang nur Pech gehabt. Dem Satz „Jeder ist seines Glückes Schmied“ kann er nicht zustimmen: „*Der eine hat Glück im Leben, der andere nicht*.“ Er macht sich aber auch selber für seine Arbeitsmarktkarriere verantwortlich, bedauert, dass er keine Ausbildung gemacht hat und sich ohne ausreichend nachzudenken in Geschäfte gestürzt hat, die dann gescheitert sind. Er ist resigniert und hat kaum Hoffnungen, was zu finden: „*Wenn man keinen Beruf hat*.“ Er bewirbt sich aber trotzdem auf Stellen, die er in Zeitungsannoncen findet. Bei Zeitarbeitsfirmen will er nicht arbeiten, weil er Unterhalt an seine Tochter zahlen muss und diese finanziellen Verpflichtungen mit dem Lohn, den Zeitarbeitsfirmen zahlen, nicht erfüllen kann. Für eine Ausbildung fühlt er sich mit 30 Jahren zu alt. Sein Freundes- und Bekanntenkreis ist bei der Jobsuche keine Unterstützung, denn er hat nur wenig Freunde und die sind meist selber arbeitslos. Konkrete berufliche Ziele hat er nicht, sein Traum wäre es, sich mit einem Textilgeschäft selbständig zu machen und Textilien aus der Türkei zu importieren. Allerdings hat er nicht genügend Eigenkapital und weiß, dass erst vor kurzem ein Bekannter mit einem Textilgeschäft pleite gegangen ist.

Die Karriere von Ismail ist ein Beispiel dafür, wie ein objektiver Ausgrenzungsverlauf auch subjektiv als solcher erfahren wird. Im folgenden Beispiel geht es um den Karriereverlauf einer Frau, die objektiv betrachtet eine Ausgrenzungskarriere gemacht hat, gemessen an ihren eigenen Maßstäben subjektiv aber nicht, da sie in der Rolle als Hausfrau und Mutter eine Alternative zur Berufstätigkeit sieht. Insgesamt finden sich in unserem Sample neun Frauen dieses Typs.

*Das Beispiel Aynur V., Jg. 1972: „Ich hab´s nicht bereut, wo mein Mann gearbeitet hat, hab´ ich´s nicht bereut, ehrlich.“*

Nachdem Aynur auf der Berufsschule ihren Hauptschulabschluss nachgeholt hat, beginnt sie eine Ausbildung zur Friseurin. Ihre Mutter hat dazu geraten in der Überzeugung, dass Aynur damit später, wenn die Familie wieder in die Türkei zurückkehrt, dort eine Beschäftigung finden kann. Diese Ausbildung bricht sie schon nach zwei Monaten ab, weil sie in der Schule nicht mitkommt. Danach nimmt sie an einer einjährigen Maßnahme zur Bekleidungsnaherin teil. Nach dieser Maßnahme ist sie ein Jahr lang arbeitslos und hat zwischendurch Putzjobs auf 315 €-Basis. 1992 verlobt sie sich in der Türkei. Um ihren Verlobten nach Deutschland holen zu können, sucht sie einen Job, durch den sie genügend Einkommen nachweisen kann. Über das Arbeitsamt findet sie eine Beschäftigung in einem

türkischen Lebensmittelgeschäft. Sie arbeitet ein Jahr lang in dem Laden und beschreibt diese Arbeit als „den schlimmsten Job“, den sie hatte. 1993 heiratet sie in der Türkei und kommt mit ihrem Mann nach Deutschland. Danach gibt sie ihre Beschäftigung im türkischen Laden auf und nimmt wieder eine Teilzeitbeschäftigung als Putzkraft auf 315 €-Basis auf. 1994 findet sie einen Job als Kassiererin in einem Supermarkt. Sie arbeitet zweieinhalb Jahre in dem Supermarkt, bis ihr Mann durch die Hilfe ihres Onkels in einer Montagefirma eine Arbeit findet. Die Arbeit im Supermarkt macht ihr Spaß und die Kolleginnen gefallen ihr, aber sie beendet das Arbeitsverhältnis, weil ihr Mann zu der Zeit relativ gut verdient und weil sie gesundheitliche Probleme hat: sie wird nicht schwanger und führt das auf die Arbeit zurück. Nachdem sie im Supermarkt aufgehört hat, wird sie schwanger: „Also ´n paar Monate bin ich zum Arzt und dann war ich schwanger, das hat ganz schnell geklappt.“ 1997 bekommt sie mit 25 ihr erstes von zwei Kindern und hat seitdem nur stundenweise als Putzfrau auf 315 € Basis gearbeitet. Im Jahr 2000 wird ihrem Mann nach fünf Jahren gekündigt, seitdem ist er arbeitslos. Die Arbeitslosigkeit ihres Mannes belastet sie sehr: „Dass mein Mann arbeitslos ist, das ist ja auch voll schlecht für mich, für ihn auch.“ Sie hat nie darunter gelitten, Hausfrau und Mutter zu sein: „Weil mein Mann hat ja gearbeitet, war nicht schlimm.[...] Ich hab´s nicht bereut, wo mein Mann gearbeitet hat, hab´ ich´s nicht bereut ehrlich gesagt.“ Sie hofft sehr, dass ihr Mann bald wieder einen Arbeitsplatz findet.

#### 4.3 Erklärungen für die Arbeitsmarktkarrieren

Trotz überwiegend gleicher Schulabschlüsse verlaufen die Karrieren der Migranten sehr unterschiedlich. Die Erklärungen dafür lassen sich in *objektive* und *subjektive* unterteilen.

##### Objektive Faktoren

###### *Wandel des Arbeitsmarktes*

Im Zuge des Strukturwandels des hannoveraner Arbeitsmarktes sind gerade *Arbeitsplätze im unqualifizierten Fertigungssektor* abgebaut worden. Außerdem fand eine *Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse* statt. Dieser Strukturwandel hatte auch für die Befragten unserer Untersuchung Konsequenzen. Von den norddeutschen Großstadtregionen war Hannover besonders vom Beschäftigungsabbau im produzierenden Gewerbe betroffen. Zahlreiche Industriebetriebe Hannovers schrumpften oder wurden geschlossen.

Durch die Tertiärisierung gingen zwischen 1992 und 2000 in der Region Hannover pro Jahr durchschnittlich 2,7 Prozent aller Arbeitsplätze in der Fertigung verloren. Gleichzeitig stieg

der Anteil der Dienstleistungsfunktionen an der Gesamtbeschäftigung von 73,2 Prozent im Jahr 1992 auf 78,0 Prozent im Jahr 2000 (Brandt 2003: 82). Auch die Industriebetriebe im Sample der Gatekeeper, die wir befragt haben, mussten Personal in der Fertigung abbauen. Im schlimmsten Fall wurde zwei Drittel des Personals betriebsbedingt entlassen.

Im Verlauf der neunziger Jahre ging in Hannover der Anteil der Beschäftigten ohne abgeschlossene Berufsausbildung stärker zurück als im Durchschnitt der westdeutschen Verdichtungsräume. Das weist darauf hin, dass sich insbesondere für die Unqualifizierten seit den siebziger Jahren die Möglichkeiten, auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, verschlechtert haben. Es gibt weniger Arbeitsplätze in der Industrie und an diese zu gelangen wird immer schwieriger, gleichzeitig werden die Arbeitsmodalitäten prekärer. Zafer E. bringt die Folgen des Strukturwandels auf den Punkt: *„Damals gab es ja sehr viel Arbeit, [...] wenn du nicht willst, kannst du mittags aufhören und am Abend woanders anfangen. [...] Jetzt ist es so, als ob man ein Sandkorn auf den Strand fallen lässt und sagt, such´ danach, so ist die Arbeitssituation heute.“*

Der *Zeitpunkt des Einstiegs* in die Industriearbeit wird somit zum entscheidenden Faktor. Wie die Karrieren der jüngeren Befragten unseres Samples zeigen (siehe Fallbeispiel Ismail M.), haben sie ohne eine berufliche Ausbildung keine Chancen auf eine Festeinstellung in der Industrie. Großbetriebe wie VW bieten nur noch eine generationsabhängige Sicherheit. Die älteren Industriearbeiter gehören zwar zu den „Modernisierungsausgesparten“ mit „stark standardisierter, inhaltsentleerter, geringqualifizierter“ Tätigkeit (Schumann 2002: 335), haben aber einen vergleichsweise sicheren Arbeitsplatz, an den sie ohne große Anstrengung gelangen konnten. Die Jüngeren dagegen, die in Industriebetriebe wollen, müssen hohe Hürden überwinden. Ohne eine berufliche Qualifikation sind sie die „Modernisierungsbedrohten“, deren Arbeitssituation von Instabilität und Prekarität geprägt ist, oder die „Modernisierungsverlierer, (...) die Arbeitslosen und Dauerarbeitslosen, die (...) aus dem Bezugssystem unfreiwillig Ausgegrenzten“ (ebd.). Der Strukturwandel führt Castel (2000: 357) zufolge zu einer „Destabilisierung des bisher Stablen“. Anders als die frühere Arbeiterklasse ist heute eine breite Schicht – vorwiegend jüngerer – Bevölkerung mit geringer Bildung vom Abstieg und dem Sich-Einrichten in der Prekarität bedroht.

Von dieser Destabilisierung sind vor allem die Männer unseres Samples betroffen. Die Frauen haben weniger Schwierigkeiten beim Einstieg in den Arbeitsmarkt, da sie häufig in den niedrig qualifizierten Dienstleistungssektor einsteigen, wo weniger Mangel an Nachfrage herrscht.

Neben dem Strukturwandel auf dem Arbeitsmarkt schlagen sich auch konjunkturelle

Schwankungen in der Positionierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt nieder: Die schwache Konjunktur Anfang bis Mitte der achtziger Jahre und der daraus folgende Lehrstellenmangel auf dem Arbeitsmarkt (vgl. ANBA 1991) hatte für einige befragte Migranten, die zu diesem Zeitpunkt ihre Arbeitsmarktkarriere begonnen hatten, zur Folge, dass sie keinen Ausbildungsplatz finden konnten. Ohne eine Ausbildung erfolgte der Berufseinstieg in das unqualifizierte Segment.

Der anhaltende Strukturwandel sowie konjunkturelle Abschwünge seit Anfang 1992 (Jung 1993: 7) ließen die Arbeitslosenquote in Hannover steigen. Weder sonderkonjunkturelle Einflüsse noch Modernisierungsfortschritte konnten wesentlich zum Abbau der regionalen Arbeitslosigkeit beitragen. Durch die EXPO gelang von 1999 auf 2000 eine Senkung der Arbeitslosenquote um zweieinhalb Prozent. Dieser „EXPO-Effekt“ war bereits im Jahr 2001 nicht mehr wirksam und die Arbeitslosenquote stieg wieder (LHH 2002c: 18). Im Vergleich mit anderen westdeutschen Verdichtungsräumen hat Hannover nach dem Ruhrgebiet die zweithöchste Arbeitslosenquote (Brandt 2003: 86). Im Februar 2004 lag die Arbeitslosenquote (bezogen auf alle abhängig beschäftigten zivilen Erwerbspersonen) bei 12,9 Prozent und war damit gegenüber Dezember 2003 um 0,6 Prozentpunkte gestiegen (AA Hannover 2004). Die Arbeitslosenquote der Ausländer war für den gleichen Zeitraum in Hannover mit 28,1 Prozent fast dreimal so hoch wie die Quote der Deutschen (ebd.). Türkische Staatsangehörige wiederum sind unter den Ausländern am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffen (AA Hannover 2003).

### *Diskriminierung*

Im Zusammenhang mit unseren Ergebnissen aus den Interviews mit den Gatekeepern des Arbeitsmarktes (Kap. V.2) wurde auf die Relevanz von Diskriminierung durch Arbeitgeber für Arbeitsmarktverläufe von türkischen Migranten hingewiesen. Auch die befragten Migranten berichten von Erfahrungen mit Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt. Zwei fühlten sich bei der Arbeitssuche vom Arbeitsamt diskriminiert, so schildert Cemil T. seine Erfahrungen mit dem Arbeitsamt folgendermaßen: *„Das Arbeitsamt behandelt uns sowieso nicht gut. Wenn es eine gute Arbeit gibt, geben sie die uns auch nicht.“* Ein Migrant hat trotz Realschulabschluss keinen Ausbildungsplatz gefunden und führt dies auf seine ethnische Herkunft zurück: *„Haben die gefragt, woher kommen sie? Türkei, mhm, so geschluckt weißt Du, man merkt ja als Ausländer 'ne. Hab' ich gesagt, okay, der wird mich so oder so nicht nehmen“* (Celal Y.). Andere fühlten sich während der Ausbildung von ihren Vorgesetzten diskriminiert und haben deshalb ihre Ausbildung abgebrochen. Ein Interviewter



berichtet: *„Wir waren sechs Leute, die sie uns eingestellt haben. Von den sechs waren vier Ausländer und zwei Deutsche. [...] Die beiden Deutschen kriegen nach einem Jahr Festvertrag und wir anderen vier, uns eigentlich verschoben. I: Die haben nicht 'ne bessere Ausbildung gehabt? [...] B: Nein, nein, nein. [...] Fast gleich, der eine war halt Schlosser gelernt, der andere weiß ich nicht was der gelernt war, aber auf jeden Fall halt kein so, viel mehr als wie wir alle haben die auch nicht gemacht“* (Ferhat K.).

Von Erfahrungen, gegenüber Deutschen zurückgesetzt zu werden, berichten auch Frauen: *„Es gab fünf, sechs Deutsche, die sind alle geblieben, drei Monate später haben sie mich entlassen. [...] Ohne etwas zu sagen, nach drei Monaten Entlassung“* (Nursel N.). Bei den Frauen ist der Anteil derer, die Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, höher, insbesondere die Kopftuchträgerinnen berichten davon. Drei andere Migrantinnen fühlten sich während ihrer Schulzeit diskriminiert. Eine von ihnen beschreibt ihre Erfahrung folgendermaßen: *„Damals hatte meine Klassenlehrerin gesagt, dass ich lieber Hauswirtschaft machen sollte, weil ich eine Türkin bin, [...] das würde mehr passen, obwohl das hat mir gar nicht gepasst damals. Ich hab´ auf sie gehört und dann bin ich [...] Berufsfachschule Hauswirtschaft gegangen. Also ich bereue das“* (Burcu I.).

## **Subjektive Faktoren**

### *Qualifikationsmerkmale*

Die Einordnung von Qualifikation unter die subjektiven Faktoren begründet sich darin, dass Qualifikation an der Person haftet. Gleichwohl aber sind die Mängel nicht nur mit subjektiven Faktoren wie fehlenden Bildungsaspirationen zu erklären, sie sind auch mit objektiven Faktoren wie dem Lehrstellenmangel Anfang bis Mitte der achtziger Jahre und mit Diskriminierung zu begründen.

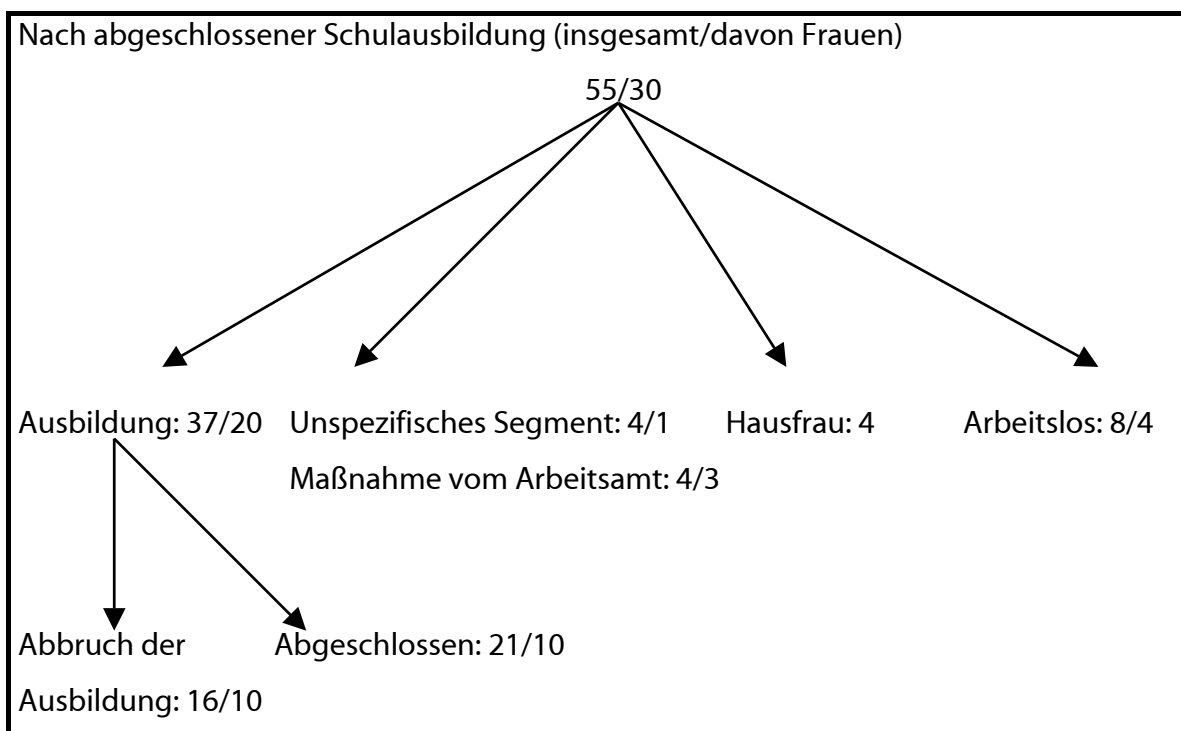
Eine Folge des Strukturwandels ist die wachsende Bedeutung von schulischen und beruflichen Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt. Formale Berufsausbildungen und Bildungszertifikate gelten in Deutschland, stärker als in anderen europäischen Ländern, als „Signale individueller Leistungsfähigkeit“ (Solga 2002: 479). Das Ausbildungssystem ist so bedeutsam, dass Unqualifizierte und gering Qualifizierte in Deutschland eine „normabweichende Minderheit“ (ebd.) darstellen.

Somit sind die Übergänge von der Schule in die Berufsausbildung an der *ersten Schwelle* und von der Ausbildung in den regulären Arbeitsmarkt an der *zweiten Schwelle* die maßgeblichen Weichen für die Integration in den Arbeitsmarkt. Missglückte Übergänge haben folgenreiche Wirkungen auf Arbeitsmarktverläufe (Konietzka 2002: 647); erfolgt der Be-

rufseinstieg ohne eine Ausbildung in das unspezifische Arbeitsmarktsegment, ist von dort der Aufstieg in das qualifizierte und sichere Arbeitsmarktsegment nur in Ausnahmefällen möglich.

Die Mehrheit der befragten Migranten (34 von 55) scheitert an der ersten Schwelle und landet ohne eine Ausbildung im unspezifischen Arbeitsmarktsegment oder wird arbeitslos (Grafik 5.9): Zwar sind zwei Drittel aller Interviewten zunächst an der *ersten Schwelle* erfolgreich: sie fangen nach der Schule eine Ausbildung an, die Männer überwiegend in handwerklichen Berufen wie Mechaniker, Maler/Lackierer, Installateur oder Maurer, die Frauen in Dienstleistungsberufen wie Friseurin, Verkäuferin, Schneiderin oder Erzieherin. Aber fast die Hälfte derer, die eine Ausbildung angefangen haben, bricht die Ausbildung ab, so dass nur 21 eine abgeschlossene Berufsausbildung haben. Die Mehrheit der Abbrecher sind Frauen. Ein Drittel aller Interviewten fängt nach dem Schulabschluss keine Ausbildung an und wird arbeitslos bzw. Hausfrau oder landet in einer Maßnahme des Arbeitsamtes.

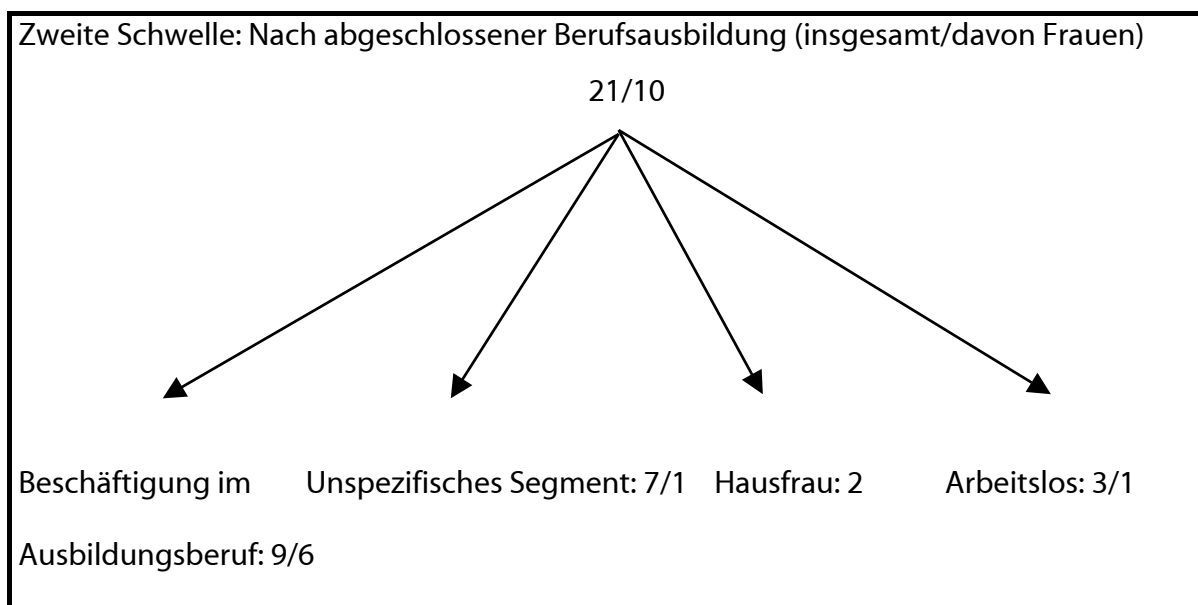
**Grafik 5.9: Übergänge an der ersten Schwelle**



An der *zweiten Schwelle* (Grafik 5.10) ist nur knapp ein Drittel der Migranten mit einer abgeschlossenen Ausbildung erfolgreich und kann im Ausbildungsberuf arbeiten, hierbei handelt es sich überwiegend um Frauen, die im Dienstleistungssektor als Friseurin, Schneiderin oder Erzieherin arbeiten. Bei den Männern ist der Anteil derer, die im An-

schluss an die Ausbildung im Ausbildungsberuf arbeiten können, viel geringer (drei von elf) – und die auch nur für kurze Zeit. Mit zwei Dritteln landet die Mehrheit der Migranten und Migrantinnen mit einer Ausbildung im unspezifischen Arbeitsmarktsegment, wird arbeitslos oder Hausfrau. Eine berufliche Ausbildung ist keine Garantie mehr für den Einstieg in das fachspezifische Arbeitsmarktsegment.

**Grafik 5.10: Übergänge an der zweiten Schwelle**



Fasst man die Situation unserer Befragten nach der Ausbildungsphase zusammen, so haben 34 von 55, also die Mehrheit, keine berufliche Ausbildung, und nur neun arbeiten nach ihrer Ausbildung im Ausbildungsberuf – und auch sie in den meisten Fällen nur für kurze Zeit. Die erheblichen Qualifikationsdefizite bei Männern wie Frauen sind für den weiteren Verlauf ihrer Arbeitsmarktkarrieren richtungweisend.

### *Migrationsgeschichte*

Die Migrationsgeschichte der Migranten hat in vielerlei Hinsicht Einfluss auf die Arbeitsmarktkarrieren. Ein Faktor ist das Einreisealter, das für den schulischen Erfolg bedeutend ist. Die Chancen, Deutsch zu lernen und einen qualifizierten Schulabschluss zu machen, sind bei den älteren ungleich schlechter als bei denjenigen, die sehr jung eingereist oder hier geboren sind. Unzureichende Sprachkenntnisse führen zu häufigerem Sitzenbleiben und damit zu einem höheren Alter beim Schulabschluss, was sich wiederum negativ auf die Chancen auf einen Ausbildungsplatz auswirkt.

Massiv beeinträchtigend auf den Schulerfolg wirken sich längere Aufenthalte in der Türkei aus, die von den Eltern erzwungen werden: „Also, dass mein Vater mich, das also bereu ich,

oder finde nicht gut, dass er das gemacht hat ne, ich hab meine zwei Jahre damals verloren. [...] Hätte mich entweder hier gelassen oder Türkei“ (Erdoğan Ş.). Wie im Falle von Erdoğan Ş. führt die zeitweise Remigration in die Türkei dazu, dass die Schulausbildung manchmal für Jahre unterbrochen wird. Nach der erneuten Einreise kann kaum an die sprachlichen und schulischen Anforderungen in Deutschland angeknüpft werden, was wiederum schlechte Schulabschlüsse zur Folge hat.

### *Familie*

Die Eltern der zweiten Generation konnten aufgrund ihrer mangelnden Deutschkenntnisse und ihrer Unkenntnis des deutschen Schulsystems ihren Kindern in schulischen Angelegenheiten nur in seltenen Fällen helfen. Zudem hatten die Eltern, wenn beide berufstätig waren, schon aus zeitlichen Gründen kaum Möglichkeiten, sich um die Schulangelegenheiten ihrer Kinder zu kümmern: *„Meine Mutter, die konnte nicht so gut Deutsch, mein Vater auch nicht und keiner hat gefragt, wo ich hingeh, [...] wie ich in der Schule bin, ob ich Nachhilfeunterricht kriegen soll oder ob ich was, ob ich ´ne Unterstützung brauche, hat keiner gefragt damals auch“* (Ali G.). Wenn Väter bei der Ausbildungsplatzsuche überhaupt behilflich sein konnten, verschafften sie ihren Söhnen Zugang zu dem Arbeitsmarktsegment, in dem sie sich selbst befanden. Das aber ist meist prekär.

Die Familien der Migranten bieten aber nicht nur geringe Ressourcen, ihr Einfluss schränkt auch die Optionen der Migranten massiv ein. Das zeigt sich auf verschiedene Weise:

- Durch Ablehnung einer Schul- und Berufsausbildung für die Kinder, schließlich hätten sie selbst auch keine Qualifikationen gebraucht, um hier Arbeit zu finden.
- Durch eine frühe, oftmals erzwungene Heirat; die frühe Heirat macht eine Ausbildung oft unmöglich, da die Migranten in vielen Fällen Ehepartner aus der Türkei holen und den Nachzug ihres Ehepartners nicht mit ihrem Ausbildungseinkommen finanzieren können. Die Verpflichtung, Ehefrau und Familie zu ernähren, zwingt die Männer, Geld zu verdienen statt eine Ausbildung zu machen: *„Damals war ich dann auch frisch verheiratet [...], ich musste meine Frau sozusagen aus der Türkei hier herbringen, ich musste irgend ´ne Arbeit haben oder Arbeitsplatz, damit ich genügend Einkommen habe“* (Celal Y.). Für die Frauen hat die Heirat oftmals gravierendere Folgen, sie werden früh Mutter, müssen schon in jungen Jahren eine längere Auszeit vom Arbeitsmarkt nehmen und haben dann ohne Ausbildung und Berufserfahrung kaum Chancen auf einen Wiedereinstieg.

- Durch finanzielle Verpflichtungen gegenüber den Eltern, bspw. übernimmt im Krankheits- oder Todesfall des Vaters das Kind die Funktion des Ernährers der Familie und kann sich eine Berufsausbildung nicht mehr leisten.
- Durch die Rückkehrorientierung der Eltern; von den Kindern wird erwartet, dass sie so früh wie möglich so viel Geld wie möglich verdienen, um Investitionen der Eltern in der Türkei zu unterstützen: *„Mein Vater sagte, mein Sohn, wenn du alt genug bist, dann geben sie dir eine Arbeitserlaubnis, dann kannst du bei einer guten Arbeit anfangen und arbeiten [...] und ich wegen Dummheit oder wegen irgendwas hab´ ich gesagt, geh´ ich arbeiten [...]“* (Aziz O.).

### *Soziale Netzwerke*

Soziale Kontakte haben einen bedeutenden Einfluss auf Arbeitsmarktverläufe. Ein sozial heterogenes Netz mit Kontakten zu möglichen Arbeitgebern und Brückenpersonen zu anderen Netzwerken, die bei der Arbeitssuche behilflich sein könnten, kann sich positiv auf die Karriereverläufe der Migranten auswirken. Dies gilt insbesondere für unsere Untersuchungsgruppe, die in erster Linie über Familienmitglieder und Freunde nach Arbeitsplätzen sucht. Informelle Suchstrategien kommen generell bei niedrig Qualifizierten und Minderheiten häufiger vor als bei Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft und solchen mit einem hohen beruflichen Status (Granovetter 1974).

Die Migranten mit einer erfolgreichen Berufskarriere haben ihre Jobs oftmals durch Hinweise und Tipps von Freunden und Bekannten gefunden. Die überwiegende Mehrheit der Migranten hat aber ein sozial und ethnisch homogenes Netzwerk und verfügt über keinerlei Kontakte zu Gatekeepern oder ‚Brückenpersonen‘. So haben die arbeitslosen Migranten überwiegend Freunde und Bekannte, die selber arbeitslos sind und kaum materielle Unterstützung und noch seltener Informationen über Arbeitsmöglichkeiten bieten können. Hinzu kommt, dass die Netzwerke ohnehin durch die Migration geschwächt sind, da viele Verwandte und Freunde zurück gelassen wurden und somit ihre Unterstützungsleistungen wegfallen. Für die Frauen kann die Schwächung des familiären Netzwerkes zur Folge haben, dass ihnen – anders als es in vielen türkischen Familien in der Türkei noch üblich ist – bei der Betreuung ihrer Kinder keine verwandtschaftlichen Unterstützungsleistungen zur Verfügung stehen und sie somit größere Schwierigkeiten haben, Erwerbstätigkeit und Mutterschaft zu vereinbaren. Die Ergebnisse aus den Interviews mit den Migrantinnen unterstreichen die Bedeutung der Herkunftsfamilie bei der Kinderbetreuung: Diejenigen, die bei der Betreuung ihrer Kinder Unterstützung durch ihre Familie bekommen haben, konn-

ten – anders als diejenigen, denen keinerlei Unterstützung durch ihr soziales Netzwerk zur Verfügung stand – trotz Mutterschaft wieder eine Erwerbstätigkeit aufnehmen.

#### *Zufall und Charakter*

Die Migranten unserer Untersuchungsgruppe hatten nicht viele Chancen auf dem Arbeitsmarkt und viele haben die vielfältigen Restriktionen nicht überwinden können. Wie dann ist es den wenigen gelungen? Auch hier wie in der Dimension soziale Netze spielen *Zufall und Charakter* eine Rolle: *Engagement, hartnäckiges Suchen* und *auch der glückliche Umstand*, zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein. So ist Alpay G., als er arbeitslos geworden war, herumgefahren und hat sich in vielen Betrieben direkt vorgestellt. Im Nachhinein sagt er, er hätte Glück gehabt, dass einer darunter war, der auch jemanden brauchte.

#### **4.4 Zusammenfassung**

Die Arbeitsmarktsituation unseres Samples stimmt im Wesentlichen mit der allgemeinen Positionierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt überein. Die Mehrheit der Männer ist als einfacher Arbeiter im industriellen Sektor beschäftigt, die Mehrheit der Frauen als einfache Angestellte im niedrig qualifizierten Dienstleistungssektor. Eine genaue Betrachtung der einzelnen Karrieren zeigt allerdings, dass erhebliche Unterschiede innerhalb des Samples bestehen, die sowohl auf objektive als auch auf subjektive Faktoren zurückzuführen sind. Die unterschiedlichen Verlaufsmuster lassen sich zu drei typischen Karrieren zusammenfassen: die Integrationskarriere, die Karriere der prekären Integration und die Ausgrenzungskarriere.

Etwa die Hälfte der Männer unseres Samples hat eine Integrationskarriere gemacht. Die typische Integrationskarriere der Männer entspricht hinsichtlich der Branchen, der Arbeitsmarktsegmente und der Ansprüche an Arbeit dem Muster der ersten Generation von Arbeitsmigranten. Diese Form der Integration ist eine ‚Verlängerung des Gastarbeitermodells‘. Aber anders als bei der ersten Generation und auch den Älteren der zweiten Generation, spielen neben einer beruflichen Ausbildung und der Qualität des sozialen Netzwerkes, *Zufall und Charakter* für die Arbeitsmarktkarrieren eine wichtige Rolle: Ohne entscheidende Hinweise und Vermittlungstätigkeiten von Personen aus dem sozialen Netzwerk, viel Engagement und einer großen Portion Glück sind die Chancen auf eine Integrationskarriere auf dem Arbeitsmarkt – auch mit Qualifikation – sehr gering.

Oftmals entscheidet der Zeitpunkt des Einstiegs in den Arbeitsmarkt über den Verlauf einer Karriere. Die Älteren hatten mehr ‚Glück‘ als die Jüngeren, da sie zu einem Zeitpunkt in den Arbeitsmarkt eingestiegen sind, als sich für Un- bzw. Niedrigqualifizierte wesentlich mehr Chancen boten, als es gegenwärtig der Fall ist.

Fast ein Drittel der Männer unseres Samples hat eine Ausgrenzungskarriere gemacht, ein Fünftel ist prekär auf dem Arbeitsmarkt integriert. Sie sind die „Modernisierungsverlierer“ (Schumann 2002). Ihre heutige Situation ist geprägt durch prekäre Beschäftigungsverhältnisse, das Fehlen beruflicher Perspektiven, durch lange Arbeitslosigkeit und Resignation. Hauptursache für ihre Perspektivlosigkeit sind das Schrumpfen des niedrig qualifizierten Segments industrieller Arbeit und das Fehlen von beruflichen Qualifikationen. Ihre Karrieren verlaufen überwiegend unterhalb der klassischen Karriere der unqualifizierten Industriearbeit und somit auch unterhalb des typischen Karrieremusters der ersten Generation.

Anders als die Männer haben die meisten Frauen mit einer Ausgrenzungskarriere die Statusalternative ‚Hausfrau‘. Knapp ein Drittel der Frauen hat gar keine Arbeitsmarktorientierung und sieht in der Hausfrauenrolle ihre Bestätigung. Diese Frauen möchten – wenn überhaupt – nur eine Teilzeitbeschäftigung ausüben, um ein Zubrot für das Familieneinkommen zu verdienen. Aber über ein Drittel der Frauen ist unfreiwillig aus dem Arbeitsmarkt ausgegrenzt. Fehlende Qualifikationen aufgrund einer frühen Mutterschaft, ein restriktiver Einfluss der Familie und Diskriminierung durch Arbeitgeber zählen hierbei zu den wichtigsten Ursachen. Lediglich fünf Frauen sind in den Arbeitsmarkt integriert. Weitere drei sind prekär integriert. Auch bei diesen Frauen zeigt sich zusätzlich zu der Bedeutung von beruflichen Qualifikationen und sozialen Kontakten die Relevanz von Zufall und Charakter für die Arbeitsmarktkarrieren. Sie haben eine hohe Arbeitsmarktorientierung, suchen engagiert, bekommen aber auch die entscheidenden Hinweise und Unterstützungsleistungen von ihrem sozialen Netzwerk, oder von Lehrern und Ausbildern.

An den Karrieren der Migranten wird deutlich, dass sozial und ökonomisch Benachteiligte nur über wenige ‚lockere Bindungen‘ verfügen, die insbesondere bei der Jobsuche bedeutend sind. Ihr enges soziales Umfeld kann für sie nicht genügend Informationen und materielle Ressourcen zur Verfügung stellen, da es sich in einer ähnlichen Lebenslage befindet (vgl. Kap. III.4). Hinzu kommt, dass Migranten durch die Migration viele familiäre und außerfamiliäre Kontakte verloren haben, was sie nur in seltenen Fällen durch neue Kontakte kompensieren können.

Es ist abzusehen, dass im Fertigungssektor der Bedarf an Arbeitskräften mit geringen Qualifikationen weiter sinken wird. Auch industrielle Großbetriebe bieten für Niedrigqualifizier-

te zunehmend weniger Sicherheit. Das bedeutet, dass Industriearbeiter auf niedrig- bzw. unqualifizierten Arbeitsplätzen selbst bei unbefristeten Verträgen langfristig auch nur prekär in den Arbeitsmarkt integriert sind. Das Wunschziel vieler unserer Befragten – die gute und sichere Arbeit bei einem großen Industriebetrieb –, würde sich als Fata Morgana entpuppen.



## VI FAZIT

In diesem Kapitel werden im ersten Abschnitt anknüpfend an die generelle Forschungsfrage dieser Studie die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst und Erklärungen für die Positionierung der Migranten in den Dimensionen Arbeit, Wohnen und soziale Netze diskutiert. Der zweite Abschnitt widmet sich den Handlungsempfehlungen für die Politik.

### 1 Türkische Migranten der zweiten Generation – integriert oder ausgegrenzt?

Bei den Migranten, die wir interviewt haben, gibt es in der Frage ‚Integration oder Ausgrenzung?‘ kein einfaches *entweder – oder*. Die biographischen Entwicklungen in den Dimensionen Arbeit, Wohnen und soziale Netze befinden sich vielmehr zwischen diesen beiden Extremen. Somit bringt der Titel „Zwischen Integration und Ausgrenzung“ unsere Ergebnisse bereits auf den Punkt: Die wenigsten Migranten haben in allen drei Dimensionen eine Ausgrenzungskarriere hinter sich und auch relativ wenige blicken auf eine Integrationskarriere in allen drei Dimensionen zurück. Bei den meisten verlaufen die biographischen Entwicklungen irgendwo dazwischen.

Betrachtet man die Karrieren der Migranten in den einzelnen Dimensionen, so fällt zunächst eins auf: Während die Karrieren in den Dimensionen Wohnen und soziale Netze relativ gleichförmig verlaufen, gibt es in der Dimension Arbeit große Unterschiede. In unserem Sample gibt es keinen Fall einer klassischen beruflichen Integrationskarriere nach dem Muster vom Lehrling über den Gesellen zum Meister. Für die breite Mittelgruppe unserer männlichen Interviewpartner spielt Industriearbeit immer noch die wichtigste Rolle, aber sie sind in diesem Segment nur *prekär integriert*.

Selbst die *wenigen Erfolgreichen*, die in das mittlere Segment qualifizierter Dienstleistungsarbeit aufgestiegen sind, haben sehr diskontinuierliche Beschäftigungsverläufe. Die *Ausgrenzungskarrieren* verlaufen unterhalb der unqualifizierten Industriearbeit und damit auch unterhalb des typischen Arbeitsmarktsegments der ersten Migrantengeneration: Einstieg in den Arbeitsmarkt ohne Berufsausbildung, wechselnde prekäre Beschäftigungsverhältnisse bei Zeitarbeitsfirmen und randständigen Betrieben sowie lang andauernde Phasen der Arbeitslosigkeit sind typische Stationen der Ausgrenzung am Arbeitsmarkt.

Die beruflichen Verläufe der Frauen sind noch prekärer. Aber anders als die Männer haben Frauen die Statusalternative ‚Hausfrau‘. Knapp ein Drittel der Frauen ist nicht auf den Arbeitsmarkt orientiert. Sie finden in der Hausfrauenrolle ihre Bestätigung. Diese Frauen möchten – wenn überhaupt – nur eine Teilzeitbeschäftigung ausüben, um ein Zubrot für das Familieneinkommen zu verdienen.

Im Vergleich zu den anderen Dimensionen scheint die Gefahr einer Ausgrenzungskarriere auf dem Arbeitsmarkt am höchsten: Scheitern oder ein mühsames Sich-über-Wasserhalten ist das gängige Muster, Erfolg eher die Ausnahme.

Weniger gefährdet erscheinen die Karrieren in den Dimensionen Wohnen und soziale Netze: Hier überwiegt eine Integration auf niedrigem Niveau.

Bei den Wohnkarrieren der Migranten überwiegt ein *bescheidener Aufstieg*: Die meisten Befragten konnten sich im Lauf der Zeit hinsichtlich der Wohnkarriere verbessern, haben aber nach wie vor einen im Vergleich zur deutschen Bevölkerung niedrigen Wohnstandard: Eine Wohnung mit 60 qm Wohnfläche für zwei Erwachsene und zwei Kinder ist typisch. Nur wenigen gelingt der Aufstieg in eine größere, besser ausgestattete Mietwohnung oder in eine Eigentumswohnung. *Ausgrenzungskarrieren*, also eine dauerhafte Verschlechterung der Wohnversorgung, bleiben die Ausnahme und betreffen vor allem Migranten aus dem Altbauquartier Linden-Nord.

Die Karrieren der Migranten in der Dimension soziale Netzwerke entsprechen den üblichen Entwicklungen im Lebensverlauf: Während in der Schulzeit das soziale Netz recht groß ist, verkleinert es sich meist bereits mit dem Verlassen der Schule, aber spätestens bei der Familiengründung. Da die Migranten relativ jung heiraten, beginnen auch ihre Netze sehr früh zu schrumpfen. Die sozialen Netze sind überwiegend *ethnisch und sozialstrukturell homogen* und räumlich auf das nähere Umfeld begrenzt. Die *familiären Kontakte* spielen die zentrale Rolle. Die Familie ist für türkische Migranten der zweiten Generation der wichtigste Schutz gegen soziale Isolation und gewährleistet materielle und emotionale Unterstützung bei der Bewältigung des Alltags. Aber die Familie ist nicht nur ein sicheres Netz für die Migranten, sie ist auch ein Käfig, da sie die Optionen der Migranten einengt.

Die türkischen Migranten der zweiten Generation, sind demnach weniger mit der Dichotomie integriert oder ausgegrenzt zu beschreiben, sie befinden sich vielmehr überwiegend in einem Stadium einer bescheidenen oder – im Bereich des Arbeitsmarktes – auch prekären Integration. Woran entscheidet sich nun, ob und wenn ja, auf welchem Niveau Integration gelingt, oder ob der Weg in die Randständigkeit bis hin zur dauerhaften Ausgrenzung führt?

## Faktoren der Integration und Ausgrenzung

Neben den Rahmenbedingungen des Arbeits- und Wohnungsmarktes gehören Diskriminierung durch Gatekeeper, der Stadtteil, in dem die Migranten leben, die Familie sowie die sozialen Netzwerkbeziehungen zu den relevanten Faktoren. Aber auch kulturelle – sowohl ethnisch als auch schichtspezifisch bedingte – Orientierungen der Migranten selbst haben Einfluss auf die Karrieren. Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse zu diesen Faktoren zusammengefasst und diskutiert.

### *Wohnungsmarkt*

Bei den Rahmenbedingungen des *Wohnungsmarktes* sind vor allem die entspannte Lage auf dem Wohnungsmarkt und die Bedeutung des sozialen Wohnungsbaus zu nennen. Der soziale Wohnungsbau erfüllt Segment, das nicht den Marktmechanismen unterliegt, zwei wichtige Funktionen: Seine festgelegten Höchstpreise sorgen dafür, dass auch die Mietpreise auf dem privaten Wohnungsmarkt eine gewisse Grenze nicht überschreiten. Die zweite Funktion besteht in der Versorgung „breiter Schichten des Volkes“ mit angemessenem Wohnraum. Auch hier wird der reine Marktmechanismus durchbrochen, da der soziale Wohnungsbau unteren Einkommensgruppen Wohnsicherheit gewährleistet. Allerdings hat sich diese Funktion immer mehr zu einer Versorgungsfunktion von Haushalten gewandelt, die sich aufgrund ihrer Einkommenssituation oder aufgrund von Diskriminierung nicht selbst versorgen können. Die seit langem stattfindende Abkehr der Wohnungspolitik vom sozialen Wohnungsbau wird mit Hinweis auf ihre Funktionen kritisiert (Häußermann/Siebel 1996: 165f.).

Unsere Ergebnisse erlauben Zweifel, ob der soziale Wohnungsbau auch unter den heutigen Bedingungen diese Funktionen noch erfüllt: Der Wohnungsmarkt in Hannover ist recht entspannt, so dass es generell nicht schwierig ist, auch auf dem privaten Markt eine Wohnung zu einem angemessenen Preis zu mieten. So liegen die Mietkosten der Migranten, die in einer privat vermieteten Wohnung leben, unterhalb der Mieten, die die Migranten in einer Sozialwohnung aufbringen müssen. Zugleich sind die Wohnungen des sozialen Wohnungsbaus – vor allem in der Großsiedlung Vahrenheide-Ost – qualitativ oft schlechter als die Wohnungen auf dem privaten Markt. Die Funktion, die Mietpreisentwicklung auf dem privaten Markt zu mäßigen, erfüllt der soziale Wohnungsbau in Hannover nicht mehr, eher ist das Gegenteil der Fall.

Die zweite Funktion des sozialen Wohnungsbaus – die der Verhinderung von Ausgrenzung vom Wohnungsmarkt – scheint auf den ersten Blick durch unsere Ergebnisse bestätigt zu werden: Unter den Migranten aus der Großsiedlung des sozialen Wohnungsbaus gibt es kaum jemanden, der eine Ausgrenzungskarriere auf dem Wohnungsmarkt gemacht hat, während von den Lindener Migranten einige eine Ausgrenzungskarriere hinter sich haben. Der Grund dafür liegt aber in der Tatsache, dass Migranten aus Linden häufiger eine Ausgrenzungskarriere auf dem Arbeitsmarkt gemacht haben und dementsprechend weniger Geld für die Miete aufbringen können. Die Migranten aus Vahrenheide-Ost sind dagegen seltener von Ausgrenzung auf dem Arbeitsmarkt betroffen, was sich auch auf ihre Wohnkarriere niederschlägt.

Mit diesen Ergebnissen wird die enorme Bedeutung des sozialen Wohnungsbaus gerade für die Integration einkommensschwacher Haushalte unter Bedingungen von Wohnungsknappheit nicht eingeschränkt, aber es zeigt sich, dass der soziale Wohnungsbau in Zeiten eines entspannten Wohnungsmarktes seine Funktionen kaum erfüllen kann. Bei den Migranten der Großsiedlung trägt er im Gegenteil dazu bei, dass sie sich – gemessen an der Miete, die sie bezahlen – mit weniger Wohnqualität zufrieden geben müssen als es auf dem Hannoverschen Wohnungsmarkt momentan üblich wäre.

### *Arbeitsmarkt*

Der Strukturwandel auf dem *Arbeitsmarkt* hat für die Arbeitsmarktsituation unserer Befragten weit reichende Konsequenzen. Im Zuge der Deindustrialisierung und der Tertiärisierung wurden viele *Arbeitsplätze im unqualifizierten Fertigungssektor* abgebaut. Während für die älteren ‚Gastarbeitergenerationen‘ in den sechziger und frühen siebziger Jahren durch die industriellen Großbetriebe die Integration in den Arbeitsmarkt – auch ohne eine berufliche Qualifikation – gewährleistet war, ist die heutige Situation der Un- bzw. Niedrigqualifizierten von Instabilität und Prekarität geprägt. Die Umstrukturierungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt haben einen enormen Bedeutungsgewinn von Qualifikationen zur Folge. Un- bzw. Niedrigqualifizierte gehören zu den „Modernisierungsverlierern“ auf dem Arbeitsmarkt (Schumann 2002). Und für die Wenigen, die überhaupt noch in Industriebetrieben eingestellt werden, sind die Hürden höher geworden: Nicht nur eine berufliche Ausbildung wird vorausgesetzt, sondern auch die Bereitschaft, befristete Verträge und untertarifliche Bezahlung zu akzeptieren.

Da die meisten befragten Migranten nur einen Hauptschulabschluss, aber keine Berufsausbildung haben, verfügen sie nicht über die schulischen und auch nur selten über

die *beruflichen Qualifikationen*, die für die Integration in das sichere Arbeitsmarktsegment eine immer größere Rolle spielen. Die Meisten landen ohne eine Ausbildung in den unteren Segmenten des Arbeitsmarktes, aus denen ein Aufstieg kaum möglich ist. Für die meisten sind somit mit dem Berufseinstieg bereits die Weichen in Richtung Ausgrenzung gestellt.

### *Diskriminierung*

Neben dem Strukturwandel und den Qualifikationsdefiziten spielt aber auch *Diskriminierung* durch Gatekeeper des Arbeitsmarktes für die berufliche Positionierung türkischer Migranten eine relevante Rolle. So wird in verschiedenen Untersuchungen darauf hingewiesen, dass türkische Migranten auch bei entsprechenden Qualifikationen gegenüber Deutschen bzw. anderen Migrantengruppen benachteiligt werden (vgl. Goldberg et al. 1995; Seifert 2001; Kalter/Granato 2001).

In unserer Studie finden sich ebenfalls Belege für Diskriminierung türkischer Migranten auf dem Arbeitsmarkt. Ein Drittel der Befragten Migranten berichtet über Diskriminierungserfahrungen auf dem Arbeitsmarkt, ein weiteres Drittel spricht von einem vagen Gefühl, diskriminiert zu werden. Die Ergebnisse aus den Interviews mit den Gatekeepern des Arbeitsmarktes zeigen, dass bestimmte Gruppen unter den türkischen Migranten besonders von Diskriminierung betroffen sind und Diskriminierung verstärkt in bestimmten Sektoren des Arbeitsmarktes auftritt. Junge türkische Männer und Frauen mit Kopftuch sind besonders von Diskriminierung betroffen. Bis auf eine sind alle Kopftuchträgerinnen unseres Samples unfreiwillig aus dem Arbeitsmarkt ausgeschieden.

Die diskriminierenden Verhaltensweisen begründen die Gatekeeper zum einen mit ökonomischen und sozialen Folgewirkungen, die durch die Vorbehalte Dritter ausgelöst werden. So ist für alle Gatekeeper der Dienstleistungsbranche das Tragen von Kopftüchern aufgrund des Kundenkontakts unakzeptabel, und einige achten – mit Rücksicht auf Konflikte und die Vorbehalte ihrer deutschen Belegschaft gegenüber Türken – darauf, den Anteil an Türken in ihrem Betrieb möglichst gering zu halten. Zum anderen beruhen die diskriminierenden Praktiken der Gatekeeper aber auch auf antizipierten ökonomischen Verlusten und eigenen emotionalen Überzeugungen. Türkische Männer werden diskriminiert, weil Gatekeeper ihnen Eigenschaften zuschreiben, die sie für Dienstleistungsberufe disqualifizieren. Ihnen fehle im Umgang mit Kunden die „*professionelle Demut*“, die gerade in Dienstleistungen gefordert sei.

Mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel in Richtung Dienstleistungsgesellschaft hat sich die Relevanz von Vorurteilen für die Arbeitsmarktchancen türkischer Migranten verschärft. Für einfache Fertigungstätigkeiten in der Industrie spielte das Kopftuch oder die „*professionelle Demut*“ ihrer Beschäftigten keine Rolle.

In dem von Wohnungsgesellschaften und –genossenschaften kontrollierten Segment der Wohnungsversorgung ist die *Diskriminierung* von türkischen Migranten offensichtlich: Bis auf eine Ausnahme streben alle befragten Unternehmen eine *Quotierung* türkischer Mieter an, um den Anteil von Migranten in den jeweiligen Häusern zu limitieren. Danach könnte in einem Mietshaus mit zwölf Wohnparteien kein weiterer türkischer Mieter einziehen, wenn bereits vier Migrantenhaushalte in diesem Haus wohnen. Als gängiges Quotierungsziel gilt ein Anteil von Migrantenhaushalten pro Haus, der ein Drittel nicht übersteigt. In wenigen Fällen wird der Migrantenanteil im ganzen Quartier als Maßstab für die Quotierung genommen. Die Begründungen für die Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt lassen sich analog zum Arbeitsmarkt in solche aufteilen, die auf dem Verhalten Dritter beruhen und solchen, die auf eigenen Überzeugungen beruhen. Als ökonomisches Argument nennen die befragten Gatekeeper des Wohnungsmarktes die Befürchtung, ein Mietshaus mit einem ‚zu hohen‘ Anteil ausländischer Mieter sei für deutsche Mieter unattraktiv und würde deshalb im Wert sinken. Ab einem bestimmten Anteil ausländischer Mieter und Stadtteilbewohner werden selektive Wanderungen der deutschen Mittelschicht in andere Stadtteile befürchtet. Durch die selektiven Wanderungen könnten Konzentrationsprozesse in Gang kommen, an deren Ende eine rein türkische Mieterschaft bzw. ein rein türkisches Quartier stehen. Ein anderes Ziel der Quotierung liegt in der Vermeidung von sozialen Konflikten zwischen deutschen und ausländischen Haushalten. Die Quotierung ausländischer Haushalte dient als Mittel, solche Konflikte zu minimieren. Dabei gelten nach mehreren Untersuchungen gerade in benachteiligten Quartieren die türkischen Familien als diejenigen, die das Quartier stabilisieren (Friedrichs/Blasius 2000; Neuhöfer 1998; Tobias/Boettner 1992). Neben den Begründungen, die sich auf Dritte beziehen, argumentieren einige Gatekeeper mit eigenen Überzeugungen ökonomischer Art – dass etwa türkische Mieter die Wohnungen stärker verwohnt – oder mit ausgeprägten Vorurteilen.

Angesichts des momentan entspannten Wohnungsmarktes können die Wohnungsunternehmen ihr Ziel der Quotierung allerdings kaum durchsetzen, da sie sonst Leerstände in Kauf nehmen müssten. Dafür sprechen auch die Erfahrungen der befragten Migranten bei der Wohnungssuche, die nur selten von Diskriminierung im Bereich der Wohnungsunternehmen berichten.

Die Bereitschaft der Wohnungsunternehmen, türkische Haushalte zu quotieren, ist jedoch groß, so dass sich im Falle eines zunehmend angespannten Wohnungsmarktes die Chancen türkischer Bewerber stark verringern würden. Türkische Migranten sind damit in doppelter Hinsicht von konjunkturellen Schwankungen auf dem Wohnungsmarkt abhängig.

### *Wohnquartier*

Ein weiterer Faktor zur Erklärung der Wohnkarrieren sind die Bedingungen in den beiden Quartieren, in denen die befragten Migranten leben. Die Eigenschaften von Quartieren beeinflussen die Lebensbedingungen ihrer Bewohner als Ressourcen, die bei der Bewältigung von prekären Lebenslagen helfen oder als zusätzliche Benachteiligung.

Der Einfluss des Quartiers auf die Lebenslagen der Bewohner macht sich in drei Formen bemerkbar: Erstens, die soziale Mischung der Bewohner in Linden-Nord hat einen Einfluss auf die Zusammensetzung der sozialen Netze der Migranten. Die Netzwerke der Lindener Migranten sind größer und ethnisch heterogener als die der Vahrenheider. Außerdem erhöht die soziale Heterogenität im Altbauquartier das soziale Kapital, das das Netz zur Verfügung stellen kann. Lindener Migranten haben häufiger über Freunde und Bekannte einen Job vermittelt bekommen als Vahrenheider.

Zweitens, dasselbe gilt für die funktionale Mischung in Linden-Nord: Neben der Vielzahl an Möglichkeiten, außerhalb der eigenen Wohnung Kontakte zu pflegen, bietet die kommerzielle und soziale Infrastruktur auch bessere Arbeitsmöglichkeiten vor Ort.

Drittens beeinflusst die Dimension der Symbolik bzw. des Images die Karrieren in den beiden Dimensionen Arbeit und soziale Netze eher indirekt: Das schlechte Image von Schulen in beiden Stadtteilen schränkt die Chancen von Schulabgängern auf einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz ein. Ein Teil der Arbeitgeber assoziiert mit Schulabgängern von diesen Schulen geringere soziale und kognitive Kompetenzen, so dass ein Abschlusszeugnis einer bestimmten Schule bei der Bewerbung um einen Ausbildungsplatz im schlimmsten Fall zum Ausschlusskriterium werden kann.

Die Stigmatisierung der Großsiedlung Vahrenheide-Ost hat auch zur Folge, dass soziale Entmischungsprozesse forciert werden: Viele, die es sich leisten können, ziehen weg und kaum ein Wohnungssuchender würde freiwillig nach Vahrenheide ziehen. Auf diese Weise kann ein *circulus vitiosus*, eine Abwärtsspirale entstehen.

Bis hierhin bestätigt sich das in der Öffentlichkeit, aber auch in Teilen der soziologischen Forschung etablierte Bild von der benachteiligenden Großsiedlung und dem ressourcenreichen Altbauquartier (Herlyn et al. 1991). Es zeigt sich aber, dass die Großsiedlung den

Bedürfnissen von Familien eher entspricht als das Altbauquartier. Vahrenheide-Ost erfüllt die Ansprüche traditioneller Familien mit traditioneller Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Wo dieses Modell noch funktioniert, funktioniert auch der Stadtteil. Es gibt also nicht nur per se benachteiligende oder ressourcenreiche Quartiere, sondern es sind auch die Haushaltstypen der Bewohner und deren Bedürfnisse, von denen der Einfluss des Quartiers abhängt (vgl. Kronauer/Vogel 2004). Aber angesichts der Probleme auf dem Arbeitsmarkt und der sich wandelnden Rolle der Frau wird diese Lebensform auch unter den Türken längerfristig an Relevanz verlieren.

### *Familie*

Im Zusammenhang mit Integrations- und Ausgrenzungsprozessen kommt den Familien der Migranten eine herausragende Bedeutung zu: Familiäre Kontakte, Bindungen und Verpflichtungen haben für die Migranten höchste Priorität. Die Folgen der engen familiären Bindungen sind allerdings ambivalent und lassen sich unter dem Schlagwort ‚Netz und Käfig‘ zusammenfassen: Die Familien bieten einerseits vielfältige materielle sowie emotionale Unterstützungsleistungen und werden von den Migranten oft als letzter verlässlicher Rettungsanker in ökonomisch und psychisch schwierigen Lebenslagen wahrgenommen. Auf der anderen Seite sind die Ressourcen, die die Familie bieten kann, auf einen engen Rahmen begrenzt, und in vielen Fällen wirkt sich der familiäre Einfluss hinderlich auf die Wohnungsmarkt- und Arbeitsmarktkarrieren aus. So ist die räumliche Nähe zu den Eltern entscheidend bei der Wahl des Wohnstandorts (Nauck 1998; Hinrichs 2003: 30). Dabei spielen Normen ebenso eine Rolle wie die Angewiesenheit junger Frauen mit Kindern auf familiäre Hilfen, insbesondere wenn sie erst kürzlich im Zuge ihrer Heirat nach Deutschland gekommen sind. Für nahezu alle Befragten war ein Wegzug aus dem Stadtteil, in dem die Familie wohnt, undenkbar. Selbst eine bessere und billigere Wohnung wird abgelehnt, wenn sie zu weit weg ist von den Verwandten. Dadurch wird die Auswahl an Wohnungen, die für die Migranten in Frage kommen, beschränkt. Das ist der Grund dafür, warum die Vahrenheider Migranten für ihre oftmals schlechteren Wohnungen bereit sind mehr Miete zu zahlen als die Lindener.

Ein restriktiver Einfluss der Familie auf die Arbeitsmarktkarrieren der Migranten zeigt sich auf zwei Arten: Erstens konnten die Eltern aufgrund ihrer geringen Sprachkenntnisse und ihres geringen Informationsstandes über das deutsche Schulsystem in schulischen und beruflichen Angelegenheiten kaum Hilfe bieten oder hatten aufgrund ihrer Berufstätigkeit nur wenig Zeit für ihre Kinder. Zweitens hat der Einfluss der Familie eine Einschränkung



ihrer Optionen zur Folge. Diese Einschränkung zeigt sich bei einigen Eltern in der ablehnenden Haltung gegenüber einer Schul- und Berufsausbildung (da sie selbst keine Qualifikationen brauchten, um hier Arbeit zu finden) und in der Erwartung, dass ihre Kinder schnell ‚gutes Geld‘ verdienen und damit das Familienbudget aufbessern. Bei einigen Eltern wird der restriktive Einfluss in ihrem Drängen zu einer frühen Heirat sichtbar.

### *Heiratsverhalten*

Durch die frühe Heirat der Migranten – oftmals mit einem Partner aus der Türkei – bleibt keine Zeit für Aus- oder gar Weiterbildungen. Die frühe Heirat hat in vielen Fällen nicht nur fehlende berufliche Qualifikationen zur Folge, sie ist insbesondere für die Frauen mit einem hohen ökonomischen Risiko verbunden. Ihre Ehepartner aus der Türkei verfügen nicht über berufliche Qualifikationen, die in Deutschland anerkannt sind und haben deshalb enorme Probleme bei der beruflichen Integration, zugleich können sie aufgrund von Mutterschaft nicht für den Familienunterhalt sorgen oder haben nur ein geringes Einkommen. Darüber hinaus verfestigen die transnationalen Ehen die ethnische und soziale Homogenität der sozialen Netze, da aufgrund der Sprachkenntnisse der Ehepartner nur Kontakte zu Türken aufgebaut und gepflegt werden können und der Ehepartner aus der Türkei nicht über soziales Kapital verfügt, das bei der Job- und Wohnungssuche in Deutschland hilfreich sein kann.

Das Bestreben der Eltern, ihre Kinder mit Türken und Türkinnen aus der Türkei zu verheiraten, ist unter anderem darin begründet, dass sie die Pflege der türkischen Herkunftskultur durch die Heirat sichern wollen (Nauck/Steinbach 2001: 104). Zudem handelt es sich bei den transnationalen Ehen häufig um Verwandtschaftsehen, so dass hier auch zu vermuten ist, dass die erste Generation ökonomisches Kapital innerhalb der Familie wahren möchte (Nauck 2001: 54).

### *Soziale Netze*

Nicht nur die Familie, sondern auch die weiteren sozialen Netzwerkbeziehungen sind relevant für Integrationsprozesse der Migranten. Die sozialen Netze tragen nur eingeschränkt zur Integration auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt bei. Sie sind sozial und ethnisch weitgehend homogen, obgleich es eine kleine Gruppe von Migranten gibt, die dauerhafte freundschaftliche Kontakte zu Deutschen hat. Kaum ein Migrant hat Kontakte zu Gatekeepern; informelle Kontakte über Bekannte und Freunde beschränken sich auf bestimmte

Segmente, etwa beim Arbeitsmarkt: Tipps und Informationen werden überwiegend im Segment der nicht- oder geringqualifizierten Industriearbeit ausgetauscht.

Vergleicht man die Leistungen, die das soziale Netz für die Integration in den Dimensionen Arbeit und Wohnen erbringt, zeigt sich, dass dessen Leistungsfähigkeit stärker von der sozialen Homogenität abhängt als von der ethnischen. Das soziale Kapital der Migranten mit einem ethnisch heterogenen Netzwerk ist eher geringer als das der Migranten, die neben der Familie noch einen festen Kreis an türkischen Freunden und Bekannten haben. Die in der soziologischen Diskussion oft behauptete Leistungsfähigkeit ethnisch heterogener Netze (Esser 2001) wird durch unsere Ergebnisse nicht bestätigt. Die ethnische Zugehörigkeit der Netzwerkmitglieder bestimmt nicht ‚automatisch‘ den Nutzen oder das soziale Kapital, das diese bieten können. So gehören die Deutschen, mit denen einige der Befragten Kontakt haben, selber den unteren sozialen Schichten an bzw. sind auf dem Arbeitsmarkt ausgegrenzt und verfügen nicht über mehr soziales Kapital, das für die Integration auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt förderlicher sein könnte. Es ist somit in erster Linie die soziale, nicht die ethnische Homogenität, die die Leistungsfähigkeit der Netzwerke beschränkt.

### *Normative Orientierungen*

Neben dem starken familiären Einfluss und der Beschaffenheit der sozialen Netze spielen die *normative Orientierungen* der Migranten eine wichtige Rolle für ihre gesellschaftliche Positionierung. Gemeint ist damit ein Habitus, der sich unter dem Einfluss bestimmter materieller und sozialer Existenzbedingungen herausbildet (Bourdieu 1987). Demnach werden Einstellungen und Vorgehensweisen nicht nur durch die ethnische Herkunftskultur determiniert, sondern auch durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht. Bei unseren Befragten können wir vier Einstellungen und damit zusammenhängende Verhaltensweisen beobachten, die Einfluss auf ihre Ausgrenzungs- respektive Integrationskarriere haben. Es handelt sich hierbei um ihre Ansprüche an Wohnen und Arbeit, ihre Gelegenheitsorientierung bei der Arbeitssuche, ihr Rollenverständnis und ihre soziale Distanz zu Deutschen.

*Ansprüche:* Die *Ansprüche an das Wohnen* sind generell niedrig und reichen kaum über das Notwendigste hinaus. Sie bewegen sich nur unwesentlich oberhalb dessen, was sie bereits realisiert haben. Familienzuwachs und damit Platzmangel in der Wohnung und weniger eine Verbesserung der ökonomischen Situation bilden den Anlass zu einem Wohnungswechsel. Die geringen Ansprüche verweisen einerseits auf das geringe Budget, das

in vielen Haushalten für die Miete zur Verfügung steht und lassen sich als Reduktion kognitiver Dissonanz interpretieren. Verglichen mit der Wohnsituation ihrer Eltern haben die Migranten – nicht nur in ihren Augen – aber eine Verbesserung hinsichtlich ihrer Wohnverhältnisse erfahren. Ein weiterer Hinweis für die Relevanz der Bezugsgruppentheorie besteht darin, dass die Migranten aus Vahrenheide-Ost, dessen Wohnungsbestand keine gravierenden Qualitätsunterschiede aufweist, mit ihren Wohnungen zufriedener sind als die Lindener Migranten, die im Altbauquartier täglich mit qualitativ hochwertigem Wohnungsbestand konfrontiert werden.

Die *Ansprüche an Arbeit* sind ebenfalls niedrig und überwiegend rein instrumentell: Arbeit ist für die meisten ein Mittel zum Geldverdienen und um ihre Familie ernähren zu können. Gute Arbeit ist Arbeit, die einerseits möglichst schnell viel Geld einbringt und die die Migranten andererseits als sicher einschätzen wie zum Beispiel eine Beschäftigung in der Automobilindustrie. Die Ansprüche an Arbeit sind auch deshalb so niedrig, weil die Migranten zum Teil noch von der Rückkehrorientierung ihrer Eltern geprägt sind und ihren Aufenthalt in Deutschland als einen zeitlich begrenzten ansehen, der Aus- und Weiterbildung entbehrlich erscheinen lässt. Kaum ein Migrant verbindet mit Berufstätigkeit Selbstverwirklichungspläne.

*Gelegenheitsorientierung:* Bei der Suche nach Arbeit überwiegt eine Gelegenheitsorientierung. Man nimmt, was sich bietet. Die meisten unserer Befragten sind eher zufällig an ihre Arbeitsplätze gekommen, als dass sie zielorientiert nach bestimmten Beschäftigungen gesucht hätten. Ausnahme ist bei den Männern der Wunsch, bei VW einen unbefristeten Vertrag zu erhalten als Verwirklichung des wichtigsten Beschäftigungszieles. ‚Egal was, Hauptsache Arbeit‘ ist eine für Hauptschulabgänger typische Verhaltensweise (Dietz et al. 1997; Hübner-Funk 1988). Die niedrigen Ansprüche an Arbeit und die Gelegenheitsorientierung sind sowohl auf eine realistische Einschätzung der eigenen Chancen zurückzuführen – man weiß, dass man keine große Wahl hat – als auch auf die Erfahrungen im Herkunftsland, die die Befragten von ihren Eltern übernehmen. Der türkische Arbeitsmarkt lässt noch weniger als der deutsche langfristige Planung zu. Eben diese realistische Anpassungsleistung erhöht aber die Gefahr der Ausgrenzung aus dem Arbeitsmarkt. Eine rein instrumentelle Arbeitsauffassung und die Orientierung auf sich kurzfristig bietende Gelegenheiten sind längerfristig auf dem deutschen Arbeitsmarkt dysfunktional.

*Rollenverständnis:* Die meisten Interviewpartner haben eine traditionelle Rollenauffassung. Demnach sehen sich die Männer als verantwortlich für den Familienunterhalt. Für die Frauen haben häusliche und mütterliche Verpflichtungen Vorrang vor beruflichen Aspira-

tionen. Als Folge dieser Rollenauffassung sind die Frauen – wenn überhaupt – nur geringfügig oder Teilzeit beschäftigt. Dieses Rollenverständnis ist mit einem hohen ökonomischen Risiko verbunden, da im Falle der Arbeitslosigkeit der Männer oder von Scheidung der Familienunterhalt nicht gesichert ist. Neben der türkischen Kultur, in der die Rollenverteilung der Geschlechter eindeutiger geregelt ist als in der deutschen Kultur, spielt auch hier die Schichtzugehörigkeit der Migranten als Erklärung für deren Orientierungen eine Rolle. In den unteren Bildungsschichten wird die klassische Rollenauffassung seltener in Frage gestellt.

*Soziale Distanz zu Deutschen:* Ein weitere häufig zu beobachtende Einstellung der Migranten ist ihre kulturell begründete Distanz zu Deutschen. Dabei reproduzieren die Befragten die klassischen Stereotypen über die kalten und autoritären Deutschen. Zugleich berichten nur wenige Migranten über eigene negative Erfahrungen mit Nahbeziehungen zu Deutschen. Anscheinend haben sie ihre Vorbehalte von ihren Eltern übernommen, die eine ausgeprägte soziale Distanz zu Deutschen haben. Die erste Generation hat auch deshalb eine so hohe Distanz zu Deutschen, weil der Aufenthalt in Deutschland immer als vorübergehend geplant war und deshalb Kontakte zur Aufnahmegesellschaft nicht notwendig erschienen.

Neben der Übernahme der Einstellungen der ersten Generation spielt auch der Bildungsgrad und die Schichtzugehörigkeit für die soziale Distanz zu Deutschen eine Rolle. So weisen repräsentative Studien darauf hin, dass mit steigender Bildung die soziale Distanz zu Deutschen abnimmt (vgl. Şen et al. 2001b: 51f.; Nauck/Steinbach 2001). Wir haben die Gruppe von Migranten interviewt, die nach diesen Ergebnissen eine hohe Distanz zu Deutschen aufweist.

Es scheint plausibel, dass auch die nahräumliche Umgebung und die sozialstrukturellen Merkmale der Deutschen, mit denen die Migranten täglich in Kontakt kommen, Einfluss auf die soziale Distanz haben. So finden sich unter den befragten Lindenern mehr Migranten mit Kontakten zu Deutschen als bei den Vahrenheidener. Linden-Nord ist im Gegensatz zu Vahrenheide-Ost ein sozial gemischtes Quartier.

Gerade bei dieser Frage nach den Ursachen für die hohe soziale Distanz der türkischen Migranten zu Deutschen wäre weitere Forschung nötig. Neben dem Einfluss der Eltern auf die Kinder und dem Bildungsgrad wäre zum Beispiel auch der Einfluss von Medien und Religionszugehörigkeit zu klären. Unsere Ergebnisse können zwar erste Hinweise auf die Ursachen geben, sie aber nicht hinreichend beleuchten.

Fest steht allerdings, dass die soziale Distanz der Migranten gegenüber den Deutschen auch mit der sozialen Distanz der Deutschen gegenüber türkischen Migranten zusammenhängt.

Insgesamt haben wir eine Vielzahl an Faktoren diskutiert, die eine Antwort auf die Frage, woran es liegt, ob Integration gelingt oder scheitert, geben können. Zugleich können diese Faktoren Integrations- und Ausgrenzungsprozesse nicht ‚restlos‘ erklären. Wenn man die Bedingungen betrachtet, denen die Migranten auf dem Arbeitsmarkt unterworfen sind, und das Kapital, das sie selbst für den Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt mitbringen, findet man schwerlich Erklärungen für eine Integrationskarriere. Eine Integrationskarriere gibt es nur dann, wenn der Migrant hartnäckig ist, eine gute Portion Glück hat und zufällig zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort ist. Auch die Integration in soziale Netzwerke ist nicht nur von den äußeren Bedingungen, sondern auch stark von den charakterlichen Eigenschaften der Migranten abhängig. *Zufall und Charakter* verbleiben somit als von der Soziologie nicht zu erklärender Rest.

## 2 Politische Schlussfolgerungen

Ausgehend von unseren Ergebnissen, welche Handlungsempfehlungen können der Politik gegeben werden? Im Folgenden werden Überlegungen zur Verbesserung der Lebenssituation von (türkischen) Migranten auf drei Ebenen angestellt: auf der rechtlichen Ebene allgemeiner Integrationspolitik, auf der Ebene bildungspolitischer Maßnahmen und auf der Ebene der Stadtteilpolitik.

### *Integrationspolitik*

Die Ergebnisse aus unseren Interviews belegen, dass türkische Migranten sowohl auf dem Arbeits- als auch auf dem Wohnungsmarkt von Diskriminierung betroffen sind und Diskriminierung eine wichtige Erklärung für ihre Positionierung auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt ist. Es stellt sich die Frage, was man gegen Diskriminierung tun kann. In vielen Ländern wie den USA existieren bereits Anti-Diskriminierungsgesetze. Auch die Bundesrepublik hat bereits 1969 ein verbindliches UN-Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Rassendiskriminierung (CERD) unterzeichnet. Aber im Gegensatz zu allen anderen Unterzeichnerstaaten besteht bislang in Deutschland kein Antidiskriminierungsgesetz.

Zudem beschloss der Rat der Arbeits- und Sozialminister der EU 2000 Richtlinien zur Umsetzung des Art. 13 des Europäischen Gemeinschaftsvertrages (EGV). Dieser Artikel des Vertrages enthält unter anderem „Richtlinien zur Anwendung des Gleichbehandlungsgrundsatzes ohne Unterschied der Rasse oder der ethnischen Herkunft“ sowie „Richtlinien zur Festlegung eines allgemeinen Rahmens für die Verwirklichung der Gleichbehandlung in Beschäftigung und Beruf“. Die Richtlinien zielen auf eine „Gleichbehandlung im weiten Sinne des Begriffs ab“ (Zuwanderungsbericht 2001: 251) und erklären sowohl die direkte als auch die indirekte Diskriminierung für unzulässig, „[...]weil die Gleichbehandlung nicht gewährleistet werden kann, wenn verborgene Formen der Diskriminierung zulässig sind“ (ebd.). Der Geltungsbereich der Richtlinien erstreckt sich unter anderem auf die Arbeitswelt, den Bildungsbereich sowie den Zugang zu öffentlichen Gütern wie bspw. Wohnraum. Sie sehen vor, dass Betroffene gegen Diskriminierungen juristisch vorgehen können und einen Anspruch auf Unterlassung und Schadenersatz haben. Die Mitgliedstaaten der EU mussten diesen Antidiskriminierungsrichtlinien spätestens bis Juli 2003 nachkommen und zu ihrer Einhaltung erforderliche Rechts- und Verwaltungsvorschriften erlassen. Bislang ist Deutschland diesen Forderungen nicht nachgekommen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt lag dem Bundestag kein Entwurf der Regierung für ein Antidiskriminierungsgesetz vor, da zwischen den Regierungsparteien (SPD und Grüne) Uneinigkeit über den Umfang des Gesetzes bestand.

Somit besteht für Deutschland die Verpflichtung, eine rechtliche Grundlage für Antidiskriminierungsgesetz zu schaffen. Welche Erfahrungen haben andere Länder mit einer Antidiskriminierungsgesetzgebung gemacht?

In Europa gibt es drei Länder, die ein Antidiskriminierungsgesetz haben und darüber hinaus auch eine ausgewiesene Integrationspolitik: Frankreich, Großbritannien und die Niederlande. Dabei zeigt sich ein konzeptioneller Unterschied in den Integrationsprämissen von Frankreich auf der einen Seite und Großbritannien und den Niederlanden auf der anderen. Während Frankreich „Integration von Einzelpersonen“ (Kirpal 1988: 342) betreibt und Ziel der Integration die Assimilation der Einwanderer ist, die auch eine kulturelle Anpassung der Migranten an die Aufnahmegesellschaft beinhaltet, betreiben die Niederlande und Großbritannien eine Förderung nicht von Individuen, sondern von ethnischen Minderheitengruppen. Trotz der unterschiedlichen Auffassungen von Integration haben diese Länder ein Anti-Diskriminierungsgesetz im Zivil-, Straf- oder Arbeitsrecht verankert. Diese Gesetze umfassen sowohl Diskriminierungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt als auch im Bereich der Bildung und öffentlichen Dienstleistungen (vgl. Schulte 1994). Die

Implementierung der Anti-Diskriminierungsgesetze wird sehr kritisch gesehen (Schulte 1994; Egtved 2002): So hätte das Gesetz in Großbritannien, das 1976 mit dem ‚Race-Relation-Act‘ erlassen wurde, nicht zur Verringerung der Diskriminierung von Migranten beigetragen. Außerdem sei das Strafmaß zu gering, das Klageverfahren eher umständlich, und nur in zehn Prozent der Fälle sei die Klage erfolgreich, da es meist Schwierigkeiten gebe, gerade die indirekte Diskriminierung nachzuweisen, weil diese innerhalb eines formal korrekten Verfahrens zum Beispiel bei der Auswahl eines neuen Mitarbeiters oder Mieters geschieht. Auch in den Niederlanden und in Frankreich gibt es Probleme bei der Umsetzung der Antidiskriminierungsgesetze, wenngleich die Regelung in Frankreich als relativ wirksam bezeichnet wird (Schulte 1994: 144).

Neben dem Antidiskriminierungsgesetz gibt es in Großbritannien die Maßnahme der ‚positive action‘, also die bewusste Förderung von ethnischer Minderheiten, um deren Zugangschancen vor allem auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern. So werden Ausbildungs- und Weiterbildungsprogramme für Angehörige ethnischer Minderheiten angeboten. Die positive Diskriminierung von Migranten oder ethnischen Minderheiten wird ebenfalls kritisiert, da sie die Reethnisierung fördere und verhindere, dass Aufstiegsprozesse unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit gelingen: „Der vermeintliche gesellschaftliche Aufstieg der Einwanderer wird an die dazugehörige ethnische Gruppe geknüpft und nicht an die individuellen Fähigkeiten und Aufstiegschancen.“ (Egtved 2002: 151)

Auch die Niederlande betreiben ‚positive action‘ und verfolgen darüber hinaus ein Quotensystem, das für den öffentlichen Dienst gilt. Dort wird – verbunden mit einem Qualifizierungsprogramm – ein der Verteilung ethnischer Gruppen in der Gesellschaft ähnliches Verhältnis der Beschäftigten angestrebt (Kirpal 1998: 348). Trotzdem sind ethnische Minderheiten in den öffentlichen Bereichen bislang unterrepräsentiert. Eine gängige Kritik an dieser ‚affirmative action‘ ist, dass die bewusste Bevorzugung bestimmter Gruppen automatisch eine Benachteiligung anderer Gruppen bedeutet und somit gegen den Gleichheitsgrundsatz verstößt. Eine weitere Kritik richtet sich darauf, dass ein Quotensystem lediglich die Positionierung der höher Qualifizierten und ökonomisch besser situierten Minderheiten verbessert, die schlecht qualifizierten und ökonomisch benachteiligten Angehörigen von Minderheitengruppen aber kaum vom Quotensystem profitieren könnten (Wilson 1987: 110).

Wie hier nur angedeutet werden kann, scheint jedes Konzept gegen Diskriminierung mit Nachteilen verbunden zu sein. Ist daraus die Schlussfolgerung zu ziehen, dass man besser auf Antidiskriminierungsgesetze oder Integrationspolitik verzichten sollte?

Zwar kann ein Antidiskriminierungsgesetz die Diskriminierung von Migranten nicht abschaffen, aber öffentlich-rechtliche Normen und Sanktionen haben durchaus Einfluss auf die soziale Ächtung von Diskriminierung und auf die Diskriminierungsbereitschaft (vgl. Kürsat-Ahlers 2001:138).

Für ein Antidiskriminierungsgesetz sprechen zwei Argumente: Erstens hat ein Antidiskriminierungsgesetz eine *symbolische* Wirkung und würde den Migranten verdeutlichen, dass rassistisch motivierte Diskriminierung vom Staat nicht geduldet wird. Dieses Signal an die Migranten könnte zudem das Zugehörigkeitsgefühl von Zuwanderern und ihren Nachkommen verstärken. Im Vergleich mit anderen Ländern haben die Migranten in Deutschland die geringste Identifikation mit dem Aufnahmeland, wobei in diesem Zusammenhang auch das Staatsbürgerschaftsrecht eine relevante Rolle spielt (EU 2001). Zweitens steht Diskriminierung dann nicht mehr in einem rechtsfreien Raum und Betroffene hätten zumindest die *Chance*, ihr Recht einzuklagen. Diskriminierendes Vorgehen könnte durch rechtliche, administrative und soziale Normen reguliert und durch Sanktionen geahndet werden (vgl. Zuwanderungsbericht 2001).

Darüber hinaus wären angesichts der rückläufigen Ausbildungsbeteiligung von Migrantenjugendlichen gezielte Fördermaßen wie sie in den Niederlanden oder Großbritannien praktiziert werden („positive action“) auch für die Migrantenjugendlichen in Deutschland vor allem im Bildungs- und Ausbildungsbereich notwendig.

Zielgruppenspezifische Förder- und Qualifizierungsmaßnahmen, die gekoppelt sind an sozialpädagogische Unterstützungsprogramme, hätten bei vielen Befragten sicherlich zu einem größeren Bildungserfolg geführt und zur Kompensation der fehlenden Unterstützungsleistungen durch die Eltern beigetragen.

### *Bildungspolitische Maßnahmen*

Zur Verbesserung der Arbeitsmarktsituation von Migranten bzw. deren Kindern ist eine Erhöhung ihres Bildungs- und Qualifizierungsniveaus unumgänglich. Dazu ist eine *Reform des deutschen Schulsystems* erforderlich.

Bei der auch in Zukunft zu erwartenden hohen Zahl transnationaler Ehen in der zweiten und dritten Generation kann davon ausgegangen werden, dass bei vielen Kindern der folgenden Generationen die Deutschkenntnisse bei der Einschulung nicht ausreichend sind. Die Kinder aus solchen transnationalen Ehen bilden keine dritte Generation, eher eine ‚zweieinhalbte‘. Auch wenn viele der befragten Migranten betonen, dass die Bildung ihrer Kinder für sie von hoher Relevanz ist und sie die Versäumnisse ihrer Eltern nicht bei ihren



eigenen Kindern wiederholen möchten, ist es fraglich, inwieweit sie dazu in der Lage sein werden. Die Ehepartner aus der Türkei sprechen kein Deutsch, sie können ihre Kinder bei Hausaufgaben nicht unterstützen und kennen sich mit dem deutschen Schulsystem genauso wenig aus wie damals die erste Generation. Gute Deutschkenntnisse und Schulerfolg sind aber Voraussetzung für die spätere berufliche Integration. Um den Kindern aus transnationalen Ehen den Anschluss an die Sprachkenntnisse deutschsprachig aufgewachsener Kinder zu ermöglichen, muss die sprachliche Frühförderung von Migrantenkindern bei zukünftigen Bildungsreformen berücksichtigt werden. Erprobte Konzepte für sprachliche Frühförderung bestehen bereits, sie müssen aber über ihren bisherigen Projektcharakter hinaus stärker Eingang in die Schulpraxis finden. Zur sprachlichen Frühförderung gehört aber auch die Förderung der Bilingualität von Migrantenkindern und ihre Anerkennung als kulturelles und soziales Kapital (Auernheimer 2003). Die Interviews mit Gatekeepern des Arbeitsmarktes haben verdeutlicht, dass insbesondere in der Dienstleistungsbranche gute Deutschkenntnisse die Voraussetzung für eine Einstellung sind. Zugleich wiesen einige Gatekeeper aber auch im Hinblick auf Kundenbetreuung auf die Vorteile von mehrsprachigen Beschäftigten hin.

Wie aus international vergleichenden Studien hervorgeht (Artelt et al. 2001, EU 2001), ist die Bildungsbeteiligung von Migrantenkindern in Deutschland am niedrigsten. Ursache für das niedrige Bildungsniveau von Migrantenkindern ist unter anderem die im Vergleich zu anderen Ländern sehr frühe Entscheidung (nach der 4. Klasse) über die Schullaufbahn. Diese frühe Trennung zwischen leistungsschwachen und leistungsstarken Schülern trägt zugleich zur sozialen Spaltung und – wie die PISA-Studie gezeigt hat – zur Reproduktion von sozialer Ungleichheit bei. Wie in keinem anderen Land besteht ein enger Zusammenhang zwischen den schulischen Leistungen von Jugendlichen und ihrem sozialen Hintergrund (Artelt et. al 2001). Die Wahrscheinlichkeit, dass aus den Kindern von Hauptschulabsolventen wieder Hauptschüler werden, ist somit hoch. Und – wie unsere Ergebnisse zeigen – werden sie als Hauptschulabsolventen kaum noch Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Eine möglichst späte Schullaufbahnentscheidung, die gekoppelt ist an Förderkonzepten für Leistungsschwache, ist somit ein unumgänglicher Faktor, wenn die Integration zukünftiger Generationen aus bildungsfernen Schichten gelingen soll. Die Abschaffung der Orientierungsstufe in Niedersachsen weist allerdings in die entgegengesetzte Richtung.

Dass Schüler aus Ländern mit Ganztagschulen wie Finnland und Schweden laut PISA-Studie deutliche bessere Testergebnisse erzielt haben als andere, hat einmal mehr die

Stärken dieser Schulform im Zusammenhang mit dem Leistungsniveau von Schülern gezeigt. Die Einrichtung von Ganztagschulen in Deutschland ist somit ein wichtiger Schritt in Richtung Anhebung des Qualifikationsniveaus gerade von Jugendlichen aus bildungsfernen Schichten.

Das neue Zuwanderungsgesetz sieht vor, dass Jugendlichen aus Spätaussiedlerfamilien ergänzende sprach- und sozialpädagogische Förderung zusteht (vgl. Zuwanderungsgesetz 2004, Artikel 6). Solche Maßnahmen, die vergleichbar sind mit der ‚positive action‘, wie sie in den Niederlanden oder in Großbritannien praktiziert wird, sollten allerdings nicht nur für Spätaussiedlerjugendliche gelten, sondern für alle Jugendlichen aus Migrantenfamilien unabhängig von der Herkunft. Eine dieser Maßnahmen könnte, wie aus den Niederlanden bekannt, die an den Anteil an Migrantenkindern gekoppelte finanzielle Förderung von Schulen sein. Dies würde dazu beitragen, das Leistungsniveau an diesen Schulen anzuheben bzw. vor dem Absinken zu bewahren. Zugleich würde man dadurch die Attraktivität dieser Schulen für Angehörige der Mittelschicht erhalten und somit der Abwanderung von ‚besseren Haushalten‘ aus ethnisch segregierten Gebieten entgegenwirken.

Anders als das Schulsystem schneidet das duale Ausbildungssystem in Deutschland im Vergleich mit anderen europäischen Ländern besser ab (EU 2001): Jugendliche mit Migrationshintergrund haben in Deutschland häufiger Erfolg beim Berufseinstieg. Aber auch wenn die Arbeitslosigkeit unter den jugendlichen Migranten in Deutschland niedriger ist als in Großbritannien oder Frankreich, gestaltet sich der Übergang von der Schule in den Arbeitsmarkt bei türkischen Jugendlichen problematisch.

Unsere Befragten hatten aufgrund ihres niedrigen Schulabschlusses enorme Probleme beim Berufseinstieg und mussten häufig auf eine außerbetriebliche Ausbildung ausweichen. Die wenigsten konnten in ihrem ursprünglich gewünschten Beruf eine Ausbildung machen, so dass die Motivation, eine Ausbildung durchzuhalten und später in diesem Beruf auch tätig zu sein, relativ gering ist. Wirft man noch einen Blick auf die Ausbildungsberufe, in denen Migrantenjugendliche statistisch am häufigsten vertreten sind, wird deutlich, dass sie in den zukunftssträchtigen Branchen (produktionsorientierte Dienstleistungen) kaum vertreten sind. Auch im öffentlichen Dienst sind Migranten weit unterdurchschnittlich präsent (vgl. Jeschek 2002). Dies verdeutlicht, dass die Anhebung des Bildungsniveaus bei Migrantenjugendlichen sowie eine Erleichterung des Zugangs zu attraktiveren Ausbildungsberufen für ihren Erfolg an den Schwellen von besonderer Bedeutung ist. Dem öffentlichen Dienst kommt hierbei eine Vorbildfunktion zu. Wenn die Beschäftigung von Migranten im öffentlichen Dienst zur Normalität wird, kann sich das auf die Bereitschaft

von Gatekeepern in Dienstleistungsunternehmen, Migranten einzustellen, positiv auswirken.

Wichtig ist aber auch eine zielgruppenspezifische Berufsberatung von jungen Migranten, die sie bei der Berufswahl unterstützt und verhindert, dass ein nach wie vor hoher Anteil unter ihnen traditionelle Berufe ergreift, die im Zuge des Strukturwandels zunehmend an Bedeutung verlieren.

Eine weitere Empfehlung, die im Zusammenhang mit dem Heiratsverhalten der Migranten steht, richtet sich auf Maßnahmen, die die berufliche Integration der neu zugezogenen Ehepartner der Migranten erleichtert. Als wichtigste Maßnahmen sind zu nennen:

Erstens, die *kostenlose Teilnahme* an Integrationskursen, die unter anderem Sprachkurse beinhalten, sollte nicht nur für Spätaussiedler und ihre Familienangehörigen gelten, sondern auch für die im Zuge des Familiennachzuges nach Deutschland migrierten Ehepartner der Migranten. Migranten sind oftmals finanziell nicht dazu in der Lage einen Sprachkurs zu bezahlen. Ausreichende Deutschkenntnisse sind aber elementarer Bestandteil für Integration, zudem ist der Besuch von Integrationskursen für Neuzuwanderer verpflichtend (Zuwanderungsgesetz 2004).

Zweitens, die Vereinfachung der Anerkennung von im Ausland erworbenen Qualifikationen. Diese Maßnahmen würden den Berufseinstieg der nachgezogenen Ehepartner erleichtern und somit das Risiko der sozioökonomischen Ausgrenzung abmindern.

### *Stadtpolitik*

Als problematisch hat sich nach unseren Befunden die soziale, nicht die ethnische Segregation erwiesen. Folgeprobleme sozialer Segregation zeigen sich vor allem in der Großsiedlung. Die fehlende funktionale und soziale Mischung in Vahrenheide-Ost wirkt sich negativ auf die Jobmöglichkeiten und die Leistungsfähigkeit der sozialen Netze aus. Zudem trägt die soziale Segregation zu einer ausgeprägten Stigmatisierung des Stadtteils bei. Aus dieser Stigmatisierung wiederum resultiert bei den Migranten ein starkes Bedürfnis der Distanzierung und ein Gefühl der Ausgrenzung. Was lässt sich gegen die soziale Segregation tun?

Den Zuzug von deutschen Mittelschichtsangehörigen anzustreben, ist ein illusionäres Ziel. Angesichts der aufgrund entspannter Wohnungsmärkte sich beschleunigenden selektiven Abwanderung muss das erste Ziel sein, *„bessere“ Haushalte*, zu denen auch viele der von uns interviewten Migranten aus der Großsiedlung gehören, im Gebiet zu halten. Sie können als Vorbilder und als lokale Eliten fungieren. Dazu ist die breite Palette baulicher Maß-

nahmen, die überall in deutschen Großsiedlungen unternommen werden, notwendig. In Vahrenheide-Ost wurde der Abriss des größten Hochhauskomplexes im November 2004 durchgeführt. An die Stelle der Hochhäuser sollen Reihenhäuser treten (von Meding 2004). Auch die häufig praktizierte Freistellung von der Fehlbelegungsabgabe und der Belegungsbindung ist ein Mittel, mit dem sich selektive Wanderungen vermeiden lassen helfen. In Vahrenheide-Ost hat es bis zum Ende des ersten Quartals 2004 eine solche Freistellung gegeben, die zwar nicht wie erhofft dazu geführt hat, neue Mieterschichten zu gewinnen, aber vielleicht eine weitere Abwanderung verhindert hat.

Nach den Aussagen der Gatekeeper des Wohnungsmarktes tragen auch soziale Konflikte zwischen deutschen und Migrantenhaushalten zur Abwanderung ‚besserer‘ Haushalte bei. Konfliktmoderation im Quartier könnte solche Konflikte entschärfen und damit die Gefahr einer weiteren sozialen Entmischung verringern.

Da die familiären Netzwerke der Migranten eine wichtige Unterstützungsfunktion haben, sollte die freiwillige Segregation von Migranten zugelassen werden. Erzwungene Desegregation oder Quotierungen sind zudem kontraproduktiv, wenn Migranten als attraktive und den Stadtteil stabilisierende Bewohnergruppe im Stadtteil gehalten werden sollen. Segregation dagegen, die durch Diskriminierung erzwungen ist, muss verhindert werden.

Ein anderer Aspekt der Stadtpolitik ist die Versorgung von Wohnquartieren mit sozialer Infrastruktur. Unsere Ergebnisse zeichnen hinsichtlich der Nutzung von staatlichen Angeboten auf Stadtteilebene ein klares, aber befremdliches Bild: Weder die soziale Infrastruktur mit ‚klassischem‘ fürsorgerischen Charakter in der Großsiedlung noch die teilweise selbstorganisierten Angebote im Altbauquartier werden von den türkischen Migranten genutzt. Dabei sprechen viele Gründe dafür, dass die Migrantenfamilien durchaus von Angeboten sozialer Infrastruktur profitieren würden. Wie also könnte eine Infrastruktur aussehen, die auch türkische Migranten anspricht?

Ein Ansatzpunkt ist, von den Defiziten der sozialen Netzwerke auszugehen und zu versuchen, diese auszugleichen wie etwa fehlendes kulturelles Kapital der Eltern durch Schülernachhilfe für die Kinder. Ein weiterer Ansatz ist der, die Infrastruktur auf diejenigen Migranten auszurichten, die aus Gründen wie Scheidung aus dem familiären Unterstützungsnetzen herausfallen. Das Problem der sozialen Distanz ist ein Hauptgrund für die geringe Inanspruchnahme der infrastrukturellen Angebote. Deshalb ist es wichtig, die Angebote besonders niedrigschwellig zu gestalten und mit interkulturell geschultem bzw. bikulturellem Personal auszustatten.

Das Wichtigste, zugleich aber auch das Schwierigste ist, durch gezielte Maßnahmen der Stigmatisierung der Stadtteile entgegenzuwirken.

Bauliche Maßnahmen verbessern den äußerlichen Charakter eines Quartiers und so vielleicht auch das Image, können aber Stigmatisierung nicht völlig aufheben. Im Rahmen von Sanierungen oder auch im Rahmen des Programms „Soziale Stadt“ gibt es meist einen Etat für Öffentlichkeitsarbeit, mit dem etwa Stadtteilzeitungen herausgegeben werden. Diese Arbeiten zielen aber weniger auf die Außendarstellung als auf den inneren Zusammenhalt im Quartier (Mayer 2004: 26). Um das Image nachhaltig zu verbessern, müsste die stigmatisierende Wirkung jahrzehntelanger negativer Berichterstattung in den Medien, sozialer Segregation und anhaltender selektiver Wanderungen entschärft werden.

Ein Versuch wäre der, überlokale kulturelle Attraktionen oder Freizeiteinrichtungen im Quartier anzusiedeln, die auswärtige Besucher anlocken und dazu beitragen, dass sich die Bewohner anderer Stadtteile ein eigenes Bild vom vermeintlich ‚gefährlichen‘ Quartier machen.

## LITERATUR

- AA Hannover 2003: Bestand an Arbeitslosen nach Nationalität im Oktober 2003. Arbeitsamtsbezirk Hannover: Unveröffentlichtes Dokument
- AA Hannover 2004: Eckwerte des Arbeitsmarktes im Februar 2004. Information und Controlling. Hannover: Agentur für Arbeit
- Albrecht, Günther 1999: Methodische Probleme der Erforschung sozialer Probleme. In: Ders., Axel Gronemeyer & Friedrich W. Stallberg (Hg.): Handbuch soziale Probleme. Opladen: Westdeutscher Verlag, 768-882
- Allerbeck, Klaus R. & Wendy J. Hoag 1985: Wenn Deutsche Ausländer befragen. Ein Bericht über methodische Probleme und praktische Erfahrungen. Zeitschrift für Soziologie, 14, 241-246
- ANBA 1991: Arbeitsstatistik 1990, Sondernummer 39. Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit. Nürnberg: Bundesanstalt für Arbeit
- Artelt, Cordula, Jürgen Baumert, Eckhard Klieme, Michael Neubrand, Manfred Prenzel, Ulrich Schiefele, Wolfgang Schneider, Gundel Schümer, Petra Stanat, Klaus-Jürgen Tillmann & Manfred Weiß (Hg.) 2001: PISA 2000: Zusammenfassung zentraler Befunde. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung
- Atteslander, Peter 1991: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin/New York: de Gruyter.
- Auernheimer, Georg (Hg.) 2003: Schief lagen im Bildungssystem. Die Benachteiligung der Migrantenkinder. Opladen: Leske+Budrich
- Beauftragte (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer) 1995: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer
- Beauftragte (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer) 1997: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für die Belange der Ausländer über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn: Beauftragte der Bundesregierung für die Belange der Ausländer
- Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen 2002: Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn/Berlin: Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen
- Bender, Stefan & Wolfgang Seifert 2000: Zur beruflichen und sozialen Integration der in Deutschland lebenden Ausländer. In: Alba, Richard (Hg.): Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde? Empirische Befunde und theoretische Erklärungen. Blickpunkt Gesellschaft 5. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 55-91
- Birg, Herwig & E.-Jürgen Flöthmann 1992: Biographische Determinanten der räumlichen Mobilität, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.): Regionale und biographische Mobilität im Lebensverlauf. Forschungs- und Sitzungsbericht 189. Hannover: Verlag der ARL, 27-52

- Blossfeld, Hans-Peter & Karl Ulrich Mayer 1988: Arbeitsmarktsegmentation in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Überprüfung von Segmentierungstheorien aus der Perspektive des Lebenslaufs, in: KZfSS, 2, 262-284
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Otto Schwartz, 183-198
- Bourdieu, Pierre 1987: Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Brandt, Arno 2003: Auf halber Strecke. Hannover im Wettbewerb der Regionen. In: Die Region Hannover – Eine erste Bilanz. <http://www.nlpb.de/04-pub/pub-archiv-RegionHannover.htm>:13.01.2004
- Bremer, Peter 2000: Ausgrenzungsprozesse und die Spaltung der Städte. Zur Lebenssituation von Migranten. Opladen: Leske+Budrich
- Bremer, Peter & Norbert Gestring 1997: Urban Underclass - neue Formen der Ausgrenzung in deutschen Städten? In: Prokla 27, 1, 55-76
- Bremer, Peter & Norbert Gestring 2004: Migranten – ausgegrenzt? In: Häußermann, Hartmut, Martin Kronauer & Walter Siebel (Hg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 258-285
- Brüß, Joachim 2001: Kontakte, Akkulturationspräferenzen, wechselseitige Einschätzungen, Gewalterfahrungen und Konfliktlösungsstrategien bei Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft. Bielefeld: IKG-Jugendpanel, Arbeitspapier 1
- Bukow, Wolf-Dietrich, Claudia Nikodem, Erkia Schulze & Erol Yildiz 2001: Die multikulturelle Stadt. Von der Selbstverständlichkeit im städtischen Alltag. Opladen: Leske+Budrich
- Bürkner, Hans-Joachim 1987: Die soziale und sozialräumliche Situation türkischer Migranten in Göttingen. Saarbrücken, Fort Lauderdale: Breitenbach
- Callies, Oliver 2003: Nachbarschaft als Abseitsfalle? Junge Arbeitslose und ihr Wohnviertel. Hamburg: VSA -Verlag
- Castel, Robert 2000: Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK
- Clark, William A.V. & Anita I. Drever 2001: Wohnsituation von Ausländern: Trotz Verbesserung immer noch großer Abstand zu deutschen Haushalten. DIW-Wochenbericht 30/01 <http://www.diw.de>
- Diekmann, Andreas 1995: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek: Rowohlt
- Dietz, Gerhard U., Eduard Matt, Karl F Schumann & Lydia Seus, 1997: „Lehre tut viel...“ Berufsbildung, Lebensplanung und Delinquenz bei Arbeiterjugendlichen. Münster: Votum
- Diewald, Martin & Sigrid Wehner 1996: Verbreitung und Wechsel von Lebensformen im jüngeren Erwachsenenalter – Der Zeitraum von 1984-1993. In: Zapf, Wolfgang, Jürgen Schupp & Roland Habich (Hg.): Lebenslagen in Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt. Frankfurt a.M./New York: Campus, 125-146

- Döscher, Susanne & Elke Urban 1983: Der Stadtteil Vahrenheide- ein soziales Spannungsfeld. Möglichkeiten und Grenzen einer Stadtteilidentität in einem nicht gewachsenen Stadtteil durch Aktionen von Bürgern. Hannover: Schäffner
- Dubet, Francois & Didier Lapeyronnie 1994: Im Aus der Vorstädte: der Zerfall der demokratischen Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta
- Eckert, Josef & Mechthilde Kißler 1997: Südstadt, wat es dat? Kulturelle und ethnische Pluralität in modernen urbanen Gesellschaften am Beispiel eines innerstädtischen Wohngebietes in Köln, Köln: Papyrossa
- Egtved, Peer 2002: Multikulturell oder liberal? Die Politik und die Zuwanderung im deutsch-britischen Vergleich. Opladen: Leske+Budrich
- Eichener, Volker 1988: Ausländer im Wohnbereich. Regensburg: Transfer-Verlag
- Eichener, Volker 1990: Außenseiter und Etablierte: Ausländer auf dem Wohnungsmarkt. In: Korte, Hermann (Hg.): Gesellschaftliche Prozesse und individuelle Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 160-178
- Elias, Norbert & John L. Scotson 1993: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Elwert, Georg 1982: Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 4, 717-731
- Esser, Hartmut 1975: Soziale Regelmäßigkeiten des Befragtenverhaltens. Meisenheim an Glan: Hain
- Esser, Hartmut 2001: Integration und ethnische Schichtung. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“.  
<http://www.bmi.bund.de/Downloads/Esser.pdf>
- EU 2001: EU – European Commission, Effectiveness of National Integration Strategies Towards Second Generation Migrant Youth in a Comparative European Perspective, Final Report of Project ERB-SOE2-CT97-3055
- Farwick, Andreas 2001: Segregierte Armut in der Stadt. Ursachen und soziale Folgen der räumlichen Konzentration von Sozialhilfeempfängern. Opladen: Leske+ Budrich
- Festinger, Leon 1978: Theorie der kognitiven Dissonanz. Stuttgart: Huber
- Flade, Antje 1987: Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Hans Huber Verlag
- Flick, Uwe 1995: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt
- Freitag, Markus 2000: Soziales Kapital und Arbeitslosigkeit. Eine empirische Analyse zu den Schweizer Kantonen. In: Zeitschrift für Soziologie, 3, 186 – 201
- Friedrichs, Jürgen 1983: Stadtanalyse: soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Friedrichs, Jürgen & Jörg Blasius 2000: Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen: Leske+Budrich
- Fritzsche, Yvonne 2000: Modernes Leben: Gewandelt, vernetzt und verkabelt. In: Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2000. Band 1. Opladen: Leske + Budrich, 181-219



- Froschauer, Ulrike & Manfred Lueger 1998: Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV Universitätsverlag
- Fuchs, Marek 2000: Befragung einer seltenen Population. Das Schneeball-Verfahren in einer CATI-Studie. In: Hüfken, Volker (Hg.): Methoden in Telefonumfragen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 65-88
- Gabler, Siegfried 1992: Schneeballverfahren und verwandte Stichprobendesigns. In: ZUMA-Nachrichten 31, 47-69
- Gallie, Duncan 1994: Are the unemployed an underclass? Some evidence from social change and economic life initiative. In: Sociology 28, 3, 737-757
- Geiling, Heiko, Thomas Schwarzer, Claudia Heinzelmann & Esther Bartnick 2001: Stadtteilanalyse Hannover-Vahrenheide. Sozialräumliche Strukturen, Lebenswelten und Milieus. Agis-Texte 24. Hannover: agis
- Geiling, Heiko, Thomas Schwarzer, Claudia Heinzelmann & Esther Bartnick 2002: Hannover-Vahrenheide-Ost. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“. Berlin: Difü, 152-167
- Geißler, Rainer 2000: Armut in der Wohlstandsgesellschaft. In: Informationen zur politischen Bildung, 269: Sozialer Wandel in Deutschland, 29-36
- Gestring, Norbert & Andrea Janßen 2002: Sozialraumanalysen aus stadtsoziologischer Sicht. In: Riege, Marlo & Herbert Schubert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen: Leske + Budrich, 147-160
- Gestring, Norbert, Andrea Janßen & Ayça Polat 2003: „Als Gegend einer der schönsten Hannovers“ – Migranten in einer Großsiedlung. In: Informationen zur Raumentwicklung, 3/4, 207-216
- Gestring, Norbert, Andrea Janßen & Ayça Polat 2004: Integrationspfade – Die zweite Generation in den USA und in Deutschland. In: Siebel, Walter (Hrsg.): Die europäische Stadt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 230-243
- Goldberg, Andreas, Dora Mourinho & Ursula Kulke 1995: Arbeitsmarkt-Diskriminierung gegenüber ausländischen Arbeitnehmern in Deutschland. International Migration Papers 7: Genf, 46-52
- Göschel, Albrecht 1987: Lokale Identität: Hypothesen und Befunde über Stadtteilbindungen in Großstädten. In: Informationen zur Raumentwicklung, 3, 91-107
- Granovetter, Mark 1973: The Strength of Weak Ties. In: AJS Vol 78, 6, 1260-1380
- Granovetter, Mark 1974: A study of contacts and careers. Chicago: University of Chicago Press.
- Handschuh, Çiğdem 2003: Die Darstellung türkischer Migranten in ausgewählten Hannoverschen Tageszeitungen: Bestandteil eines positiven oder negativen Images? Unveröffentlichte Diplomarbeit. Oldenburg: Carl von Ossietzky Universität
- Hanhörster, Heike & Margit Mölder 2000: Konflikt- und Integrationsräume im Wohnbereich, in: Wilhelm Heitmeyer & Reimund Anhut (Hg.): Bedrohte Stadtgesellschaft. Weinheim/München: Juventa: 347-400

- Hannover online 2002: Das Wahlergebnis in der Landeshauptstadt Hannover. [www.hannover-stadt.de/a12/wahlbr.htm](http://www.hannover-stadt.de/a12/wahlbr.htm): 27.11.2002
- Hartmann, Peter & Bernhard Schimpl-Neimanns 1992: Sind Sozialstrukturanalysen mit Umfragedaten möglich? Analysen zur Repräsentativität einer Sozialforschungsumfrage. In: KZfSS, 44, 315-340
- Hartmann, Petra 1991: Wunsch und Wirklichkeit. Theorie und Empirie sozialer Erwünschtheit. Wiesbaden: DUV
- Häußermann, Hartmut 1997: Armut in den Großstädten - eine neue städtische Unterklasse? In: Leviathan 25, 1, 12-27
- Häußermann, Hartmut 1999: Sozialräumliche Struktur und der Prozeß der Ausgrenzung: Quartierseffekte. In: Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie, 14, 1, 7-18
- Häußermann, Hartmut 2000: Die Krise der sozialen Stadt, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 10-11, 13-21
- Häußermann, Hartmut & Yuri Kazepov 1996: Urban Poverty in Germany: a Comparative Analysis of the Profile of the Poor in Stuttgart und Berlin. In: Mingione, Enzo (ed.): Urban Poverty and the Underclass. Oxford/Cambridge, 343-369
- Häußermann, Hartmut, Martin Kronauer & Walter Siebel 2004: Stadt am Rand: Armut und Ausgrenzung. In: Dies. (Hg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7-40
- Häußermann, Hartmut & Walter Siebel 1995: Dienstleistungsgesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Häußermann, Hartmut & Walter Siebel 1996: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim: Juventa
- Häußermann, Hartmut & Walter Siebel 2000: Wohnverhältnisse und soziale Ungleichheit. In: Harth, Annette, Gitta Scheller & Wulf Tessin (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen: Leske + Budrich, 120-140
- Häußermann, Hartmut & Walter Siebel 2001: Soziale Integration und ethnische Schichtung. Zusammenhänge zwischen räumlicher und sozialer Integration. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“.  
<http://www.bmi.bund.de/Downloads/Haeussermann.pdf>
- Heitmeyer, Wilhelm 1998: Versagt die „Integrationsmaschine“ Stadt? Zum Problem der ethnisch-kulturellen Segregation und ihrer Konfliktfolgen. In: Heitmeyer, Wilhelm, Rainer Dollase & Otto Backes (Hg.): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 443-467
- Heller, Wilfried 1993: Integration von Aussiedlern und anderen Zuwanderern in den deutschen Wohnungsmarkt. Im Auftrag des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauswesen und Städtebau. Göttingen: Geographisches Institut der Universität Göttingen
- Herlyn, Ulfert 1998: Milieus. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske + Budrich, 151-161

- Herlyn, Ulfert, Ulrich Lakemann & Barabara Lettko 1991: Armut und Milieu. Benachteiligte Bewohner in großstädtischen Quartieren. Basel/Boston/Berlin: Birkhäuser Verlag
- Hinrichs, Wilhelm 2003: Ausländische Bevölkerungsgruppen in Deutschland. Berlin: WZB
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1973: Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz. Stuttgart: Ferdinand Enke
- Holm, Kurt (Hg.) 1975: Die Befragung 1. Der Fragebogen – Die Stichprobe. Tübingen: Francke
- Hönekopp, Elmar 2003: Non-Germans on the German Labour Market. In: European Journal of Migration and Law 5, 69-97
- Hönekopp, Elmar, Karl Wolfgang Menck & Thomas Straubhaar 2001: Fachkräftebedarf bei hoher Arbeitslosigkeit – Vorsicht vor richtigen Antworten auf falsche Fragen – Gutachten für die Unabhängige Kommission „Zuwanderung“. <http://www.bund.de/downloads/HWWA.pdf:07.08.2001>
- Hopf, Christel 1978: Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 2, 97-115
- Hübner-Funk, Sibylle 1988: Strategien der Lehrstellensuche. Berufsfindungsprozesse von Jugendlichen im interregionalen Vergleich. München: DJI
- IHK-Hannover 2002: Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte 2002. <http://www.hannover.ihk.de/pdf/svb-gruppen-anteile.pdf>: 30.01.2004
- Janßen, Andrea 2001: Segregation der türkischen Bevölkerung in Deutschland am Beispiel Hannover. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Oldenburg: Carl von Ossietzky Universität
- Janßen, Andrea & Ayça Polat 2004: Über Ressourcen und Restriktionen: Die Rolle des Stadtteils für die Integration von Migranten. In: Wiechmann, Thorsten & Oliver Fuchs (Hg.): Planung und Migration. Hannover: Verlag der ARL, 88-99
- Jeschek, Wolfgang 2002: Ausbildung junger Ausländer in Deutschland: Rückschritte bei der Berufsausbildung. In: ibv, 34, 2523-2531
- Jessen, Johann 1998: Großsiedlungen – West. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske + Budrich, 104-114
- Jordanova-Duda, Matilda 2003: Heimliche Quote. In: Ausländer in Deutschland, 2, 4
- Jugendamt Hannover 2000: Versorgung mit Kindergartenplätzen in Hannover 1999. Hannover: unveröffentlichtes Dokument
- Jung, Hans-Ulrich 1993 (Hg.): Atlas zur Wirtschaftsgeographie von Niedersachsen: ökonomische, soziale und ökologische Aspekte räumlicher Strukturen und Entwicklungen. Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung. Braunschweig: Meyer
- Kalter, Frank & Nadia Granato 2001: Die Persistenz ethnischer Ungleichheit auf dem deutschen Arbeitsmarkt. In: KZfSS, 3, 497-520
- Keim, Karl-Dieter 1979: Milieu in der Stadt: Ein Konzept zur Analyse älterer Wohnquartiere, Stuttgart: Kohlhammer

- Keim, Rolf & Rainer Neef 2000: Ausgrenzung und Milieu: Über die Lebensbewältigung von Bewohnerinnen und Bewohnern städtischer Problemgebiete. In: Harth, Annette, Gitta Scheller und Wulf Tessin (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen: Leske und Budrich, 248-273
- Kirpal, Simone 1998: Modelle und Maßnahmen zur Eingliederung von ethnischen Minderheiten in der Europäischen Union. In: Eckert, Roland (Hg.): Wiederkehr des „Volksgeistes“? Ethnizität, Konflikt und politische Bewältigung. Opladen: Leske+Budrich, 339-371
- Klein, Thomas & Wolfgang Lauterbach 1996: Wohnungswechsel und Wohnzufriedenheit. In: Zapf, Wolfgang, Jürgen Schupp & Roland Habich (Hg.): Lebenslagen in Wandel: Sozialberichterstattung im Längsschnitt. Frankfurt a.M./New York: Campus, 147-161
- Klein, Thomas & Andrea Lengerer 2001: Gelegenheit macht Liebe – die Wege des Kennenlernens und ihr Einfluss auf die Muster der Partnerwahl. In: Klein, Thomas (Hg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe. Opladen: Leske+Budrich, 265-285
- Koch, Achim 1997: Teilnahmeverhalten beim ALLBUS 1994. Soziodemographische Determinanten von Erreichbarkeit, Befragungsfähigkeit und Kooperationsbereitschaft. In: KZfSS, 49, 98-122
- Konietzka, Dirk 2002: Die soziale Differenzierung der Übergangsmuster in den Beruf. In: KZfSS, 4, 645-673
- Kreibich, Volker & Arbeitsgemeinschaft plan lokal 1997: Wohnungsversorgung sozial Benachteiligter in der Landeshauptstadt Hannover. Hannover: Landeshauptstadt
- Kreibich, Volker, Bernd Meinecke & Klaus Niedzwetzki 1982: Faktoren innerregionaler Wanderung – Verhalten der Wohnbevölkerung. In: Robert Bosch Stiftung GmbH (Hg.): Pilotstudien zu einem Forschungsprogramm. Beiträge zur Stadtforschung 2. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 29-157
- Kronauer, Martin 1997: „Soziale Ausgrenzung“ und „Underclass“: Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan 25, 1, 28-49
- Kronauer, Martin 1998: Armut, Ausgrenzung, Unterklasse. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen: Leske+Budrich, 13-27
- Kronauer, Martin 2002: Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt a.M.: Campus
- Kronauer, Martin, Berthold Vogel & Frank Gerlach 1993: Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Kronauer, Martin & Berthold Vogel 2004: Erfahrung und Bewältigung von sozialer Ausgrenzung in der Großstadt: Was sind Quartiereffekte, was Lageeffekte? In: Häußermann, Hartmut, Martin Kronauer & Walter Siebel (Hg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 235-257
- Kuhnert, Jan 2000: Die Großsiedlung der Zukunft als „solidarische Stadt“. In: Der Städtetag, 8, 33-36

- Kürşat-Ahlers, Elçin 2001: Die Bedeutung der staatsbürgerlich-rechtlichen Gleichstellung und Antidiskriminierungspolitik für Integrationsprozesse. In: Mehrländer, Ursula & G. Schultze (Hg.): Einwanderungsland Deutschland. Neue Wege nachhaltiger Integration. Bonn: Dietz Verlag, 117-142
- Lamnek, Siegfried 1995: Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz
- Läpple, Dieter 1991: Essay über den Raum. In: Häußermann, Hartmut, Detlev Ipsen, Thomas Krämer-Badoni, Dieter Läpple, Marianne Rodenstein & Walter Siebel (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus, 157-207
- Lewis, Oskar 1982: Die Kinder von Sanchez. Selbstporträt einer mexikanischen Familie. Bornheim: Lamuv
- LHH (Landeshauptstadt Hannover), Amt für Koordinierung, Controlling und Stadtentwicklung 2001a: Wanderungsbefragung 2001. Wanderungen zwischen Stadt und Landkreis Hannover. Hannover: LHH
- LHH (Landeshauptstadt Hannover), Amt für Wohnungswesen 2001b: Jahresbericht 2000. Hannover: LHH
- LHH (Landeshauptstadt Hannover), Referat für Stadtentwicklung 2002a: Ermittlung der Wohnungsleerstandsquote am hannoverschen Wohnungsmarkt. Hannover: LHH
- LHH (Landeshauptstadt Hannover) 2002b: Sanierungszeitung Vahrenheide-Ost, 18. Hannover: LHH
- LHH (Landeshauptstadt Hannover) Fachbereich Planen und Stadtentwicklung 2002c: Lagebericht zur Stadtentwicklung 2002. Schriften zur Stadtentwicklung, Bd. 91, Hannover: LHH
- LHH (Landeshauptstadt Hannover), Amt für Koordinierung, Controlling und Stadtentwicklung 2002d: Wohnungsmarkt 2001. Wohnungsmarktanalyse für die Landeshauptstadt Hannover. Hannover: LHH
- Lockwood, David 1969: Systemintegration und Sozialintegration. In: Zapf, Wolfgang (Hg.): Theorien des sozialen Wandels. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 124-137
- Lutz, Burkart 1984: Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung in Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Marshall, Thomas H. 1992: Bürgerrechte und soziale Klassen: Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Mayer, Hans-Norbert 2004: Hamburgisches Stadtteilentwicklungsprogramm – Zwischen-evaluation. Hamburg: Freie und Hansestadt Hamburg
- Mehrländer, Ursula, Carsten Ascheberg & Jörg Ueltzhöffer 1996: Repräsentativuntersuchung '95: Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin, Bonn, Mannheim: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut für Gegenwartsfragen, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung

- Mika, Tatjana 2002: Wer nimmt teil an Panel-Befragungen? Untersuchung über die Bedingungen der erfolgreichen Kontaktierung für sozialwissenschaftliche Untersuchungen. In: ZUMA-Nachrichten 51, 38-48
- Mlynek, Klaus & Waldemar Röhrbein 1994: Geschichte der Stadt Hannover Band 2. Hannover: Schlütersche Verlagsbuchhandlung
- Morris, Lydia 1993: Is there a British underclass? In: International Journal of Urban and Regional Research 17, 3, 404-412
- Münch, Richard 1997: Elemente einer Theorie der Integration moderner Gesellschaften. Eine Bestandsaufnahme. In: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 66-109
- Münz, Rainer, Wolfgang Seifert & Ralf Ulrich 1997: Zuwanderung nach Deutschland: Strukturen, Wirkungen, Perspektiven. Frankfurt/M., New York: Campus
- Nauck, Bernhard 1998: Eltern-Kind-Beziehungen in Migrantenfamilien. Survey intergenerative Beziehungen in Migrantenfamilien. Expertise zum 6. Familienbericht
- Nauck, Bernhard 2001: Generationsbeziehungen und Heiratsregimes - theoretische Überlegungen zur Struktur von Heiratsmärkten und Partnerwahlprozessen am Beispiel der Türkei und Deutschland. In: Klein, Thomas (Hg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe. Opladen: Leske + Budrich, 35-55
- Nauck, Bernhard & Annette Kohlmann 1998: Verwandtschaft als soziales Kapital – Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien. In: Wagner, Michael & Yvonne Schütze (Hg.): Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema. Reihe Der Mensch als soziales und personales Wesen. Stuttgart: Enke, 203-233
- Nauck, Bernhard & Anja Steinbach 2001: Intergeneratives Verhalten und Selbstethnisierung von Zuwanderern. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. <http://www.bmi.bund.de/Downloads/Nauck.pdf>
- Nave-Herz, Rosemarie 1984: Familiäre Veränderungen in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1, 45-63
- Nave-Herz, Rosemarie 2002: Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 2. überarbeitete und ergänzte Auflage. Darmstadt: Primus
- Neuhöfer, Manfred 1998: Überforderte Nachbarschaften. Eine Analyse von Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus und die Wohnsituation von Migranten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 49, 35-45
- Neumann, Udo & Markus Hertz 1998: Verdeckte Armut in Deutschland. Forschungsbericht im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung. Frankfurt/M.: Institut für Sozialberichterstattung und Lebenslagenforschung
- Niemann, Steffen & Thomas Abel 2000: Stichprobenselektion in einer telefonischen Bevölkerungsbefragung. In: Hüfken, Volker (Hg.): Methoden in Telefonumfragen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 105-121

- Nowey, Waldemar 1983: Analysen und Tendenzen der Berufswahl ausländischer und deutscher Hauptschulabgänger. München: Ehrenwirth
- Payne, Joan & Clive Payne 1994: Recession, Restructuring and the Fate of the Unemployed: Evidence in the Underclass Debate. In: *Sociology* 28, 1, 1-19
- Park, Robert Ezra 1928: Human Migration And The Marginal Man. In: *American Journal of Sociology* 23, 6, 881-893
- Park, Robert Ezra 1950: The nature of race relation. In: Ders.: *Race an Culture*. Illinois: The free press, 81-116
- Petrowsky, Werner 1993: Arbeiterhaushalte mit Hauseigentum. Die Bedeutung des Erbes bei der Eigentumsbildung. Bremen: Dissertation, Universität Bremen
- Pischner, Rainer, Gerd G. Wagner & John Haisken-DeNew 2000: Computer- und Internetnutzung hängen stark von Einkommen und Bildung ab - Geschlechtsspezifische Nutzungsunterschiede in der Freizeit besonders ausgeprägt. DIW-Wochenbericht 41/00 <http://www.diw.de>
- Pries, Ludger 1998: „Transmigranten“ als ein Typ von Arbeitswanderern in pluri-lokalen sozialen Räumen. In: *Soziale Welt* 49, 135-150
- Reniers, Georges 1998: Post-migration survival of traditional marriage patterns: consanguineous marriage among Turkish and Morrocan immigrants in Belgium. Universiteit Gent, Department of Population Studies. Gent: IPD-Working Paper 1998-1
- Reuband, Karl-Heinz 1984: Dritte Personen beim Interview – Zuhörer, Adressaten oder Katalysatoren der Kommunikation? In: Meulemann, Heiner & Karl-Heinz Reuband (Hg.): *Soziale Realität im Interview: empirische Analysen methodischer Probleme*. Frankfurt/M., New York: Campus, 117-156
- Reuband, Karl-Heinz & Jörg Blasius 2000: Situative Bedingungen des Interviews, Kooperationsverhalten und Sozialprofil konvertierter Verweigerer. Ein Vergleich von telefonischen und face-to-face Befragungen. In: Volker Hüfken (Hg.): *Methoden in Telefonumfragen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 139-167
- Ruile, Arno 1984: Ausländer in der Großstadt. Zum Problem der kommunalen Integration der türkischen Bevölkerung. Augsburg: Selbstverlag Lehrstuhl für Sozial- und Wirtschaftsgeographie, Universität
- Schaub, Günther 1991: Betriebliche Rekrutierungsstrategien und Selektionsmechanismen für die Ausbildung und Beschäftigung junger Ausländer. Herausgeber: Bundesinstitut für Berufsbildung – Der Generalsekretär. Berichte zur beruflichen Bildung, Heft 135. Berlin/Bonn: BIBB
- Schneider, Nicole & Annette Spellerberg 1999: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opladen: Leske + Budrich
- Schnell, Rainer 1991: Wer ist das Volk? Zur faktischen Grundgesamtheit bei „allgemeinen Bevölkerungsumfragen“: Undercoverage, Schwererreichbare und Nichtbefragbare. In: *KZfSS* 43, 106-137
- Schöneberg, Kai 2004: Bröseln in der Betonmaschine. In: *taz nord* vom 02.03.2004, 28
- Schulte, Axel 1994: Antidiskriminierungspolitik in westeuropäischen Staaten. In: Heinelt, Hubert (Hg.): *Zuwanderungspolitik in Europa*. Opladen: Leske+Budrich, 123-161

- Schumann, Michael 2002: Das Ende der kritischen Industriesoziologie? In: Leviathan 30, 3, 325-344
- Schumann, Michael, Edgar Einemann, Christa Siebel-Rebell & Klaus-Peter Wittemann 1981: Rationalisierung, Krise und Arbeiter. Bremen, Göttingen: KUA Bremen
- Schwarz, Guido 2000: Qualität statt Quantität. Motivforschung im 21. Jahrhundert. Opladen: Leske + Budrich
- Seifert, Wolfgang 2001: Berufliche Integration von Zuwanderern in Deutschland. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. <http://www.bmi.bund.de/Downloads/Seifert.pdf>: 05.12.2003
- Şen, Faruk & Volkan Bozkaya 1998: Türken in Niedersachsen. <http://www.bteu.de/download>
- Şen, Faruk, Martina Sauer & Dirk Halm 2001a: Integration oder Abschottung? Zur Situation türkischer Zuwanderer in Deutschland. In: Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik, 5, 214-220
- Şen, Faruk, Martina Sauer & Dirk Halm 2001b: Intergeneratives Verhalten und (Selbst-) Ethnisierung von türkischen Zuwanderern. Gutachten im Auftrag der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. <http://www.bmi.bund.de/Downloads/Sen.pdf>
- Siebel, Walter 1997a: Die Stadt und die Zuwanderer. In: Häußermann, Hartmut & Ingrid Oswald (Hg.): Zuwanderung und Stadtentwicklung. Leviathan Sonderheft 17. Opladen: Westdeutscher Verlag, 30-41
- Siebel, Walter 1997b: Armut oder Ausgrenzung? Vorsichtiger Versuch einer begrifflichen Eingrenzung der sozialen Ausgrenzung. In: Leviathan 25, 1, 67-75
- Simmel, Georg 1992: Exkurs über den Fremden. In: Simmel, Georg: Soziologie, Gesamtausgabe Bd. 11. Frankfurt: Suhrkamp, 764-771
- Solga, Heike 2002: Ausbildungslosigkeit als soziales Stigma in Bildungsgesellschaften. Ein soziologischer Erklärungsbeitrag für die wachsenden Arbeitsmarktprobleme von gering qualifizierten Personen, in: KZfSS, 3, 476-505
- Spickard, Paul R. 1989: Mixed Blood: Intermarriage and Ethnic Identity in Twentieth-Century America. Wisconsin.
- STATIS (Statistikstelle Hannover) 2000: Daten zur Bevölkerungsstruktur der Stadt Hannover. Hannover: unveröffentlichtes Dokument
- Statistisches Bundesamt, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung & ZUMA (Hg.): Datenreport 1997. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Statistisches Bundesamt, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung & ZUMA (Hg.): Datenreport 1999. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Steiner, Heinz 1984: Das Interview als soziale Situation. In: Meulemann, Heiner & Karl-Heinz Reuband (Hg.): Soziale Realität im Interview: empirische Analysen methodischer Probleme. Frankfurt/M., New York: Campus, 17-59
- Stopes-Roe, Mary & Raymond Cochrane 1990: Citizens of This Country: The Asian-British. Clevedon: Multilingual Matters



- Straßburger, Gaby 2001: Warum aus der Türkei. Zum Hintergrund transnationaler Ehen der zweiten Migrantengeneration. In: Zeitschrift für Migration und soziale Arbeit, 1, 34-39
- Straßburger, Gaby 2003: Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext. Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. Familie und Gesellschaft. Band 10. Würzburg: Ergon Verlag
- Tobias, Gertrud & Johannes Boettner (Hg.) 1992: Von der Hand in den Mund: Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen: Klartext
- Treibel, Annette 1999: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. 2., überarb. Auflage. Weinheim, München: Juventa
- Venema, Mathias & Claus Grimm 2002: Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland. Repräsentativuntersuchung 2001. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung. <http://www.bmwi.de/Redaktion/Inhalte/downloads>
- von Meding, Conrad 2004: Die Betonburgen fallen. [www.haz.de/hannover](http://www.haz.de/hannover) vom 09.09.2004
- Wacquant, Loïc J.D. 2004: Roter Gürtel, schwarzer Gürtel: Rassentrennung, Klasseungleichheit und der Staat in der französischen städtischen Peripherie und im amerikanischen Ghetto. In: Hartmut Häußermann, Martin Kronauer & Walter Siebel (Hg.): An den Rändern der Städte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 148-200
- Walzer, Michael 1996: Was heißt es, Amerikaner zu sein? In: Ders.: Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie. Frankfurt a.M.: Fischer, 197-226
- Waters, Mary C. 1991: Ethnic Options – Choosing Identities in America. Berkeley and Los Angeles: University of California Press
- Wilson, William Julius 1987: The Truly Disadvantaged. The Inner City, the Underclass and Public Policy. Chicago, London: The University of Chicago Press
- Wilson, William Julius 1996: When Work Dissappears. The World of the New Urban Poor. New York: Alfred A.Knopf
- Winter, Horst 1999: Wohnsituation der Haushalte 1998. Ergebnisse der Mikrozensus-Ergänzungserhebung. In: Wirtschaft und Statistik, 11, 858-864
- Winter-von Gregory, Witha 1983: Mieterauswahl durch Wohnungsunternehmen und Wohnungsämter. In: Evers, Adalbert, Hans-Georg Lange & Hellmut Wollmann (Hg.): Kommunale Wohnungspolitik. Basel/Boston/Stuttgart: Birkhäuser, 266-292
- Wolff, Stephan 2000: Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Uwe Flick (Hg.): Qualitative Forschung: ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, 334-349
- Zuwanderungsbericht 2001: Bericht der Unabhängigen Kommission „Zuwanderung“. Zuwanderung gestalten, Integration fördern. Berlin: Zeitbild Verlag GmbH
- Zuwanderungsgesetz vom 05.08.2004: Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern. Bundesgesetzblatt, Teil I, Nr. 41: Bonn

## ANHANG

- *Leitfaden für die Interviews mit Migranten*
- *Auswertungsraster der Interviews mit Migranten*
- *Leitfaden für die Interviews mit Gatekeepern des Arbeitsmarktes*
- *Leitfaden für die Interviews mit Gatekeepern des Wohnungsmarktes*
- *Bogen für die Begehung der Stadtteile*

## LEITFADEN FÜR DIE INTERVIEWS MIT MIGRANTEN

In dem Interview geht es um die Bereiche Arbeit, Wohnen und Freunde und Familie. Dabei interessiert uns vor allem die Zeit nach dem Hauptschulabschluss.

### 0. Sind Sie in der Bundesrepublik geboren und hier aufgewachsen?

→ *Wenn ja:* Wo sind Sie geboren und aufgewachsen? Wo sind Sie zur Schule gegangen?

→ *Wenn nein:* Vielleicht können Sie am Anfang erzählen, seit wann Sie in Deutschland leben und wie der Start hier für Sie war (Schule usw.).

### *Arbeit*

#### 1. Dann würden wir gerne wissen, wie es für Sie nach dem Hauptschulabschluss weiter ging.

- Hätten Sie die Möglichkeit gehabt, weiterführende Schulen zu besuchen?

#### 2. Haben Sie eine Ausbildung gemacht? → *Wenn nein: F 3*

##### a) Erzählen Sie doch mal: Was für eine Ausbildung haben Sie gemacht? Was für ein Betrieb war das? Wie lief das so mit den Kollegen?

- betrieblich/ außerbetrieblich - Ort des Betriebes - Betriebsgröße

- Branche - Kollegen / Verhältnis Deutsche-Türken

- Lief der Betrieb ganz gut? (Entlassungen oder neue Einstellungen?)

##### b) Wie kam es, dass Sie gerade diese Ausbildung gemacht haben?

- Eltern - Freunde - Bekannte - Lehrer/-innen - eigener Wunsch

- Arbeitsamt/ Berufsberatung

- Wie sind Sie darauf gekommen? Wie lange dauerte das? Was wurde gesagt?

##### c) Wie sind Sie dann an die Stelle rangekommen?

- Freunde - Eltern - Lehrer - Zeitungsanzeige

- Bewerbung - Arbeitsamt

- Rolle des Hauptschulabschluss'

##### d) Wie würden Sie das rückblickend so sehen: Was war gut an ihrer Ausbildung, was schlecht?

- Verhältnis zu Kollegen und Vorgesetzten - Arbeit viel gelernt

- Bei Problemen während der Ausbildung: Konnten Sie sich an jemanden wenden?

- Haben Sie Ihre Ausbildung abgeschlossen?

- Wenn nein: Warum nicht? Was haben Sie dann gemacht? → *F 4*

#### 3. Wollten Sie denn gerne eine Ausbildung machen?

- Haben Sie versucht, einen Ausbildungsplatz zu bekommen?

- Haben Sie sich beim Arbeitsamt beraten lassen? - Was wollten Sie werden?

- Rolle des Hauptschulabschluss'

- Warum hat das nicht geklappt?

**4. Wie ging es dann weiter? Was war ihr erster Arbeitsplatz?**

→ Wenn kein Arbeitsplatz: Jobs, Aushilfe

→ *Bei noch nie erwerbstätig gewesenen Hausfrauen, Mütter* → F 13

- a) Erzählen Sie mal: In welchem Betrieb haben Sie gearbeitet? Wo war das? Lief der Betrieb ganz gut?
- Betriebsgröße
  - Branche
  - Einstellungen/ Entlassungen
- b) Wie war das mit den Kollegen?
- allg. Verhältnis zw. den Kollegen /Verhältnis zw. Deutschen und Türken
- c) Was haben Sie denn da so gemacht: Worin bestand Ihre Arbeit?
- Mussten Sie da erst eingearbeitet werden?
  - War das eine relativ einfache Arbeit?
  - Lag Ihnen diese Arbeit? Konnte man das schaffen?
- d) Wenn es Probleme gibt im Betrieb: Konnten Sie sich da an jemanden wenden?
- Vorarbeiter
  - Betriebsrat / Gewerkschaften
  - Kollegen/Kolleginnen
- e) Als was haben Sie in Ihrem Betrieb gearbeitet?
- Meister - Vorarbeiter - Facharbeiter - Un-/Angelernter - Angestellter
  - Haben Sie auch als - ↑ - angefangen, oder haben Sie sich sozusagen hochgearbeitet?
  - Gab es in der Firma allgemein ganz gute Aufstiegschancen?
  - Möglichkeiten weiter zu kommen - höherer Lohn - bessere Arbeitsstelle
- f) Was für einen Arbeitsvertrag hatten Sie da?
- Teilzeit oder Vollzeit (Freiwillig/unfreiwillig)?
  - befristeten oder unbefristeten Vertrag?
  - Was haben Sie da so verdient (Netto)?
- g) War das auch Ihr Haushaltseinkommen oder kam da noch etwas zu?
- Gehalt des Partners oder von anderen Personen
  - Nebenjobs: Welcher Art? (Branche, Ort, Stundenzahl, Dauer)
  - Wohngeld oder ähnliches
- h) Einmal alles zusammen genommen: Was war gut an dem Arbeitsplatz, was schlecht?
- 5. Wo haben Sie danach gearbeitet? Oder arbeiten Sie immer noch dort?**
- Bei neuer Arbeitsstelle: Unterfragen Frage 4)
  - Warum gewechselt?
  - Bei mehreren weiteren Arbeitsstellen: Haben Sie häufig Ihre Arbeitsstelle gewechselt?
- 6. Waren Sie mal arbeitslos?**
- Wie kam das (warum)?
  - Wie lange?
  - Wie war das für Sie? Fanden Sie das auch ganz gut, mal eine Zeit lang nicht zu arbeiten?
  - Gab es noch andere Phasen in denen Sie arbeitslos waren?
  - Wovon haben Sie während Ihrer Arbeitslosigkeit gelebt?
  - Arbeitslosengeld/ -hilfe - Sozialhilfe
  - Partnern
  - Verwandte

- Es gibt ja viele, die sich hin und wieder was dazu verdienen, was das bei Ihnen auch so?

- Nebenjobs: Welcher Art? (Branche, Ort, Stundenzahl, Dauer)

**7. Wenn Sie eine neue Arbeit gesucht haben: Wie haben Sie das gemacht?**

- Familie - Freunde/Bekannte - Zeitung - Blindbewerbung  
- Arbeitsamt/ Berufsberatung: Was hat man Ihnen da gesagt?

- a) Wie viele Bewerbungen haben Sie geschrieben?
- b) Für welche Stellen haben Sie sich beworben?
- c) Welche Erfahrungen haben sie bei der Arbeitssuche gemacht?
- d) Viele sagen ja: Wer arbeiten will, der findet auch Arbeit. Wie sehen Sie das?

**8. Haben Sie 'mal eine Weiterbildung oder Umschulung gemacht?**

a) Was war das denn genau?

- Wann? - Ziel der Umschulung/Weiterbildung?  
- Wie sind Sie da `drangekommen?  
- Vom Betrieb angeboten  
- Selber gewünscht (während Arbeitslosigkeit oder Berufstätigkeit)  
- Vom Arbeitsamt ‚reingedrückt‘ bekommen

- b) Wie war die Umschulung/Weiterbildung?
- c) Wie ging es danach weiter? (Hatten Sie es danach leichter, Arbeit zu finden?)

**9. Was ist denn für Sie eine gute Arbeit?**

- Mal unabhängig vom Geld: Viele sagen ja: Arbeit gehört zu einem glücklichen Leben: Würden Sie das auch so sagen?

**10. Wenn Sie mal unabhängig davon, was Sie bisher gemacht haben, überlegen: Was wäre dann ihr Traumberuf?**

- Selbständigkeit - Möglichkeiten, das zu verwirklichen

**11. Wenn Sie jetzt so an die Zeit nach dem Hauptschulabschluss denken: Was waren denn in Ihrem Berufsweg die wichtigsten Weichenstellungen oder Ereignisse?**

- Schule (Förderung, Diskriminierung) - Hauptschulabschluss, Zensuren  
- eigene Ziele und Wünsche - Einfluss/ Wünsche der Eltern  
- Einfluss der Freunde/ Bekannten - Diskriminierung  
- Sprachkenntnisse - Gesundheit  
- Ausbildung

**12. Was meinen Sie: Wie wird es bei Ihnen beruflich tatsächlich weitergehen? Haben Sie da bestimmte Ziele?**

---

➔ Bei noch nie erwerbstätig gewesenen, Hausfrauen, Mütter (Arbeit)

**13. Hätten Sie gerne (früher) außerhalb des Hauses gearbeitet?**

- a) Viele sagen ja: Ein Beruf oder berufliche Arbeit gehört zu einem glücklichen Leben. Was würden Sie jemandem sagen, der das so sieht?
  - b) Wollen Sie irgendwann noch 'mal außer Haus arbeiten?
-

## ***Soziales Netzwerk:***

Wir haben nun die ganze Zeit über ihr Berufsleben gesprochen, uns interessiert aber auch was Sie so in ihrer Freizeit unternehmen, ihr Freundeskreis, wie Sie sich mit ihrer Familie verstehen.

### **14. Wer sind für Sie die wichtigsten Personen?**

→ *eigene Familie* → 15; *Eltern* → 16; *Freunde* → 17

### **15. Erzählen Sie doch mal: Haben Sie eine eigene Familie?**

a) *zum Ehepartner/zur Ehepartnerin:*

- Wie und wo haben Sie Ihren Mann/Ihre Frau kennen gelernt?
- Wie lange sind Sie verheiratet?
- Ist Ihr Mann/ Ihre Frau berufstätig? Welche Tätigkeit? Feste Stelle?
- Hat Ihr Mann/ Ihre Frau eine Ausbildung gemacht?
- Ist Ihr Mann/ Ihre Frau deutscher oder türkischer Herkunft?
  - Welchen Aufenthaltsstatus hat Ihr Mann/ Ihre Frau?

→ *Wenn Partner türkisch:* Wäre eine Partnerschaft oder eine Ehe mit einem/einer Deutschen für Sie auch vorstellbar gewesen?

- Wäre es ein Problem für Sie, wenn Ihr Kind mal mit einem deutschen Freund oder einer deutschen Freundin nach Hause kommt?

→ *Wenn Partner deutsch:* War Ihnen das egal, welcher Herkunft Ihr Partner/Ihre Partnerin ist?

b) *zu Kindern:*

- Wann sind die Kinder geboren? Alter?
- Wollten Sie zu dem Zeitpunkt auch gerne Kinder haben?
- Besucht Ihr Kind einen Kindergarten/Hort/Tagesstätte? Schule? Welche(n)?  
Wo?
- Bekommen Sie im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung Unterstützung?
  - Von wem?
- Erziehen Sie Ihre Kinder anders als Ihre Eltern Sie erzogen haben?

### **16. Wie verstehen Sie sich mit Ihren Eltern und Geschwistern?**

- Wie oft sehen Sie sich?      - Gab es Konflikte? Welche?

a) Wo wohnen Ihre Eltern und Geschwister?

- Finden Sie das eher gut oder eher schlecht dass sie in der Nähe/ weiter weg wohnen?

b) Was machen die beruflich?

c) Ist Ihre Mutter oder Ihr Vater ein Vorbild für Sie?

d) Wenn Sie allgemein die Lebenssituation ihrer Eltern mit ihrer eigenen vergleichen: Wo sehen Sie die größten Unterschiede, wo sehen Sie Gemeinsamkeiten?

- Arbeit    - Wohnen    - Freundeskreis – Einstellungen - Religiosität  
- Freizeit

e) Was würden Sie sagen: Geht es Ihnen besser oder schlechter als Ihren Eltern?

- 17. Wie ist das mit Ihren Freunden? Erzählen Sie mal: Wer sind die wichtigsten Freunde?**
- Was machen Sie so zusammen?      - Wie oft sehen sie sich so?
  - Wo treffen Sie sich meistens?      - Was machen die (beruflich)?
- a) Woher kennen Sie die?
- Schule      - Arbeit      - Nachbarschaft
  - Wie lange kennen Sie Ihre Freunde schon?
- b) Wo wohnen Ihre Freunde?
- Finden Sie das eher gut oder eher schlecht dass sie in der Nähe/ weiter weg wohnen?
- c) Gehören eher Türken oder eher Deutsche zu Ihrem Freundeskreis?
- d) Ihre Freunde, wenn Sie das mit früher vergleichen, sind es heute mehr oder weniger geworden?
- e) Haben Sie so etwas wie eine feste Gruppe (Clique) von Freunden?
- Wie viele sind es?      - Hat sich das über die Jahre verändert?
  - Sind das alles Türken?
- f) Sprechen Sie überwiegend türkisch oder deutsch mit Ihren türkischen Freunden und Ihren Eltern und Geschwistern?
- 18. Da wir gerade bei Sprachen sind, wie schätzen Sie selber ihre eigenen Deutsch- und Türkischkenntnisse ein (Noten 1-6)?**
- Gab es Situationen, in denen Sie sich gewünscht haben, besser Deutsch oder Türkisch sprechen zu können?
- 19. Manche sagen, Türken können nur mit Türken und Deutsche nur mit Deutschen, was halten Sie davon?**
- 20. Manchmal braucht man ja Hilfe im Alltag, z.B. wenn man im Urlaub ist, dass jemand die Blumen gießt, oder wenn man umzieht. Wen würden Sie als erstes um Hilfe bitten?**
- a) Bei welchen Gelegenheiten?
- Beispiel!      - Ist es schwierig jemanden zu finden, den man um Hilfe bitten kann?
- b) Werden Sie manchmal auch um Hilfe gebeten?
- Beispiel!      - Ist Ihnen das manchmal zu viel?
  - Wenn Sie selber helfen, können Sie dann damit rechnen, dass Ihnen auch geholfen wird?
- 21. Einmal angenommen, Sie bräuchten eine größere Summe Geld: Gibt es da jemanden, den Sie fragen könnten?**
- a) Und wem würden Sie Geld leihen?
- 22. Wenn Sie wichtige Entscheidungen treffen müssen, wen fragen Sie um Rat?**
- Beispiel!
- 23. Mit wem besprechen Sie ihre Probleme, z.B. mit der Arbeit oder in der Beziehung/Ehe?**
- Beispiel!

- 24. Beschreiben Sie doch 'mal einen Tagesablauf: Was haben Sie gestern gemacht?**
- War das ein typischer Tag?
  - Und der Stadtteil spielt in Ihrem Alltag nicht so eine große Rolle?
  - Und was meinen Sie: Wie verbringen die anderen Bewohner/-innen des Stadtteils ihren Alltag?
- 25. Sind Sie in einem Verein oder in einer Organisation?**
- Was ist das für ein Verein (türkisch/deutsch, deutsch-türkisch)
  - Warum sind Sie in diesem Verein bzw. in dieser Organisation?
  - Wie wichtig ist das für Sie und wie viel Zeit verbringen sie dort?
- 26. Sind Sie ein religiöser Mensch?**
- *Wenn ja:* Spielt das in Ihrem Alltag auch eine Rolle?
- Hilft Ihnen Religion im Alltag oder ist es auch mal von Nachteil, ein religiösen Mensch zu sein?
  - Bei der Erziehung Ihrer Kinder?
- *Wenn nein:* Spielt Religion für Sie überhaupt keine Rolle?
- Im Alltag?
  - Bei der Erziehung Ihrer Kinder?
- 27. Wenn Sie jetzt noch mal so darüber nachdenken: Mit den Eltern, mit der eigenen Familie, mit den Freunden: Hat sich das in den letzten Jahren insgesamt eher gut oder eher schlecht entwickelt?**

### ***Stadtteil***

Wir würden jetzt gerne etwas über den Stadtteil erfahren in dem Sie leben.

**28. Erzählen Sie doch mal: Wohnen sie gerne in diesem Stadtteil?**

- Was finden Sie in dem Stadtteil gut und was schlecht?
  - Bus- und Bahnverbindungen / Auto
  - Jobmöglichkeiten: Wo?
  - Vereine, Organisationen
  - Sicherheit
  - Beratungs- und Hilfsangebote: Welche? Wo?
  - Freunde, Familie i.d. Nähe

- a) Finden Sie, dass es in diesem Stadtteil viele Türken gibt?
- Wenn ja: Stört es Sie oder finden Sie das gerade gut an diesem Stadtteil?
- b) Wenn Sie einkaufen gehen, oder wenn Sie in Ihrer Freizeit was machen: Machen Sie das hier im Stadtteil?
- Wenn ja: Wo? Was machen Sie dann hier in Ihrer Freizeit?
  - Wenn anderer Stadtteil: Welcher Stadtteil? Warum fahren Sie da extra hin? Wie fahren Sie da hin?
- c) Ist der Stadtteil in den letzten Jahren besser oder schlechter geworden?
- d) Haben Sie vor, aus diesem Stadtteil wegzuziehen? Wo wollen Sie dann hinziehen?
- 29. Seit wann wohnen Sie hier?**
- a) Wie ist es dazu gekommen, dass Sie hier in Vahrenheide-Ost/ Linden-Nord wohnen?
- Verwandte
  - Freunde
  - Kollegen
  - Bekannte
  - Zeitung
  - Wohnungsamt
- b) Haben Sie vorher in einem anderen Stadtteil gewohnt?



- *Wenn anderer Stadtteil:* Wo? War der Umzug hierher eine Verbesserung oder eine Verschlechterung für Sie?
  - *Wenn Umzug innerhalb Stadtteil:* Wollten Sie gerne in diesem Stadtteil bleiben?
    - Oder gab es keine andere Möglichkeit?
- 30. Wie ist das Verhältnis zu ihren Nachbarn?**
- Machen Sie viel mit ihren Nachbarn zusammen?
  - Welcher Nationalität sind Ihre Nachbarn?
  - Was machen die? (beruflich)
  - Helfen Sie sich manchmal gegenseitig? Beispiel!
  - Fühlen Sie sich manchmal beobachtet? (Bei was?)
  - Konflikte (Welche?)
- 31. Jeder Stadtteil hat in der Öffentlichkeit einen bestimmten Ruf: Was denken Sie halten die Hannoveraner von diesem Stadtteil?**
- Wo wird denn so über den Stadtteil geredet?
    - Zeitung
    - Radio
    - Fernsehen
    - Bekanntenkreis
- 32. Haben Sie mal gemerkt, dass man Sie schlecht oder komisch behandelt hat, weil sie in diesem Stadtteil leben? Also wenn Sie z.B. irgendwo Ihre Adresse angegeben haben?**
- Arbeitssuche
  - Wohnungssuche
  - Ämter

## ***Wohnung***

Wir haben bislang über den Stadtteil gesprochen, in dem Sie zur Zeit leben. Wir würden jetzt gerne noch mehr über Ihre Wohnsituation erfahren.

- 33. Wohnen Sie alleine oder mit anderen zusammen?**
- *Wenn bei den Eltern:* Haben Sie zwischendurch mal nicht zu Hause gewohnt?
    - Haben Sie Pläne auszuziehen?
    - Wann?
    - Mit wem zusammen?
  - *Wenn nicht bei den Eltern:* Wann sind Sie aus der Wohnung Ihrer Eltern ausgezogen?
    - Wo wohnten die Eltern?
    - Wie ist es dann weiter gegangen, wo haben Sie danach gewohnt (Wohnungswechsel, freiwillig/unfreiwillig)?
    - Können Sie uns jetzt auch etwas über die Wohnungen erzählen, in denen Sie die letzten Jahre gewohnt haben?
      - Haben Sie alleine oder mit jemandem zusammen gewohnt?
- 34. Was ist an ihrer jetzigen Wohnung verglichen mit der/den Wohnung(en), in denen Sie früher gewohnt haben, anders?**
- Mietkosten
  - Wohnungsgröße
  - Qualität/ Ausstattung (Dusche, Badewanne, Zentralheizung, Mängel)
  - Miete/ Eigentum
  - Vermieter
- 35. Was ist Ihnen wichtig an einer Wohnung, was ist eine gute Wohnung für Sie?**
- Und wie ist das mit ihrer jetzigen Wohnung, ist das eine gute Wohnung für Sie?

- Macht Ihnen das was aus, dass ihre Wohnung nicht so ist, wie Sie sich das vorstellen (Freunde und Bekannte einladen)?

**36. Wenn Sie jetzt einmal zurückblicken: Hat sich Ihre Wohnsituation in den letzten Jahren eher verschlechtert oder eher verbessert?**

**37. Wo würden Sie am liebsten wohnen?**

- Glauben Sie, dass sie das auch mal erreichen können?
- Wenn Stadtteil in Hannover oder generell Stadt in Deutschland: D.h. sie haben nicht vor in der Türkei zu leben?

**38. Waren Sie 'mal eine längere Zeit in der Türkei?**

- Wo? - Warum? (Militär) - Wann war das?
- Was haben sie dort gemacht? - Wie fanden Sie die Zeit in der Türkei?
- War der Wiedereinstieg in Deutschland schwierig?
- Glauben Sie, dass Sie es in der Türkei einfacher gehabt hätten?

**39. Fühlen Sie sich als Hannoveraner?**

- Wenn man Sie fragen würde, ob Sie sich als Deutscher oder als Türke fühlen, wie würden Sie dann antworten? (Nerven Sie solche Fragen?)
- Haben Sie die deutsche Staatsbürgerschaft?
  - Haben Sie vor, die deutsche Staatsbürgerschaft irgendwann anzunehmen?
- Spielte es in irgendeiner Situation 'mal eine Rolle, dass Sie die deutsche/ türkische Staatsbürgerschaft nicht hatten?

**40.11 → Wenn schon schlechte Erfahrungen genannt wurden:** Sie haben ja vorher schon mal im Zusammenhang mit ..... schlechte Erfahrungen angesprochen: **Gab es noch andere Situationen in denen Sie schlecht behandelt worden sind?**

**40.12 → Wenn bisher keine schlechten Erfahrungen genannt wurden:** **Gab es Situationen, in denen Sie schlecht behandelt wurden?**

**Wenn ja:** **Wenn nein: → F 41**

- Bei welchem Anlass?
  - Schule - Arbeit - Wohnungssuche - Ämter - Freizeit (Disco)
- Was meinen Sie: Womit hing das zusammen?
  - Herkunft - rechtlicher Status - Geschlecht - Wohnort
  - Glauben Sie, dass es einem Deutschen auch so gegangen wäre?
- Als das passierte, wie war das für Sie? Wie sind Sie damit umgegangen?
  - Hat sich dadurch was für Sie verändert?

**41. Bisher haben wir ja mehr über Diskriminierungen und Benachteiligungen gesprochen. Gab es auch schon mal Situationen, wo es für Sie ein Vorteil war, Türke zu sein?**

- Beispiel! (Wo? Welche?)
- Arbeit - Ämter
- Was glauben Sie, warum hat man Sie dort bevorzugt behandelt?
  - Herkunft - Sprachkenntnisse

### ***Resümierende Fragen***

- 42. Wir haben ja jetzt über alles mögliche gesprochen. Wenn Sie noch mal so insgesamt überlegen: Was würden Sie sagen, was ist in ihrem Leben gut gelaufen, was ist schlecht gelaufen?**
- Was waren so die wichtigsten Erlebnisse und Knackpunkte in ihrem Leben?
  - a) Wie wichtig war die Schule für Ihr weiteres Leben?
  - b) Es gibt ja das Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied“. Wenn Sie Ihren eigenen Werdegang betrachten, trifft das für Sie zu?
  - c) Manchmal ist es ja auch genau anders herum: Man macht etwas, weil es sich so ergeben hat oder weil man gar keine andere Wahl hat. Gab es so was auch bei Ihnen?
    - Wie fanden Sie das dann im Nachhinein??
  - d) Wenn Sie heute noch mal ganz von vorne anfangen könnten: Würden Sie irgend etwas anders machen?
- 43. Haben Sie sich für die Zukunft etwas vorgenommen, was sie auf jeden Fall machen möchten?**
- 44. Fällt Ihnen noch irgendetwas ein, was Sie in Ihrem Leben ganz wichtig finden, und worüber wir gar nicht gesprochen haben?**

**Zum Abschluss haben wir noch ein paar Fragen zur Statistik.**

**STATISTIK:**

Geburtsjahr/-ort, städtisch/ländlich	
Einreisealter	
Geschlecht	
Rechtlicher Status: Staatsangehörigkeit, Aufenthaltsstatus Arbeitserlaubnis	
Familienstand (seit wann verheiratet, 1.Gen. oder 2.Gen)	
Kinder (Anzahl, Alter, Geschlecht)	
Schulabgangsjahr, Qualität Abschluss	
Ausbildungsberuf (Abschlussnote)	
Ausgeübter Beruf	
Gegenwärtiges Arbeitseinkommen	
Andere Einkommensquellen Arbeit, Eltern, Transfer (Sozialamt, Wohngeld, AL-Geld/-Hilfe)	
Beruf und Einkommen des Partners/der Partnerin (Haushaltseinkommen)	
Eltern Staatsangehörigkeit, Alter, Migrationsjahr, Abschluss, Beruf	
Geschwister Migrationsjahr, Alter, Beruf	
Stadtteil (seit wann)	
Wohnung Einzugsjahr, Vermieter, Miete, Wohnungsgröße, Haushaltsgröße	
Sprachkenntnisse: Deutsch	Gut: <input type="checkbox"/> Mittel: <input type="checkbox"/> Schlecht: <input type="checkbox"/> dominant: <input type="checkbox"/>
Sprachkenntnisse: Türkisch	Gut: <input type="checkbox"/> Mittel: <input type="checkbox"/> Schlecht: <input type="checkbox"/> dominant: <input type="checkbox"/>

# Auswertungsraster für die Interviews mit Migranten

## **Arbeit**

### **1. Schule**

- 1.1. Schulabschluss (Note, Alter)
- 1.2. Schulen/Maßnahmen (nach HA)
- 1.3. Berufswunsch

### **2. Kontinuität**

- 2.1. Erste Schwelle
- 2.2. Ausbildung (Betrieb, Konjunktur, Note)
- 2.3. Zweite Schwelle
- 2.4. Arbeitsplatzwechsel
- 2.5. Arbeitslosigkeit
  - Nebeneinkünfte
  - Transfereinkommen
- 2.6. Fortbildung/Umschulung
- 2.7. Gescheiterte Möglichkeiten/Alternativen

### **3. Qualität der Beschäftigungsverhältnisse**

- 3.1. Typ der Arbeitsbetriebe
- 3.2. Beschäftigungsverhältnisse
- 3.3. Teilzeit/Vollzeit
- 3.4. Haushaltseinkommen
  - Arbeitseinkommen
  - Transfereinkommen
  - Einkommen des Partners
- 3.5. Nebenjobs
- 3.6. Stellung im Betrieb
- 3.7. Aufstiegschancen im Betrieb
- 3.8. Gewerkschaftliche Aktivitäten
- 3.9. Arbeitsbedingungen
  - Niveau der Arbeit (Art der Arbeit)
  - Beziehung zu Kollegen/Vorgesetzten
    - Arbeitszeiten
    - Veränderungen

### **4. Subjektive Bewertung**

- 4.1. Schulkarriere
- 4.2. Bewertung der Beschäftigungsverhältnisse
- 4.3. Bewertung der Arbeitsmarktkarriere
  - selbstbestimmt/fremdbestimmt
  - Bedeutung von Arbeitslosigkeit
  - Bedeutung der Hausfrauen- und Mutterrolle

- 4.4. Diskriminierungserfahrungen
- 4.5. Gesundheitliche Beschwerden
- 4.6. Bezugsgruppe der Bewertung
  - Eltern/Familie
  - Freunde
  - Türkei
  - Deutsche
  - 2.Generation
  - „Verlierer“
- 4.7. Arbeitsmarktorientierung
  - hoch/niedrig
  - Suchverhalten
    - formell/informell (Wege)
    - motiviert/unmotiviert (Intensität)
    - Ziel(e) der Suche
- 4.8. Anspruch an Arbeit
  - kommunikativ/sozial
  - instrumentell
  - körperlich/nicht körperlich
  - Raum für Freizeit
  - Traumjob
- 4.9. Kenntnisse bzw. Informationsmangel
- 4.10 Erfahrung mit Arbeitsamt
- 4.11 Aspiration (konkrete Ziele)
  - Aufstiegsorientiert/Qualifikationen
  - Zufrieden
  - Zukunftspläne
  - Resignation
- 4.12 Konkurrenz durch neue Zuwanderung

## **Soziale Netzwerke**

### **5 Qualität**

- 5.1 Familie
- 5.2 homogen/heterogen (ethnisch)
  - Wunsch nach Kontakten mit Deutschen
- 5.3 homogen/heterogen (sozial)
- 5.4 lokal
- 5.5 transnational
- 5.6 Teilhabe am öffentlichen Leben
- 5.7 dauerhaft/kurzlebig
- 5.8 Bereiche/Woher

- 5.9 materielle Unterstützung (Unterhalt, Wohnungs- und Arbeitssuche)
- 5.10 emotionale Unterstützung
- 5.11 Reziprozität
- 5.12 Intensität
- 5.13 Veränderungen

## 6. Quantität

- 6.1 Größe
- 6.2 gewachsen/kleiner geworden

## 7. Integrationshemmender/ integrationsfördernder Einfluss

- 7.1. normative Orientierung
- 7.2. konkrete Lebenssituation

## *Wohnen/Stadtteil*

### 8. Objektiver Verlauf

- Wohnung
- Stadtteil

### 9. Qualität der Wohnung

- 9.1 gesunken/gestiegen
  - Größe/Ausstattung
  - Miete
  - Lage
  - Eigentum

#### 9.2 Gründe

### 10. Suchwege

### 11. Anspruch an Wohnen

- 11.1. Ausstattung/Größe
- 11.2. Miete
- 11.3. Lage
- 11.4. Nachbarschaft
- 11.5. Eigentum
- 11.6. Infrastruktur
- 11.7. Wohnideal

### 12. Bewertung der Wohnsituation

- 12.1. Wohnkarriere
- 12.2. Diskriminierung

### 13. Bewertung des Stadtteils

- 13.1. soziales Milieu
  - Sozialisationsbedingungen
  - Vandalismus/Devianz
  - Soziale Kontrolle
  - Sicherheit
- 13.2. physische Umgebung
  - Grünflächen
  - Spielplätze
  - Infrastruktur
  - Lage
  - Gebäude
- 13.3. Umzugswünsche
- 13.4. Familie/Freunde
- 13.5. Nachbarschaft

### 14. Image des Stadtteils

- 14.1. sozial
- 14.2. physisch/baulich

## *Zusätzliche (allg.) Kategorien*

### 15. Selbstbild

### 16. Identifikation

- Hannoveraner
- Deutsch/Türke
- Türke
- Marginal Man
- Einbürgerungswunsch
  - Hinderungsgründe
  - Instrumentelle Begründung

### 17. Vergleich mit der 1. Generation

### 18. Resümee/Fazit

## **LEITFADEN GATEKEEPER DES ARBEITSMARKTS: ARBEITGEBER**

Wir untersuchen die Lebenssituation von Türken und Türkinnen der zweiten Generation in Deutschland. Mit zweiter Generation sind diejenigen gemeint, die hier geboren wurden oder hier aufgewachsen sind. Uns interessiert, wie ihre Lage von Experten eingeschätzt wird. Wichtig sind uns Ihre persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen. Ihre Aussagen werden selbstverständlich anonym behandelt.

### **Einstellungspraxis**

- 1. Können Sie mir zu Anfang etwas über Ihren Betrieb erzählen? Was wird hier hergestellt bzw. Was passiert hier in diesem Betrieb?**
  - Welche Arbeitsbereiche?
  - Wie viel Beschäftigte? Wie viele Azubis?
  - Arbeiten hier auch Türken? Wie viele Männer, wie viele Frauen?
- 2. Und welche Aufgaben haben Sie hier im Betrieb?**
  - a) Wählen Sie auch die Bewerber aus, die eingestellt werden sollen?
  - b) Entscheiden Sie das eigentlich alleine?
  - c) Gibt es noch andere Personen, die auch für Einstellungen zuständig sind? Wie viele sind das?
- 3. Gibt es eine bestimmte Vorgehensweise bei Einstellungen?**
  - Wenn im Betrieb eine Stelle frei wird, wie kommen Sie zu neuen Mitarbeitern/Arbeitnehmern? (Stellenanzeige, persönliche Empfehlungen der Mitarbeiter, Arbeitsamt )
  - Bewerbungsgespräche?
  - Einstellungstests (am Ende anfordern)? Wie viele der Personen, die so einen Einstellungstest machen, fallen durch? (Was für Personen sind das?)
- 4. Wenn eine Stelle ausgeschrieben ist, wie viele Bewerbungen erhalten Sie so?**
  - a) Bewerben sich auch viele Ausländer?
    - Auch Türken? Wie viele? Und wie viele stellen Sie ein?
    - Blindbewerbungen? Von wem? Haben Blindbewerbungen Erfolgchancen?
- 5. Worauf achten Sie bei Bewerbern?**
  - Worauf legen Sie am meisten Wert?  
Zeugnis, Qualifikationen, Erfahrung, Herkunft, ordentliches Aussehen
- 6. Suchen Sie zurzeit Personal?**
  - Für welche Tätigkeiten und Positionen?
  - Was für eine Ausbildung, welche Fähigkeiten müssen Bewerber mitbringen?
- 7. Welche Chancen haben denn Arbeitslose?**
  - Und Personen ohne Ausbildung?
  - Und Personen, die eine außerbetriebliche Ausbildung gemacht haben? Ist die genauso viel wert wie eine betriebliche?
  - Und Personen, die eine ABM gemacht haben?

- 8. Haben Sie in den letzten 5 Jahren ca., bei kleineren Betrieben einen längeren Zeitraum wählen, bei großen nach dem jährlichen Durchschnitt fragen] Personal eingestellt?**
- Was waren das für Stellen, was für eine Ausbildung, welche Fähigkeiten mussten die Bewerber mitbringen?
  - Wen haben Sie eingestellt, eher Männer oder eher Frauen; eher Deutsche oder eher Türken (oder andere Ausländer)?
  - Und wie sieht es mit der Übernahmen von Azubis aus? Hat sich das verändert in den letzten Jahren?
- 9. Spielt es eigentlich eine Rolle, aus welchem Stadtteil Bewerber kommen?**
- In unseren Interviews haben uns Türken aus Linden und Vahrenheide gesagt, dass sie wegen ihrer schlechten Adresse größere Schwierigkeiten bei der Jobsuche haben. Was halten Sie denn davon?
    - Wie erklären Sie sich das?
    - Liegt es auch an den Stadtteilen?
    - Was ist denn in Linden oder Vahrenheide anders als in anderen Stadtteilen?
    - Gilt das nur für Türken oder auch für Deutsche?
  - Haben Sie schon Erfahrungen mit Beschäftigten aus diesen Vierteln gemacht?
    - Was für Erfahrungen waren das?
    - Waren/Sind das Türken oder Deutsche?
  - Welches Image haben Linden und Vahrenheide in Hannover?
    - Beeinflusst das nicht auch das Verhalten von Arbeitgebern?
- 10. Wie ist es mit Türken überhaupt: Tun die sich schwerer als Deutsche, Arbeit zu finden?**
- Woran liegt das (Qualifikation etc.)?
- 11. Von den Türken, mit denen wir gesprochen haben, haben wir erfahren, dass viele ihren Job nicht übers Arbeitsamt bekommen haben, sondern durch ihre Familie und ihre Freunde. Kennen Sie das aus ihrem Betrieb auch, dass Mitarbeiter Leute bei Ihnen unterbringen wollen?**
- Vor allem bei den türkischen Mitarbeitern oder auch bei deutschen?
  - Sind diese Vermittlungen für Türken typisch? Warum?
    - Ist der Zusammenhalt bei den Türken größer?
  - Greifen Sie denn gerne auf solche Empfehlungen zurück?

## **Betriebsalltag**

- 12. Wie würden Sie das Betriebsklima beschreiben?**
- 13. Wie klappt denn die Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Türken bei Ihnen im Betrieb?**
- Arbeiten Ausländer bzw. Türken mit Deutschen zusammen in Arbeitsgruppen
- 14. Gibt es auch mal Konflikte (Schwierigkeiten) zwischen türkischen und deutschen Arbeitnehmern?**
- Kennen Sie ähnliche Probleme aus anderen Betrieben?



- a) Gibt es auch Schwierigkeiten oder Konflikte innerhalb der türkischen Belegschaft?
  - Worum geht's da? Wie werden sie gelöst?
- b) Gibt es Schwierigkeiten zwischen verschiedenen Ausländergruppen in Ihrem Betrieb?
  - Worum geht's da? Wie werden sie gelöst?
  - Achten Sie bei Einstellungen darauf, dass sich die unterschiedlichen Nationalitäten vertragen?

## **Türkische Beschäftigte**

- 15. In den 70er und 80er Jahren gab es ja sehr viele Türken, die nicht besonders gut Deutsch konnten. Ist das heute eigentlich auch noch ein Problem?**
- Erfahrungen und Einschätzungen der Deutschkenntnisse der Türken
  - Probleme, Anweisungen zu verstehen?
  - Unterschied ältere und jüngere Türken?
- 16. Was für Erfahrungen haben Sie denn mit türkischen Jugendlichen und Azubis gemacht?**
- a) Ausländische Jugendliche brechen im allgemeinen häufiger die Lehre ab als deutsche Auszubildende: Ist das in Ihrem Betrieb auch so? Gründe dafür?
    - Einfluss der Familie?
  - b) Leistungen in der Berufsschule, Unterschiede zu deutschen Jugendlichen? Falls ja, woran liegt das (auch an Sprachproblemen?)
  - c) Unterschiede zwischen türkischen Jungen und Mädchen?
- 17. BEI DIENSTLEISTERN: Arbeiten bei Ihnen auch Türken im Verkauf oder Kundendienst?**
- a) Falls ja: Gibt es da manchmal Probleme mit den Kunden?
    - Kommt es schon 'mal vor, dass sich Kunden über Ihre türkischen Mitarbeiter beschwert haben? Wie gehen Sie damit um?
    - Gibt's auch Kunden, die lieber von Deutschen bedient werden wollen?
  - b) Falls nein: Warum nicht?
    - Würde das Schwierigkeiten geben? Welche? (Kunden, Sprache, Fachwissen, Freundlichkeit)
    - Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?
- 18. Die türkische Bevölkerung lebt hier in Deutschland ja sozusagen in zwei Welten: sie können meistens türkisch und deutsch und kennen sich in beiden Kulturen aus. Kann dieses Wissen für den Betrieb auch von Vorteil sein?**
- a) Haben die türkischen Bewerber wegen ihrer Zweisprachigkeit etc. auch Vorteile bei der Stellensuche?
    - Haben Sie schon Türken aus diesem Grund eingestellt? Erfahrungen?
  - b) Macht es sich eigentlich irgendwie bemerkbar, dass Türken Moslems sind?
    - Ramadan, Arbeitsleistungen

**19. Welche Erfahrungen haben Sie mit türkischen Frauen in Ihrem Betrieb gemacht?**

- a) Welche Unterschiede sehen Sie zwischen deutschen und türkischen Frauen?
- b) Türkische Frauen sind ja sehr stark auf ihre Familie fixiert: Macht sich das im Betrieb bemerkbar?
- c) Sind türkische Frauen genauso ehrgeizig sind wie deutsche?
  - Zuverlässigkeit, Fehlzeiten, Interesse bzw. Engagement?
- d) Ist es ein größeres Risiko, eine Türkin einzustellen?

**20. Arbeiten bei Ihnen auch Frauen mit Kopftuch?**

- a) In welchen Bereichen arbeiten sie?
- b) Ist das ein Problem für Sie, wenn Frauen ein Kopftuch tragen?
  - Das „Image“ solcher Frauen ist ja nicht besonders gut, wie sehen Sie das?
  - Welche Erfahrungen haben Sie gemacht? Welche Konsequenzen?
- c) Unterscheiden die sich von den anderen türkischen oder ausländischen Frauen ohne Kopftuch?
  - weniger Interesse, sich in Deutschland zu integrieren?

**21. Und wie ist das mit den türkischen Männern: Verhalten die sich anders als deutsche Männer?**

- Etwas „macho-mäßiger“? Erfahrungen (z. B. Verhalten weiblichen Vorgesetzten gegenüber, insgesamt temperamentvoller etc.)?
  - streitsüchtiger, aggressiver
- a) Ist es ein größeres Risiko, einen Türken einzustellen?

## **Vergleich 1. und 2. Generation**

**22. Jetzt mal unabhängig von Ihrem Betrieb: Die türkischen Arbeitnehmer sind als Gastarbeiter ins Land gekommen und haben meist als Angelernte gearbeitet z.B. am Fließband. Ist das heute noch so?**

- Woran liegt das?
- a) Was für Erfahrungen haben Sie mit Türken und mit Deutschen bei ungelerten Arbeiten gemacht?
  - Welche Unterschiede?
- b) Sind Türken für solche Arbeiten manchmal auch einfach die bessere Wahl, z.B. weil sie lieber körperlich arbeiten?
  - Falls ja: Spielt das auch eine Rolle, wenn Sie einen Arbeitsplatz, der sich z.B. durch harte körperliche Tätigkeit auszeichnet, zu vergeben haben?

**23. Die Gastarbeiter wollten ja eigentlich wieder in die Türkei zurückkehren. Gibt es diesen Wunsch bei den jüngeren Türken heute auch noch?**

- Macht sich das bei der Arbeit irgendwie bemerkbar?

**24. Wie sieht es denn bei türkischen Mitarbeitern bei besonderen Anforderungen aus wie beisp. bei Überstunden?**

- Gibt es da einen Unterschied zwischen Deutschen und Türken?

- Gibt es da schon mal Konflikte?
- a) Und wie sieht es bei Weiterbildungen aus: Sind türkische Mitarbeiter genauso daran interessiert?
- Haben sie andere Ansprüche an die Arbeit?
- 25. Wenn Sie sich so Ihre Erfahrungen vor Augen führen oder auch das, was Sie so von anderen Betrieben wissen: Würden Sie sagen, dass die Generation der Türken, die schon hier aufgewachsen ist, anders ist als die Generation der „Gastarbeiter“?**
- Ansprüche an Arbeit - Qualifikationen - Sprache -
- a) Haben die jüngeren Türken/Türkinnen bessere Chancen, eine Arbeit zu finden?
- b) Wie sehen Sie das: Gibt es einen Fortschritt bei der Integration von Türken in den Arbeitsmarkt?

## Entlassungen

- 26. Gab es in den letzten Jahren auch Entlassungen bei Ihnen im Betrieb?**
- a) Waren das betriebsbedingte Kündigungen?
    - Wer war davon betroffen? (waren da auch Türken bei?)
    - Welche Arbeitsbereiche / Tätigkeiten
    - Wie viele Personen wurden entlassen?
    - Nach welchen Kriterien wählen Sie die Personen aus, die entlassen werden?
    - Spielte es z.B. eine Rolle, ob sie Familie haben oder ob sie schon lange im Betrieb sind?
    - Gibt es so was wie einen Sozialplan (Kriterien erfragen)?
  - b) Persönliche Gründe: Es gibt ja immer mal jemanden, von dem man sich aus irgendwelchen Gründen trennen muss: Gab es solche Kündigungen?
    - Gründe
    - Wer wurde entlassen (Türke)?

## Fazit

- 26. Wie sehen Sie das: Haben Türken im Vergleich zu Deutschen schlechtere Chancen auf dem Arbeitsmarkt?**
- warum? - Gibt es außerdem noch Diskriminierung?
- 27. Was meinen Sie: Was müsste getan werden, um die Chancen von Türken auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern?**
- Politik - auf Seiten der Arbeitgeber - Müssen Türken sich ändern?

Vielen Dank für Ihre Auskünfte und Ihre Hilfsbereitschaft. Am Ende des Interviews würde ich gerne noch ein paar Angaben zu Ihrem Betrieb erfahren. Falls Sie nichts dagegen haben.....?

## **LEITFADEN GATEKEEPER DES WOHNUNGSMARKTS: WOHNUNGSVERMIETUNG**

Wir untersuchen die Lebenssituation von Türken und Türkinnen der zweiten Generation in Deutschland. Mit zweiter Generation sind diejenigen gemeint, die hier geboren wurden oder hier aufgewachsen sind. Uns interessiert, wie ihre Lage von Experten eingeschätzt wird. Wichtig sind uns Ihre persönlichen Erfahrungen und Einschätzungen. Ihre Aussagen werden selbstverständlich anonym behandelt.

### **Praxis der Wohnungsvergabe**

#### **1. → Nur Wohnungsbaugesellschaften:**

**Vielleicht können Sie zu Beginn etwas über Ihr Unternehmen erzählen, wie groß es ist, welche Arbeitsbereiche es gibt, welche Standorte es gibt ....?**

#### **2. Beschreiben Sie doch bitte Ihren Wohnungsbestand.**

- Wie viele Wohnungen
- Stadtteile, Ausstattung, Größe
- Sozialwohnungen, Belegrechtswohnungen
- Miete

#### **3. Vermieten Sie nur Wohnungen oder verkaufen und verwalten Sie auch Wohnungen?**

- Was ist das Hauptgeschäft?
- Verwaltung von fremden Wohnungen?
- Vermittlung von fremden Wohnungen?

#### **4. → Wohnungsbaugesellschaften:**

**Wofür sind Sie in Ihrem Unternehmen zuständig?**

- Vermitteln Sie auch freien Wohnraum an Bewerber?
- Wie viele Personen sind denn bei so einer Vermittlung beteiligt?
- Gibt es noch andere Personen, die auch für Vermittlungen zuständig sind? Wie viele?

#### **→ Private:**

**Haben Sie Angestellte, organisieren Sie das alleine oder arbeiten Sie mit Maklern oder Verwaltern zusammen?**

- Wer macht was?

#### **5. Wie oft müssen Sie sich neue Mieter suchen?**

##### **a) Wie kommen Sie an neue Mieter?**

- Anzeige, private Empfehlungen, Makler, Wohnungsamt

##### **b) Wie geht's dann weiter? Gibt es eine bestimmte Vorgehensweise?**

#### **6. Worauf achten Sie bei Personen, denen Sie eine Wohnung vermieten?**

##### **a) Welche Voraussetzungen müssen die mitbringen?**

- Verdienstbescheinigungen, Bürgschaften, sonstiges

#### **7. Wer bewirbt sich bei Ihnen denn so als Mieter? Eher Studenten oder Familien, eher Deutsche oder Ausländer...?**

- 8. Und sind das dann auch die Leute, an die Sie vermieten?**
- Anteil Deutscher, Anteil Ausländer? Wie hoch ist der Anteil der Türken?
  - Familien (Paare mit Kindern)
  - Unterschicht, Mittelschicht
- 9. Wie würden Sie Ihre Mieterschaft im Vergleich mit anderen privaten Vermietern/Verwaltern/ Wohnungsgesellschaften hier in Hannover beschreiben?**

## **Situation in den Stadtteilen**

- 10. Gibt es Stadtteile, in denen es schwierig ist, Wohnungen zu vermieten / vermitteln?**
- Welche sind das? Woran liegt's? - Haben Sie dort auch Wohnungen?
  - Leerstände
- 11. In jeder Stadt gibt es Stadtteile, in denen viele Ausländer wohnen. Haben sich diese Stadtteile in den letzten Jahren verändert?**
- Welche Stadtteile? - Welche Veränderungen?
- a) Hat der Anteil der Türken in diesen Stadtteilen zugenommen?
- b) Gibt es in diesen Stadtteilen Probleme, Wohnungen zu vermieten / vermitteln?
- 12. Spielt der Anteil der ausländischen Bevölkerung im Stadtteil denn generell eine Rolle bei der Wohnungsvermittlung?**
- Oder spielt der Anteil der ausländischen Bevölkerung im *Wohnhaus* eine Rolle?
- a) Haben Deutsche Bedenken, in Stadtviertel mit einem hohen Anteil ausländischer bzw. türkischer Bewohner zu ziehen?
- b) Oder wollen Türken in diese Viertel ziehen?
- c) Ziehen die deutschen Bewohner weg, wenn zu viele Türken in einem Stadtteil wohnen?
- 13. Welche Stadtviertel sind denn bei Deutschen besonders beliebt, welche bei Türken?**
- 14. Und wie schätzen Sie das Image von Linden-Nord und Vahrenheide-Ost ein?**
- a) Sind diese Stadtteile als Wohnorte bei den Mietern beliebt?
- Bei welchen Bevölkerungsgruppen sind diese Stadtteile beliebt, bei welchen nicht?
- 15. Wie ist denn – nach Ihren Erfahrungen – das Verhältnis zwischen deutschen und türkischen Nachbarn?**
- Gibt es da mehr Konflikte als bei anderen Nachbarn? Worum geht's da?
  - Wie verhalten sich Deutsche, wenn nebenan türkische Mieter einziehen? (Beschwerden etc.?)
  - Quote in Häusern?
  - Wollen Türken lieber türkische Nachbarn?

## Türkische Mieter

### 16. Sind Türken eigentlich schwierigere Mieter?

- a) Welche Erfahrungen haben Sie mit türkischen Mietern gemacht?

### 17. Unterscheiden sich eigentlich die Lebensgewohnheiten von Deutschen und Türken?

- kulturelle Unterschiede? Welche Unterschiede gibt es?
- „Gastarbeiter“ oder auch jüngere Türken?

- a) Türkische Familien haben häufig mehr Kinder als deutsche Familien. Spielt das eine Rolle?

- Gibt's da auch mal Probleme mit den Nachbarn?
- Wie gehen Sie mit solchen Problemen um?

- b) Ausländer und vor allem Türken bewohnen häufiger mit mehr Personen weniger Wohnraum. Haben Sie mit solchen Überbelegungen schon Erfahrungen gemacht?

- Verweis auf Wohnstatistiken: Wohnraum pro Kopf in qm?
- Schwierigkeiten (höhere Nebenkosten, höhere Abnutzung der Wohnung oder auch Ärger mit den Nachbarn)? - Konsequenzen?

### 18. Die finanzielle Lage der Türken ist ja immer noch schlechter als die der Deutschen. Ist das bei der Vermietung ein besonderes Risiko?

- Konsequenzen?

- a) Haben Sie schon Erfahrungen damit gemacht, dass Mieter ihre Miete nicht bezahlt haben?

- Was machen Sie in einem solchen Fall?

- b) Gibt es „typische“ Gruppen, mit denen es Schwierigkeiten gibt? Welche sind das?

- Gehören Türken auch zu dieser Gruppe? (Z.B. wenn sie wieder in die Türkei zurückkehren und Mietschulden hinterlassen?)

- c) Kann man ein solches Risiko schon im Vorfeld ausschließen? Wie?

### 19. Ist es für Türken schwieriger, an eine Wohnung zu kommen als für Deutsche?

- a) Was meinen Sie: Spielt Diskriminierung auch eine Rolle?

### 20. Die „Gastarbeiter“ hatten ja im allgemeinen recht niedrige Ansprüche an das Wohnen. Ist das heute bei denen, die hier aufgewachsen sind, der zweiten Generation, auch noch so?

- Sind die Türken sozusagen etwas „pflegeleichter“? Unkomplizierter? (Beispiel)
- Bei Türken Miete wichtiger als Ausstattung?

- a) Unterscheidet sich denn 2. Generation in anderer Hinsicht von den älteren?

- Chancen auf dem Arbeitsmarkt, Chancen auf dem Wohnungsmarkt, Gewohnheiten, Einstellungen....?

### 21. Was meinen Sie: Was müsste getan werden, um die Chancen von Türken auf dem Wohnungsmarkt zu verbessern?

- Politik - auf Seiten der Vermieter - Müssen Türken sich ändern?

# **BOGEN FÜR DIE BEGEHUNG DER STADTTEILE**

## **1. Verkehr, Umgebung, Lage**

- (optische) Anbindung und Verflechtung mit anderen Stadträumen, Schneisen (Straßen, Schienen etc.);
- Nähe zu Industrie, Flughafen, Hafen, Müllhalden, Bahnhöfen u.ä.;
- Anbindung an den ÖPNV (Verbindung, Taktzeiten);
- Zahl, Zustand und Art der PKW und anderer KFZ.

## **2. Öffentlicher Raum, baulicher Zustand**

- Leerstände von Wohnungen;
- baulicher Zustand von Gebäuden; Eingängen, Treppenhäusern (Briefkästen, Klingelknöpfen) etc.;
- Müll, Zeichen von Vandalismus etc.;
- starke Polizeipräsenz;
- Art, Zustand und Lage von Plätzen, Freiflächen u.ä.

## **3. Soziale und kulturelle Infrastruktur**

- Vereine, Treffpunkte;
- überörtlich attraktive soziale und kulturelle Angebote (Bibliotheken, Parks, Sportanlagen und andere Angebote für Freizeit und Erholung);
- soziale Infrastruktur bzw. Präsenz des Sozialstaates (Sozialarbeiter, Ausbildungsprojekte, Gemeinwesenarbeit, Jugendzentren, Außenstellen von Behörden);
- (vorschulische) Kinderbetreuungseinrichtungen;
- Ärzte, allgemeine Gesundheitsversorgung.

## **4. Kommerzielle Infrastruktur, Arbeitsmöglichkeiten**

- überörtlich attraktive Angebote wie Kinos, Schwimmbäder u.ä.;
- Cafés, Kneipen, Gaststätten, Restaurants, Discotheken (Was für welche? Angebote –z.B. Fast Food-, Zielgruppe? Leerstände?);
- Supermärkte, Einzelhandel (Was für welche? Billigläden? Zielgruppe? Leerstände?);
- Videotheken, Kioske, private Dienstleister u.ä. (Was für welche? Zielgruppe?);
- Banken;
- Aushänge, Veranstaltungshinweise etc.;
- Arbeitsmöglichkeiten (über die zuvor genannten Indikatoren hinausgehend: Industrieansiedlungen, Handwerksbetriebe, Handel, "Hof- und Garagenbetriebe", informelle Arbeit).

## **5. Bevölkerungsattribute**

- Kleidung;
- Alter, Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit;

- Alkoholiker, Drogenabhängige, Verhaltensauffälligkeiten.

#### **6. Sonstiges**

- Eindrücke, Hinweise, Impressionen etc. (kurze Notizen, Diktaphon).

#### **7. Notizen zu Gesprächen während der Begehung**





## Erklärung gemäß § 9 (2) (b) der Promotionsordnung

Hiermit versichern wir, dass wir die unten aufgeführten Beiträge selbständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet haben.

Oldenburg, den 04.02.2005

Andrea Janßen

Ayça Polat

### Zurechnung der zu berücksichtigenden Beiträge gemäß § 8 (5)

Andrea Janßen hat folgende Beiträge verfasst: Ayça Polat hat folgende Beiträge verfasst:

#### I Zur Theorie von Integration und Ausgrenzung

##### II 1 Zur Begehung

II 1.1 Zur Durchführung der Begehung

II 1.2 Probleme bei der Begehung

II 2.1.1 Zur Entwicklung des Leitfadens

II 2.1.3 Zur Auswertung der Interviews

##### II 3 Die Mühen der Ebene

II 3.1 Das Problem der Rekrutierung von Interviewpartnern in der Methodenliteratur

#### III Netze

III 1 Bedeutung und Kriterien sozialer Netze

III 2 Familienzentriertheit, soziale Homogenität und Lokalität: Gemeinsamkeiten der Netze

III 6 Fazit

##### II 2 Zu den Interviews

II 2.1 Auswahl der Erhebungsmethode

II 2.1.2 Zur Interviewsituation

II 2.2 Zu Problemen während der Interviewsituation

II 3.2 Rekrutierungsstrategien: Erfolge und Misserfolge

II 3.3 Erklärungen für die Zugangsprobleme

II 3.4 Fazit: Augen zu und durch?

##### III 3 Netzwerktypen: Familie plus X

III 3.1 Das familiale Netz

III 3.2 Das ethnisch homogene, erweiterte Familiennetz

III 3.3. Das ethnisch heterogene, erweiterte Familiennetz

III 4 Erklärungen für die Netzwerktypen

III 5 Auswirkungen der Netze auf die Wohn- und Arbeitskarrieren

#### IV Wohnen mit allen Abschnitten

#### V Arbeit mit allen Abschnitten

#### VI Fazit mit allen Abschnitten